

kürbiskern

- Johannes Bobrowski: Das Dorf Tolmingkehmen*
Jakob Mader: Intelligenz und Kulturpolitik
Heinrich Waltz: Prosaische Lyrik
Günter Kunert: Gedichte
Friedrich Hitzer: Gespräch mit Michail Romm
Th. v. Vegesack: Dokumentation zur „Ermittlung“
Ludwig Marcuse: Was ermittelte Peter Weiss?
Ingrid Drexel: Propaganda als Gottesdienst?
Erwin Piscator: Nach-Ermittlung
Sarah Kirsch: Legende über Lilja
Elmar Altvater: Ein Ende der Lohnpreisspirale?
H. Günter Wallraff: Auf der Werft
Torsten Carecz: Haut den Lukacs!
*Leo Kofler: Die drei Hauptstufen der dialektischen
Gesellschaftsphilosophie*

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitzer,
Yaak Karsunke, Hannes Stütz, Manfred Vosz

Damnitz Verlag München

Johannes Bobrowski
Das Dorf Tolmingkehmen

Die Mittagsfeuer
verbrannt, über der Linde
Rauch. Dort geht er mit weißem Haar.
Die Leute sagen:
Bald wird kommen der Abend,
einer beginnt den Gesang,
die Felder tragen ihn fort.

Komm noch ein Stück, Donelaitis,
der Fluß will sich heben mit Flügeln,
ein Habicht, ein Taubenfeind,
der Wald mit den schwarzen Häuption
richtet sich auf, es ruft
windig über den Berg.
Dort leben die Gräser.

Auch dieser Tag fährt herab
unter die Galgenschatten
der Brunnen, das Fensterlicht
windlos, das Kienlicht sagt
mäusestimmig
den Segen auf.

Du schreib über das Blatt:
Der Himmel regnete Güte,
und ich sah die Gerechtigkeit
warten, daß sie herabführ
und käme der Zorn.

Anmerkung: Christian Donelaitis (lat. Donalitus), von 1743 bis 1780 Pfarrer in Tolmingkehmen, litauischer Dichter. Von seinen, litauisches Volksleben schildernden, mehrfach übersetzten Idyllen wurden besonders „Die Jahreszeiten“ bekannt.

Jakob Mader
Intelligenz und Kulturpolitik

„In Fragen der Kultur sind Überstürztheit und schwung-
haftes Ausholen das Allerschädlichste.“ W. I. Lenin

„Die literarische Arbeit läßt sich am allerwenigsten einer
mechanischen Ausrichtung, Nivellierung und Herrschaft
der Mehrheit über die Minderheit unterwerfen...“

In dieser Arbeit ist die Sicherstellung des größtmöglichen
Raumes für die persönliche Initiative und individuelle
Neigungen unbedingt notwendig, des Raumes für den
Gedanken und die Phantasie, die Form und den Inhalt.“

W. I. Lenin

Der alte Elfenbeinturm der deutschen Intelligenz steht leer und nur noch Liebhaber musealer Einrichtungen dürften sich in ihm wohlfühlen. Der „Geist“ sieht die Verwirklichung der Freiheit nicht mehr darin, die „Macht“ von oben her zu betrachten, er will sich der „Macht“ stellen und sie kritisieren. So verschieden Standpunkte und Methoden auch sein mochten: die Vertreter des deutschen „Geistes“ der Nachkriegszeit waren geradezu paralysiert von dem Bewußtsein, die „Macht“ nie wieder so hochkommen zu lassen, wie sie es war, die Folgen zu geißeln, den Anfängen zu wehren. Im Westen schien das soweit zu gehen, daß man die Ursachen der „Macht“ vergaß, nur gegen Folgen und Symptome der „Macht“ kämpfte — und so war deren Geschichte doch mächtiger. Der westdeutsche freie „Geist“ konnte keineswegs die Restauration der Politik des deutschen Imperialismus verhindern. Resigniert nahm er zur Kenntnis, wie sich die sattem bekannte Diffamierung der „Linksintellektuellen“ institutionalisierte, ohne daß er dabei allzu grob behandelt wurde; selbstspöttische Witzeleien über die unaufhaltsame Integration und Korruption paarten sich mit dem Hohn über den unausrottbaren kleinbürgerlichen Mief, die Deutschen waren eben ein für allemal verdorben: ein mieses Volk, mit dem Wort ist hier nichts auszurichten, die Aktion erstickt im Konsum; übrig blieb die Schönheit in der Kunst (überflüssiger Luxus einer nicht aus der Ruhe zu bringenden Gesellschaft). Den Turm hatte man verlassen und fand sich im Schloßgarten wieder: eine Gesellschaft unter sich, die ein Teil des Volkes und der Herrschaft gegen Entgelt be-
sichtigen konnte.

Bis es einigen zu eng wurde; bis Rolf Hochhuth (innerhalb der bestehenden Eigentumsverhältnisse) gegen die Ideologie der sozialen Partnerschaft löckte und manche Gewerkschaftsfunktionäre ermutigte, auch in der Öffentlichkeit darüber zu sprechen, daß es hierzulande Monopolkapitalisten und eine Klassengesellschaft gebe; bis Günter Grass seine Wahlreise für eine Partei machte, die nichts anderes als an die „Macht“ wollte; bis Peter Weiss seine zehn Punkte für den Standpunkt des Schriftstellers in unserer Zeit veröffentlichte; bis der Aufruf der progressiven Intelligenz gegen die amerikanische Vietnampolitik gedruckt wurde; bis man die Sendung „Hallo Nachbarn“ absetzte, Sammy Drechsel und Wolfgang Neuss dem NDR ihren Streik androhten.

Nicht die verschiedenen Disqualifizierungen wegen mangelnder Kompetenz in gesellschaftspolitischen Fragen charakterisieren die Lage der progressiven Intelligenz; nicht die „Pinscher“ Erhards — eine Äußerung unbeholfener Impulsivität, die noch genug Stoff für kabarettistische Übungen und geistreiche Pointen hergab; auch nicht die bedrohlichen Ratschläge eines Franz Josef Strauß, der den Kritikern der BRD die Emigration anrät. Die Genauigkeit im Beschreiben der Rolle der progressiven Intelligenz blieb einer Glosse der FAZ vorbehalten. Es handelte sich um eine Stellungnahme zu der Erklärung prominenter Vertreter des politischen Kabarets (Neuss und Drechsel), aus Solidarität mit den Kollegen der Sendung „Hallo Nachbarn“ im NDR nicht mehr aufzutreten:

„Herrn haben Narren legal ertragen und nicht selten sogar gefördert. Denn Herrschaft drückt, und Druck sucht sich Ventile. Hoffen wir, daß unsere Herren sich richtig verhalten, nämlich gelassen. Aber es gibt auch für Narren Grenzen. Wir meinen nicht die eines legal fragwürdigen und schwer definierbaren Anstandes. Wir meinen die Grenzen der Kompetenz. Weil das Fernseh-Kabarett „Hallo Nachbarn“ einmal seine Weisheit nicht loswurde, drohen die anderen solidarisch mit Streik. Streik des politischen Kabarets? Daß wir nicht lachen! Da machen sich nun gar die Narren lächerlich. Herr Sammy Drechsel macht nicht mehr mit? Herr Wolfgang Neuss macht nicht mehr mit? Die Stachelschweine sind kollektiv solidarisch? Ei nun, liebe Narren, dann laßt es eben bleiben! Narren, die aus der Rolle fallen, sind nicht mehr komisch. Wenn Leuten, die durch ihr keckes Mundwerk ergötzen, sich selber bestrafen wollen, wer wird sie daran hindern?“

Der kühle Hohn jenes glossierenden Konservatismus beschreibt die „Freiheit“ der Intelligenz in der bundesrepublikanischen Gesellschaft in einer Weise, die, allerdings mit anderen Vorzeichen, einem Eduard von Schnitzler zur Ehre gereichen würde. Der Intellektuelle als Narr, der von der Herrschaft ausgehalten wird, damit der Druck der Herrschaft ein Ventil erhalte. Wir ertragen euch, wir fördern euch. Macht, was ihr wollt, nur eines dulden wir nicht: eine Solidarität der Narren, die streiken. Wie es euch gefällt! Eure Arbeit sei uns Luxus, auf den wir im Zweifelsfall verzichten. Ihr verzichtet selbst? Ihr verzichtet auf

euren Unterhalt? Hier habt ihr euren Lohn — unsren Hohn. Wer soll euch denn bezahlen?

Der Einwand, die Kritik der FAZ wende sich ja nur gegen einen besonderen Kreis der Intelligenz, nämlich gegen diejenigen Leute, die erklärtermaßen mit Witzen ihr Geld verdienen, aber nicht gegen schriftstellerische Persönlichkeiten, die sich „ernsthaft um die geistige Auseinandersetzung in unserer modernen Welt bemühen“, jener Einwand widerlegt sich durch die eigene Argumentation der klassenbewußten FAZ: ihr widerstrebt sozusagen das gewerkschaftliche Bewußtsein bei der Intelligenz, und sie leistet sich den Hohn vielleicht gerade deshalb, weil solche Einzelaktionen tatsächlich lächerlich aussehen, vergleicht man sie mit den Aktionsmöglichkeiten eines Verbandes wie der IG-Metall — hier sorgen keine Glossen, sondern Notstandsgesetze vor. In einem am 21. 10. 65 in Köln erschienenen Artikel, der mit dem Titel „Kulturpartisan des Kommunismus“ überschrieben ist, wird die Katze ganz aus dem Sack gelassen:

„Mit dem Grauen von Auschwitz wird in diesen Tagen in Deutschland revolutionäre Politik gemacht . . . (Peter Weiss) versucht jetzt mit zielsicherer Dialektik, die Schatten der Vergangenheit auf die Gegenwart zu projizieren und nachzuweisen, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit sich nicht geändert habe und daß die Männer, die heute unser Schicksal und unser Bewußtsein bestimmen, die gleichen seien, die einst jüdische Menschen in den Gaskammern vernichteten.“ Der Artikel gibt auch Auszüge aus einem Interview des Autors Weiss mit der schwedischen Zeitung „Stockholms Tidningen“ wieder, unter anderem folgenden Satz:

„Das Stück entbehrt nicht der aktuellen Sprengkraft. Ein Großteil davon behandelt die Rolle der deutschen Großindustrie bei der Judenausrottung. Ich will den Kapitalismus brandmarken, der sich sogar als Kundschaft für Gaskammern hergibt.“

Der Schreiber des Artikels aus Köln stellt nun zu Recht fest, daß die „Ermittlung“ eine „politische Aktion“ darstellt, „die weitaus tiefer und weiter zielt, als es bei oberflächlichem Lesen den Anschein hat“, zieht daraus jedoch den Schluß, daß das Stück „kein Dokument der Wahrheitsfindung“ sei. Was für Peter Weiss und den Leser seines Stückes Belege und Zusammenhänge der Realität sind, wird hier als „Diffamierung einer ganzen Gesellschafts- und Sozialordnung“ denunziert. Der Autor jenes Artikels ist namentlich nicht genannt — er kann gar nicht bei Namen genannt sein, denn es handelt sich dabei um nichts Geringeres als einen „Unternehmerbrief“ des „Deutschen Industrieinstituts“, der in Zusammenarbeit mit dem Bundesverband der Deutschen Industrie und den industriellen Verbänden der Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände im Verlag Deutsche Industrieverlags-GmbH, Köln, erscheint. Mit anderen Worten: eine offiziöse Stellungnahme des institutionalisierten Monopolkapitals der BRD. Jedoch: nicht von Peter Weiss, sondern von der Geschichte, die er auf-

greift, ist die Ordnung jener Herren angeklagt. Man konzidiert zwar, daß „Entsetzliches . . . in Auschwitz geschehen“ sei, das „immer unermesslich und unentschuldig bleibt“, doch „unentschuldig“, weil „es immer ohne Erklärung und ohne Sühne sein wird“ (Hervorhebung von uns. J. M.). Das Industrieinstitut weiß offenbar den Wert der Ideologie eher zu schätzen als die publizistischen Apologeten des Kapitalismus. Der „Unternehmerbrief“ richtet sich gegen die „Ermittlung“, da sich der Autor Weiss für eine Theorie entschieden hat, die „Kritik, Veränderung voraussetzt“ — nämlich den Sozialismus.

Es ist das gute Recht der sogenannten „Arbeitgeber“ und ihrer Parteigänger, sich dort zur Wehr zu setzen, wo sie Grund genug haben, sich angegriffen zu fühlen. Ihre Verteidigung besteht jedoch aus nicht mehr als der antikommunistischen Demagogie, die Kritik damit zu diskreditieren, daß sie den „Machthabern der Zone“ gefällt: „Die Ermittlung“ wird in vielfältigem Echo aus der Zone zu uns herüberhallen, gefördert und propagiert von Machthabern, die niemals eine Ermittlung ihrer Vergangenheit erlauben würden“. Welche Vergangenheit ist denn hier gemeint? Etwa die Vergangenheit in den Konzentrationslagern, aus denen die deutsche Industrie ihre billigen Arbeitskräfte bezog? (Wovon man heute mit Hinweisen auf die Vergangenheit der Stalinzeit abzulenken versucht.) Aufschlußreich für die mögliche Manipulation der sozialkritischen Künste in der BRD ist die lakonische Feststellung: „Dafür haben sich Bühne, Funk und Fernsehen in der Bundesrepublik Deutschland gewinnen lassen.“ Rechnet man noch den Pressespiegel im Anhang zu dem „Unternehmerbrief“ dazu, so kann man ermessen, wie bewußt die Reaktion manipuliert. Hier genügt die Feststellung H. D. Sanders in der „Welt“ vom 18. 9. 65: „In jedem Falle haben sich die neunzehn Bühnen und die Sender der Bundesrepublik Deutschland durch betriebsame Bußfertigkeit und Ahnungslosigkeit in eine peinliche Zwickmühle manövriert. Hätte man die Erklärungen von Peter Weiss mehr auf die Waagschale gelegt, würde uns die zwielichtige Haupt- und Staatsaktion, die uns bevorsteht, erspart bleiben. Zwei, drei Theater hätten die Ermittlung gespielt, und eine weniger belastete Diskussion wäre möglich gewesen. Man kann schon sagen, die Überrumpelung ist perfekt.“

Versuchte der „Geist“ im westlichen Deutschland mit engagiert politischem Bewußtsein, die „Macht“ durch Kritik in Schach zu halten, so war der „Geist“ im östlichen Deutschland dazu eingeladen, die „Macht“ mitzugestalten, denn hier waren ja nun angeblich die Bedingungen geschaffen worden, die den Gegensatz zwischen „Geist“ und „Macht“ aufhoben. Eines lag auf der Hand: die historische Legitimität des neuen friedlichen Deutschland — „von dem nie wieder ein Krieg ausgehen soll“ — lag nicht bei den Parteien einer apologetischen und restaurativen Bourgeoisie, deren Repräsentanten sich darum stritten, wer es gewußt, gehnt, vorausgesagt habe — in der Familie, unter Freunden, in der „inneren Emigration“ —, sondern sie lag bei den wirklichen Emigranten und

den Überlebenden der Arbeiterparteien aus den Konzentrationslagern, die vor Hitler und seinen Plänen unmißverständlich gewarnt hatten: „Wer Hitler wählt, wählt den Krieg“. Als das Großkapital die NSDAP finanzierte, wollte es zwar auch nicht den Krieg, sondern Macht und Profite behalten, was aber unter den Bedingungen jener Zeit nur eine Rüstungswirtschaft garantieren konnte. Ihre Gegner waren die Parteien, die eine grundlegende Strukturveränderung des Wirtschaftssystems durchsetzen wollten. Bei allem Schematismus, dem eine Reihe historischer Darstellungen in der DDR über die Vorgeschichte des Nazismus anhaftet, kam der entschlossenste Widerstand gegen den deutschen Faschismus von den Kommunisten, die nun nach 1945 mehr denn je sich geschworen hatten, alles, aber auch alles daran zu setzen, die sozialen und ökonomischen Ursachen, die zum Faschismus geführt hatten, „mit eisernen Besen“ auszufegen.

Für die humanistische Intelligenz, die progressive bürgerliche wie die sozialistische, gab es keinerlei Zweifel, daß das neue Deutschland nur ein sozialistisches sein konnte. Doch was für ein Sozialismus — das war die Frage.

In Deutschland gab es 1945 keine revolutionäre Situation. Es gab viele Geschlagene und einige wenige Überlebende mit Bewußtsein, die Vielen zu verändern. Aber es gab auch die Besatzungsmächte UdSSR und USA. Der alte Bolschewikenteufel saß den Deutschen noch im Nacken, wozu eine von „heiligem Zorn“ erfüllte Rote Armee über die „verbrannte Erde“ ihrer Heimat zu den Deutschen kam, um sie vom Faschismus zu befreien. „Die Russen kommen“ — die Mehrheit der Deutschen drängte es zu den Amerikanern: Nazis, Mitläufer und die verzweifelt ehrlichen Sozialdemokraten, denen es schwerfiel, ohne Demagogie nicht zugleich Antifaschist und Antistalinist zu sein. Die Mehrheit der progressiven Intelligenz, vor allem der künstlerischen Intelligenz, war von der Widersprüchlichkeit und Zerrissenheit der deutschen Sozialisten nicht belastet oder meinte, sie gehörten der Vergangenheit an und nahm deshalb bereitwillig die Gelegenheit wahr, dort die Arbeit aufzunehmen, wo sie geboten war; von Grund auf neu anzufangen, dort, wo sich die große historische Perspektive anbot. (Die Geschichte der frühen DEFA-Produktionen — im übrigen zu Unrecht legendär — ist bekannt. Wolfgang Staudte und Kurt Maetzig konnten ihre Filme nicht bei den Amerikanern machen, sondern bei den Russen. Keine westliche Firma wollte den „Untertan“ finanzieren. Als Staudte — mit einem hohen Preis der DDR ausgezeichnet — in der BRD drehen wollte, mit der besten Absicht, als Intellektueller die dritte verbindende Kraft des ganzen Deutschland zu sein, wurde er einige Jahre lang auf massives Betreiben des Bonner Innenministeriums von allen westdeutschen Produzenten boykottiert.)

Der deutsche „Geist“ der Nachkriegszeit war prosozialistisch. Nach Gründung der beiden deutschen Staaten gehörten die offenen oder geheimen Sympathien der humanistischen Intelligenz der kleineren DDR mit der großen Perspektive.

Der größeren, von Geldern des Marshallplans reichlich ausgestatteten BRD hingen zunächst vor allem stalinistische Renegaten und die Apologeten eines vagen Sozialkapitalismus an. Marksteine auf dem Wege der verlorenen Sympathien für das neue Deutschland im Osten waren die Berliner Blockade und die Gründung des „Kongresses der Freiheit für die Kultur“, der die letzte Phase des Stalinismus zu einer erfolgreichen Kampagne gegen den revolutionären Sozialismus schlechthin zu nutzen wußte. Es folgte der spektakuläre wirtschaftliche Erfolg der BRD und der mühsame Aufbau der DDR, für viele Beteiligten eine Geschichte von Rückschlägen, vermeidbaren Fehlern und Unterdrückung der Freiheit des einzelnen im Namen der sozialen Gerechtigkeit. Lassen wir es hier nur bei der allgemeinen Feststellung bewenden: der Staat mit den 54 Millionen Menschen bekam viel hartes Geld, um alte Gewohnheiten neu aufzuputzen, der mit den 17 Millionen mußte das Kapital selbst erarbeiten (und als Reparationen ausführen) unter ungewohnten, Jahrhunderte von Traditionen brechenden Beziehungen im gesellschaftlichen Verkehr.

Der sozialistische Idealismus der ersten Nachkriegszeit bei vielen Intellektuellen schien sich als ein leichtfertiger Illusionismus zu entpuppen. Man hatte den Eindruck, die DDR baut auf und holzt die Intellektuellen ab, verständnislos, rigoros, administrativ: es ist die Geschichte der Resignationen und Fluchten. Manchmal konnte es scheinen, als vollzöge sich dies unter der Begleitmusik eines trotzig Chors: „Die Partei, die Partei, die hat immer recht.“

Wie auch immer die Gründe derjenigen Intellektuellen gewesen sein mögen, die bis zum 13. August 1961 (einige auch noch danach) aus Enttäuschung die DDR verließen, um in die BRD überzusiedeln, in vielen Fällen handelt es sich keinesfalls um einen Akt, der mit den Kategorien des „Verrats“ oder der „Feindschaft gegen Arbeiterklasse und Sozialismus“ beschrieben werden kann; denken wir hier nur an Johnson, Kipphardt und Bloch: sie gehören auf das Verlustkonto der DDR. Eine Frage nach der Ursache dieses oder jenes Verhaltens eines Individuums beginnt auch in einem sozialistisch orientierten Staat nicht ausschließlich beim Individuum, sondern vor allem bei den konkreten Bedingungen, die Konflikte zwischen Individuum und Gesellschaft hervorrufen. Auch dort ist das Individuum „in seiner Wirklichkeit . . . das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ (Marx). Das zeigt sich insbesondere im Bewußtsein des Intellektuellen, weil er dem Charakter seiner Arbeit entsprechend sich gesellschaftlich vielmehr individuell als kollektiv reproduziert.

Die bürgerliche Presse der BRD faßt die jüngsten kulturpolitischen Auseinandersetzungen in der DDR unter verschiedenen Aspekten des Gegensatzes von „Geist“ und „Macht“ zusammen, selbst wenn darauf hingewiesen wird, daß der Intellektuelle der DDR mit ganz wenigen Ausnahmen am gesellschaftlichen Leben seines Landes teilnimmt. (Mit „bürgerlicher Presse“ meinen wir nicht den militant-antikommunistischen Springer-Konzern — der zunehmend die des

Hugenbergschen vor 33 erfüllt: demagogische Meinungsmache — sondern die weitgehend ernstzunehmenden Versuche der liberalen Zeitungen wie beispielsweise die entsprechenden Artikel in der „Zeit“, dem „Spiegel“, der „Süddeutschen Zeitung“ u. a.) Die Schlüsse auf einen Gegensatz von „Geist“ und „Macht“ liegen nahe, zumal die entsprechenden Diskussionen über kulturpolitische Fragen vor dem Plenum einer Partei (11. Plenum des ZK bei der SED) geführt werden, und nicht innerhalb der einzelnen für die jeweiligen Bereiche der kulturellen Arbeit geschaffenen Verbände (Schriftstellerverband usw.). Es handelt sich hierbei zweifellos um eine ungewöhnliche Praxis, da die Verantwortung der Verbände in *speziellen* Fragen (Bücher, Filme, Autoren) übergegangen wird, als ob die Verantwortlichkeit dieser Verbände durch Stellungnahmen entlastet werden könnte, die praktisch den Charakter von Verordnungen tragen. Eine Vermengung spezieller und prinzipieller Fragen vor dem Plenum einer Partei verletzt demokratische Normen und fördert Opportunismus und Resignation: die speziell Betroffenen haben ja keine Möglichkeit, persönlich Stellung zu nehmen, eine Möglichkeit, die durch die jeweiligen Verbände geboten wäre. Jedenfalls ist der Eindruck entstanden, als wären hier die Vertreter der „Macht“ zusammengekommen, um die Vertreter des „Geistes“ unmittelbar zu beurteilen, die einen positiv, die anderen negativ. Gleichzeitig wurde von den Vertretern der „Macht“ immer wieder betont, daß es in der DDR, anders als in der BRD, „keinen Gegensatz zwischen Geist und Macht“ gebe, ein Satz, der formal den Charakter einer Beteuerung trägt: der eine oder andere Vertreter des „Geistes“ hat sich offensichtlich nicht so verhalten, wie es in der DDR ist — das heißt, schon von grammatikalischer Logik her, sein *soll*. Die Gefahr pauschaler Verurteilungen ist nicht zu übersehen: das führt zu Urteilen, die differenzierten Analysen nicht standhalten.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Problematik der kulturpolitischen Situation in der DDR *für* die DDR zur Diskussion zu stellen. Es gibt zwei deutsche Staaten mit grundsätzlich verschiedenen gesellschaftlichen Inhalten, die ihrerseits den Stellenwert der intellektuellen Arbeit prägen, sowohl vom Hersteller als auch vom Verbraucher aus betrachtet. Indessen spielen die Prozesse der wechselseitigen Vermittlung zwischen diesen beiden deutschen Staaten gerade in Bereichen intellektueller Tätigkeit eine entscheidende Rolle. Wir beschäftigen uns damit nicht aus Spaß an geistiger Akrobatik, die Politik Politik sein läßt, sondern im Interesse einer progressiven Lösung der deutschen Frage. Der grundlegende Widerspruch zwischen den beiden deutschen Staaten ist zwar sozialer und ökonomischer Natur, die keinen Bereich der gesellschaftlichen Praxis unberührt läßt, das heißt, hier und dort ist es unmöglich, „in der Gesellschaft zu leben und von der Gesellschaft frei zu sein“ (Lenin). Jener Widerspruch ist aber zugleich von Problemen der deutschen Nationalgeschichte überlagert, die einen entscheidenden Anteil am Bewußtsein der Menschen haben. Wer die höchst kompliziert und widersprüchlich angeordneten Elemente des Bewußtseins in unmittelbarer

Kausalität auf die Struktur des sozialen Seins zurückführt, ersetzt den dialektischen durch einen mechanischen Denkprozeß: das ist Ideologie als Abzugsbildchen.

Der ans Religiöse grenzende Glaube, die weitere Entwicklung der technischen Mittel werde die Konflikte zwischen kapitalistischen und sozialistischen Ländern von selbst lösen, ist nicht aufrechtzuerhalten, betrachtet man beispielsweise die systemimmanente Verdummung der Massen in den hochentwickelten kapitalistischen Ländern und die schon vorhandenen Institutionen der Bildung der Massen in den sozialistischen Ländern. Es dürfte hier der Vergleich zwischen der Arbeiterbildung in der BRD (5 Prozent Arbeiterkinder an Hochschulen) und der in der DDR (51 Prozent Arbeiterkinder an Hochschulen) genügen. Wir sprechen hier ausdrücklich von „Bildung“, nämlich der umfassenden kulturellen Emanzipation einer bisher unterdrückten Klasse. Denn die Unterschiede in der Ausbildung liegen auf der Hand: die BRD steht vor einer Situation, in der sie sogar zur Aufrechterhaltung ihrer eigenen Interessen einen ins Auge springenden Mangel an qualifizierten Fachkräften beseitigen muß. Die Zeiten sind vorüber, in denen Adenauer davon sprechen konnte, daß die „Zone den technischen Nachwuchs für Westdeutschland“ liefere. Wenn wir unter „Bildung“ ein ständig wachsendes Bewußtsein verstehen, das die Verhältnisse des Ganzen zum Einzelnen einzusehen vermag, ist die BRD zutiefst widersprüchlich strukturiert: der Kapitalismus braucht zugleich den Arbeiter ohne „Bildung“ und den Arbeiter mit „Ausbildung“, sowohl das eine wie das andere zur Aufrechterhaltung des ganzen Systems. Untersuchungen englischer Soziologen haben aber ergeben, daß der monopolistische und staatlich organisierte Kapitalismus einen fachlich hochqualifizierten Arbeiter und Angestellten braucht, der mit möglichst wenig Bewußtsein ausgestattet ist. Mit einem Wort: eine der Maschine angepaßte menschliche Arbeitskraft. Es ist nicht zu bestreiten, daß dieser Prozeß die Massen für neofaschistische Entwicklungen anfällig macht, ein Prozeß, der in einem sozialistischen Land ausgeschlossen ist. Diesem bedrohlichen Prozeß kann nur eine kämpferische Aufklärung entgegenwirken. Wir wären damit wiederum bei der Rolle der progressiven Intelligenz. (Siehe auch „kürbiskern“ 1/65, J. Mader.)

Die Funktion der Intellektuellen in den kapitalistischen Ländern ist nach wie vor dieselbe, wie sie in K. Kautskys Artikel für das Erfurter Programm formuliert wurde: „Der Träger der Wissenschaft ist aber nicht das Proletariat, sondern die *bürgerliche Intelligenz*; in einzelnen Mitgliedern dieser Schicht ist denn auch der moderne Sozialismus entstanden und durch sie erst geistig hervorragenden Proletariern mitgeteilt worden, die ihn dann in den Klassenkampf des Proletariats hineinragen ... Das sozialistische Bewußtsein ist also etwas in den Klassenkampf des Proletariats von außen Hineingetragenes, nicht etwas *aus ihm* urwüchsig Entstandenes. Dementsprechend sagt auch das alte Hainfelder Programm *ganz richtig*, daß es zu den Aufgaben der Sozialdemokratie gehöre,

das Proletariat mit dem Bewußtsein seiner Lage und seiner Aufgabe zu erfüllen.“ Lenin griff diese Formulierung Kautskys auf und zitierte sie in seiner programmatischen Arbeit „Was tun?“. Intelligenz und Partei gehören hier offensichtlich als nicht identische Größen zusammen, die in der Praxis die Arbeiter über ihre Lage aufklären, damit sie für ihre Emanzipation und die Befreiung der ganzen Gesellschaft kämpfen.

In der offenen politischen Arena der BRD gibt es keine Partei, die den Arbeiter über seine wirkliche Lage aufklärt. Dasselbe gilt auch für die steigende Zahl der Angestellten; Arbeiter und Angestellte nähern sich in ihrer sozialen Funktion einander an.

Der Intellektuelle steht also zunächst mit seinem Kopf alleine da. Dazu kommt ein eklatanter Mangel an Solidarität, ja man zieht sogar im Selbstverständnis die Denunziation der reaktionären Ideologie vor, um sie nur mit einem positiven Vorzeichen zu versehen: der Intellektuelle ist dann nicht mehr als der fruchtbare Unruhe spendende „Störenfried“. Aber die Alternative zu der bedrohlichen Entwicklung der BRD kann ihm offenbar auch nicht mehr in einer sozialistischen Lösung bestehen, denn das ist die DDR — und so geht's ja auch nicht.

Intellektuelle der DDR sehen an dieser Stelle Merkmale der Schizophrenie. Uns scheint das weniger ein psychologisches als soziales Problem darzustellen: es ist eine Bewußtseinssperre, die durchaus erkennbare Ursachen aufweist. Wir wollen an dieser Stelle eine Ursache jener Bewußtseinssperre der progressiven Intelligenz konkret zeigen: die Reaktionen auf die kulturpolitischen Kontroversen in der DDR.

Die Kritik an Wolf Biermann, Werner Bräunig, Stefan Heym, Manfred Bieler und anderen wurde bisher durchgehend auf zweierlei Weise motiviert (die Abstufungen in der Schärfe der Kritik und die persönliche Problematik der genannten Autoren sollen hier unberücksichtigt bleiben). Ihre Werke würden das Ansehen der DDR schwächen; dies lasse sich daran erkennen, daß sie von der Presse des Klassenfeindes hochgelobt werden: „Wer von unseren erbittertsten Gegnern als ‚hervorragender Sozialist‘ gefeiert wird, der muß sich selbst fragen, was habe ich getan, um das zu ‚verdienen‘, und wo bin ich hingeraten? Das Bebelwort: ‚Wenn mich meine Feinde loben . . .‘ hat heute noch die gleiche Aktualität wie damals.“ (Paul Verner in der „Berliner Zeitung“ vom 21. 12. 65) In den Ohren eines progressiven Intellektuellen der BRD klingt eine solche Argumentation sehr vertraut: Ihre Kritik ist suspekt. Sie reden ja wie ein Kommunist, gehen Sie doch in die DDR. In beiden Fällen wird das subjektive Argument dazu benützt, Kritik zu diskreditieren und die objektive Begründung der eigenen Kritik zu unterlassen. Das zitierte Bebelwort von den „Feinden, die loben . . .“ — es wurde nicht innerhalb eines sozialistischen Staates formuliert —, erwies sich später als eine mörderische Waffe der Denun-

ziation — in der Periode der Selbstverstümmelung der sozialistischen Bewegung unter Stalin. Anstelle einer konkreten, analytisch und politisch begründeten Stellungnahme zu verschiedenen Meinungen hieß es: „du redest ja wie der Klassegegner“. Die Folgen sind zur Genüge bekannt: Mißtrauen und falsch verstandene Disziplin rechtfertigten politische Entscheidungen, deren Folgen mehr als vorübergehende Fehler waren. In einer Zeit äußerster politischer Bedrohung und erbitterter ideologischer Auseinandersetzungen hatte Lenin die Aktualität des Bebelworts in Frage gestellt, als er in einer Rede des Jahres 1919 vor den gefährlichen Folgen eines solchen kritischen Negativverfahrens warnte. Unvermeidlich sei es, daß die Feinde jedes Wort auf ihre Weise wenden und drehen und er unterstrich: „Wir sagen dazu — laßt sie! Wir ziehen weitaus mehr Nutzen aus der direkten und offenen Wahrheit, denn wir sind überzeugt, selbst eine bittere Wahrheit, wenn sie klar zu vernehmen ist, wird ein jeder bewußter Vertreter der Arbeiterklasse, ein jeder Werktätige dazu benützen, den einzig richtigen Schluß daraus zu ziehen.“

Ein weiteres Argument in der Kritik an verschiedenen Künstlern lautet, sie würden mit ihren Arbeiten der progressiven Intelligenz in der BRD in den Rücken fallen; dies hätte vor allem der Liedermacher Wolf Biermann getan.

Die progressive Intelligenz der BRD hatte durch das Auftreten Biermanns bei den Veranstaltungen des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes und bei der Frankfurter Ostermarsch-Veranstaltung den bisher größten politischen Erfolg durch den singenden Künstler aus der DDR erfahren. Keineswegs deshalb, weil Biermann „selbstgefällige Ich-Sucht und anarchistische Philosophie herausbellte“ (es bellen doch wohl auch „Pinscher“!) und „alte Parolen der Demagogen der kapitalistischen Gesellschaft (feilbot)“, wie Klaus Höpcke, wir wollen es milde ausdrücken, in völliger Unkenntnis des wahren Sachverhalts schrieb („Neues Deutschland“ vom 5. 12. 65), sondern weil Biermann Texte und Lieder vortrug, faszinierend und gekonnt, die für den Sozialismus und für die DDR zeugten. Biermann ist Liedermacher und kein Politiker. Man hat ihn offenbar dort ernst genommen, wo manche meinen, man könne den politischen Prozeß durch eine Gitarre ersetzen, zu der ein Mann hinreißende Lieder singt. Es fällt auf, daß die Kritiker Biermanns den politisch engagierten Liedermacher als Politiker interpretieren und nicht vermittlels der Verse, Musik und Interpretation seiner Chansons. Die Aussagen zu der Kunst Biermanns, die sich auf Zitate stützen, ihren ursprünglichen Inhalt entstellen, haben im übrigen eine starke Tendenz zu ästhetischem und moralistischem Idealismus.

Heinrich Böll gab am 1. 12. 65 in seiner Rezension der Adenauer-Memoiren ein denkbar düsteres Bild der westdeutschen Entwicklung: „Es mag (sogar) sein, daß wir uns nach Adenauer sehnen werden. Er ist ein Autokrat, er konnte es sich leisten, manchmal gnädig zu sein. Die Nachdrängenden würden nicht nur ungnädig, sie würden gnadenlos sein.“ Derselbe Heinrich Böll nahm 17 Tage

später den Bundeskanzler Erhard in Schutz, der „wahrscheinlich längst“ seine „törichte Pinscher-Außerung bereute“. Sie sei jedenfalls für die „betroffenen Schriftsteller vollkommen ungefährlich“ gewesen. „Der Artikel im Neuen Deutschland“ (von K. Höpcke, J. M.) „hat eine Hetzkampagne eingeleitet, die alle Schriftsteller und Künstler in der DDR bedroht.“

Peter Weiss, der sich ein halbes Jahr zuvor für den Sozialismus entschieden hat, „sieht mit Entsetzen, auf welche Weise ein Autor der DDR, Wolf Biermann, öffentlich für seine Meinung abgeurteilt wird“. Im übrigen muß auch er den Bonner Staat in Schutz nehmen: „Ich bin kein Freund des Bonner Staats, doch ich habe, trotz der Angriffe, die auch über mich ergingen, bisher jede meiner Arbeiten dort veröffentlicht und meine Stücke aufführen können.“

Manche werden sagen, dies sei die typische intellektuelle Wankelmütigkeit. Die ohnehin intellektuellenfeindlichen Reaktionäre werden sich vielleicht genüsslich daran erinnern, wie man früher mit diesen „windelweichen Hirnschneidern“ umgesprungen ist. Selbst in den schlimmsten Zeiten des Stalinismus wurde von sozialistischer Seite niemals ein offen intelligenzfeindliches Programm entworfen. In der Praxis bestand jedoch eine äußerst geringschätzige Meinung von den Intellektuellen, die beim Aufbau des Sozialismus von vielen als Menschen „zweiter Sorte“ angesehen werden, wie die „Prawda“ vom 21. 2. 1965 feststellte. Es gehört auch zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, daß manche Anhänger des Sozialismus in ihrem Verhältnis zur Intelligenz die Diffamierungen der Rechten übernommen haben, wie beispielsweise die höhnische Redensart von der „heimatlosen Linken“. Inzwischen ruft der nicht unbekannte Totengräber der Weimarer Republik Hans Zehrer jene „Heimatlosen“ zu einer neuen Volksideologie auf: „Diese Intelligenz hat nicht die Kraft besessen, dem Volk auch einmal Mut zu machen, ihm gut zuzusprechen, ihm das Vertrauen zu sich selbst zurückzugeben und die Hoffnung und den Glauben an seine Zukunft zu stärken.“ („Die Welt“ vom 25. 9. 65.) Wohl die Zukunft der Streikbekämpfungen? Die Zukunft, für die Zehrer in der Tat einst eingetreten ist!

Ohne diffamierende Nebentöne wußte schon Kautsky von dem widersprüchlichen Verhältnis des Literaten gegenüber disziplinierten politischen Aktionen. Der Intellektuelle Lenin war sich im Klaren darüber, daß die Intelligenz im Kapitalismus in einer „labilen, widersprüchlichen Übergangssituation“ verharre, einer von „unentschlossenen, ekkletizistischen Anschauungen“ bestimmten Situation, die aber nur durch begründete Argumentation beeinflusst werden könnte. Die Bedingungen eines sozialistischen Staates, der von kapitalistischen Ländern umgeben ist, heben zwar die objektiven Widersprüche zwischen Intelligenz und Gesellschaft durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und die zielbewußte Ausbildung und Bildung einer bisher unterdrückten Klasse auf, subjektiv bleibt jedoch eine Reihe von Widersprüchen bestehen, die ständig auf Veränderung drängen — und auf Widerstände stoßen.

Für den progressiven Intellektuellen der BRD sind Äußerungen von der Art wie Biermann benutze „Kloakenbegriffe“ zur „Besudelung der deutschen Arbeiterklasse“ (Alexander Abusch), Bräunig ans „Pornographische grenzende Details über die Kumpels“ (Dr. med. Rossner) Bestätigung dafür, daß dies trotz bezeugter ehrenwerter Absicht, diese Kritik werde im Namen der Humanität geschrieben, nichts anderes als Ausdruck selbstgerechter Engstirnigkeit der „Mächtigen“ gegenüber den „Geistigen“ sei. Erich Kuby hatte schon vor Jahren das Selbstverständnis der progressiven westdeutschen Intelligenz umrissen: eine Minderheit, die das soziale Gewissen repräsentiere und deshalb fortwährend mit den Vertretern der staatlichen und gesellschaftlichen Macht in Konflikt lebe. Die sozialistischen Länder würden hier keine Ausnahme machen.

Die historische Erfahrung und die jüngsten Entwicklungen in der DDR weisen eine Reihe von Symptomen auf, die jenes Selbstverständnis nicht entkräften können. So entsteht das Bild der „alten Reaktionäre in Ost und West“. Eines ist gewiß: wenn schon das Urteil des reaktionären Teils der Bourgeoisie herangezogen wird, dann triumphieren die Reaktionäre nicht, *weil* Biermann, Bräunig, Heym usw. angegriffen werden, sondern sie triumphieren darüber, *wie* man angreift. Über seinen Konflikt mit der Führung der deutschen Sozialdemokratie äußerte sich Friedrich Engels in einem Brief an Bebel vom 2. 5. 1891. Es ging um das Verhältnis der Partei zur sozialistischen Wissenschaft:

„Ihr — die Partei — braucht die sozialistische Wissenschaft, und diese kann nicht leben ohne Freiheit der Bewegung. Da muß man die Unannehmlichkeiten in den Kauf nehmen, und man tut's am besten mit Anstand, ohne zu zucken. Eine auch nur lockere Spannung, geschweige ein Riß zwischen der deutschen Partei und der deutschen sozialistischen Wissenschaft wäre doch ein Pech und eine Blamage sondergleichen.“

Engels bezweifelte keineswegs die Möglichkeit von Unannehmlichkeiten zwischen Intelligenz und Partei, ja er kalkulierte sogar einen Riß mit ein. Um das eine aus der Welt zu schaffen und das andere zu verhüten, forderte er Anstand im Austragen der Unannehmlichkeiten — heute würde man sagen Fairness. Keiner der jetzt zur Diskussion stehenden Punkte wurde aber nach den Spielregeln selbstverständlicher Fairness in der Klärung unangenehmer Meinungsverschiedenheiten verhandelt. Die angeblich zur „Diskussion“ gestellten Bücher und Filme sind dem Leserkreis der DDR-Presse nicht bekannt. Das heißt: es gibt eine Reihe von Leuten, die autoritär darüber zu verfügen scheinen, was Verantwortung gegenüber der Gesellschaft heißt. Den progressiven westdeutschen Intellektuellen können folgende Beteuerungen nicht überzeugen: „Hat unsere sozialistische Gesellschaft nicht das Recht, das jeder bürgerliche Produzent vor der Investierung großer Finanzmittel in einen Film, allerdings mit anderer ideeller Absicht, für sich ganz selbstverständlich in Anspruch nimmt? Natürlich muß bei uns einer solchen Entscheidung eine freundschaftliche und ausgiebige

ideologische Diskussion vorausgehen, aber die Ablehnung jeglicher Gängelei der Künstler kann niemals den Verzicht auf eine staatliche Entscheidung bedeuten.“ (A. Abusch, „Neues Deutschland“ vom 14. 12. 65) Nicht von „absoluter“ Freiheit kann die Rede sein; für einen von historisch kompromittierten Gegnern bedrohten Staat wie die DDR — was am deutlichsten in der Politik der Nichtanerkennung zum Ausdruck kommt — ist Kontrolle notwendig. Nicht von ideologischer Koexistenz kann die Rede sein — ein Begriff, der uns nie anders vorkam als ein Pleonasmus: einander im Wesen antagonistische Gesellschaftsordnungen können in der Ideologie keinen „pluralistischen“ Frieden schließen: sie brauchen jedoch den Frieden, damit sich die Ideologien und nicht die Bajonette aneinander wetzen. Es ist aber die Rede von den demokratischen Spielregeln einer sozialistischen Gesellschaft. In demselben Brief Engel's an Bebel lesen wir zu dem Thema der Kontrolle folgende Sätze:

„Daß der Vorstand resp. Du persönlich einen bedeutenden *moralischen* Einfluß auf die ‚Neue Zeit‘ und auf alles auch sonst Erscheinende behält und behalten muß, ist selbstredend. Aber das muß Euch auch genügen und kann es. Im ‚Vorwärts‘ wird immer geprahlt mit der unantastbaren Freiheit der Diskussion, aber zu bemerken ist davon nicht viel. Ihr wißt gar nicht, wie eigentümlich solche Neigung zu Gewaltmaßregeln hier im Ausland einen anmutet, wo man gewöhnt ist, die älteren Parteichefs innerhalb der eigenen Partei gehörig zur Rechenschaft gezogen zu sehen . . . Und dann dürft Ihr doch nicht vergessen, daß die Disziplin in einer großen Partei keineswegs so straff sein kann wie in einer kleinen Sekte . . .“

Die Mißachtung der Spielregeln bei der gegenwärtigen Diskussion in der DDR, die ungewöhnliche Praxis, jene Institutionen zu übergehen, die für spezielle Diskussionen vorgesehen sind, legt den Schluß nahe, daß die Gesellschaft rein äußerlich in jene zwei Teile geteilt ist, die Marx in der dritten Feuerbachschen These der *bürgerlichen* Gesellschaft zuschreibt: nämlich in Erzieher und Erzogene. Die Praxis der gesellschaftlichen Verantwortung erheischt nicht Vornahme des Einflusses durch Macht, sondern Anhören verschiedener Meinungen zur Sache in den verschiedenen Verbänden. Auf diese Weise vergißt man nicht, daß die „Umstände von den Menschen verändert werden und daß der Erzieher selbst erzogen werden muß“ (Marx). Für Lenin war die allererste Pflicht des sozialistischen Funktionärs, „sich vor dem Kommandierenden zu hüten, zuerst zu berücksichtigen, was von der Wissenschaft ausgearbeitet ist, zunächst zu fragen, ob die Fakten geprüft seien, zunächst die Dinge zu untersuchen (in Referaten, der Presse, auf Versammlungen etc.), worin wir Fehler gemacht haben und nur auf dieser Basis das bereits Unternommene zu korrigieren . . .“. In diesem Passus kommt klar zum Ausdruck, daß der Standpunkt niemals wichtiger sein kann als die konkrete Analyse und Argumentation, mit der ein Standpunkt erarbeitet wird. Es ist ein Leichtes, die Dinge zu verschleiern,

wenn gefordert wird „auf den Standpunkt kommt es an“; die Frage ist angemessen, *wie* der Standpunkt *begründet* wird, vor allem in den gesellschaftspolitisch vermittelten Bereichen menschlicher Arbeit — in den Künsten. Die Frage nach dem bloßen Standpunkt begünstigt den Opportunismus, denn sie läßt sich gar zu leicht als Lippenbekenntnis beantworten. So schrieb beispielsweise A. Rumjanzew in der „Prawda“ vom 21. 2. 1965: „ . . . leider vertraute man den Wissenschaftlern ebenso wie den Künstlern, die am lautesten den Standpunkt (der Parteilichkeit) verkündeten, während sie in Wirklichkeit unserer Gesellschaft wenig oder gar nichts gaben . . .“ In den Künsten führt das übrigens auch dazu, daß manche Literaten und Kritiker, wie Rumjanzew in der „Prawda“ vom 9. 9. 1965 feststellte, die erzieherische Funktion ihrer Arbeiten mit „Schülerhaftigkeit“ verwechseln und in Literatur und Kunst bisweilen nicht mehr sehen als ein „Mittel für den Anschauungsunterricht“.

Alfred Kurellas Forderung, das „ganze Gebiet der Kultur neu zu durchdenken“, um „schließlich zur Beschlußfassung über ein einheitliches System der Kultur“ zu kommen, ist für den progressiven westdeutschen Intellektuellen ein Versuch, die Kultur als Mittel der Illustration einzusetzen („für den Anschauungsunterricht“), bereits vorher festzulegen, was zur Kultur gehört und was nicht. Dabei ist doch das „wirkliche Kunstwerk immer die Entdeckung von etwas Neuem, vorher Unbekanntem: sei es ein wissenschaftliches Gesetz oder der Ausdruck einer neuen Erscheinung des Lebens mit künstlerischen Mitteln, oder sei es die neue Form eines alten Inhalts, es wird sich immer um die höchste Erscheinung des menschlichen Geistes handeln. Dies läßt sich nicht durch Befehl stimulieren, duldet keine staatlich-bürokratische Art des Herangehens, keine kleinliche Vormundschaft und Reglementierung, denn es geht von den gesellschaftlichen Bedürfnissen aus, die die Form des inneren Antriebs eines Wissenschaftlers oder Künstlers erhalten. Das echte Kunstwerk ist Resultat einer komplizierten Verarbeitung im Bewußtwerden der Erfahrung, der Kenntnisse, Beobachtungen und Lebensbedingungen, der Weltanschauung und Ziele der Persönlichkeit und kann sich nur im Suchen des Experiments, des freien Ausdrucks und Aufeinanderprallens der Meinungen entfalten.“ (A. Rumjanzew in der „Prawda“ vom 21. 2. 65)

Diese Dinge sind unter den fetischisierten Bedingungen der kapitalistischen Gesellschaft nicht zu verwirklichen, es sei denn, man wolle nur die Werte der „höheren Bildung“ innerhalb einer winzigen Minderheit pflegen und nicht in einem allerdings schwierigen Prozeß der Mehrheit vermitteln. Das ist unter anderem die Aufgabe einer sozialistischen Gesellschaft, ein *System kultureller Institutionen* in der Praxis anzubieten, das in einer kapitalistischen Gesellschaft fehlt. Es sei hier nur auf die Misere des westdeutschen Films hingewiesen, einer Kunstart, die, was die *Möglichkeiten* der Arbeit und Forschung betrifft, in der DDR entschieden günstigere Voraussetzungen hat.

Dennoch entscheidet auch dabei die Praxis: für die progressive westdeutsche Intelligenz scheint jene Möglichkeit nur unter den Bedingungen des politischen Konformismus erkaufte werden zu können, zumal die *Methoden* in den Auseinandersetzungen die Suche nach Neuem schwer behindern und den Weg des geringsten Widerstands begünstigen. Lunaschtsarskij berichtet davon, wie Lenin erklärt habe, daß man zwar mit der Intelligenz diskutieren muß, allerdings nicht auf großen Versammlungen, sondern indem man in das Wesen ihrer Arbeit eindringe, ihr dabei helfe, die richtige Position zu finden, sie mit wohlwollender kameradschaftlicher Kritik überzeuge, nicht mit oratorischen Kunstgriffen, sondern mit wirklichen Argumenten. Der stellvertretende Kultusminister Günter Witt meint selbstkritisch, er sei „zu dem Fehlschluß (gekommen), man könne dem Publikum das Denken über die Lösung der im Film gezeigten Widersprüche und Konflikte überlassen.“ Daß sich gerade das Denken nicht delegieren läßt, sondern sich in der harten Auseinandersetzung zur Sache entfaltet, ist der allererste Impuls, den der Leser von Karl Marx erhält. Der dialektische Prozeß unter der Fuchtel administrativer Richtlinien fördert Positionen des Mißtrauens zwischen der „Macht“ und dem „Geist“. Wird die Bevölkerung etwa dann zu denken aufhören, wenn man ihr das Denken — in der alleredelsten Absicht — abnimmt? Die Dialektik ist keine Geheimwissenschaft.

Daß dem doch nicht so sei, kann sich der progressive Intellektuelle in der BRD nicht vorstellen, denn anstelle von Begründungen, warum die Arbeiten von Biermann, Bräunig und das „Kaninchen bin ich“ nicht der sozialistischen Wirklichkeit entsprechen, hört er nur von moralischen und politischen Disqualifizierungen, die den Charakter von Behauptungen und Losungen tragen. Obendrein kann er nachprüfen, daß Zitate ihrem Inhalt nach verzerrt wiedergegeben sind. Was nützt das der progressiven Intelligenz inmitten einer hocheleganten Restauration? Sie sieht keine Verbündeten, sie hat in der Tat den Eindruck, als wäre sie überall die geprügelte und geschlagene Minderheit. Fritz J. Raddatz faßt genau das zusammen, was der progressive westdeutsche Intellektuelle in seiner heutigen Situation empfindet:

„Wenn Intellektuelle hier ‚Pinscher‘ heißen, ‚bellt‘ laut ‚Neues Deutschland‘ Wolf Biermann; wenn Strauß das Feuer am Hause von Günter Grass einen Faschingsscherz nennt, findet ein ZK-Mitglied es, nach Stalin, offenbar witzig, anzudeuten, es müsse nicht unbedingt der Milchmann sein, der demnächst einmal morgens bei Biermann klingelt; wenn Strauß in der 8. Sitzung des Bundestags fragt ‚wer repräsentiert eigentlich den deutschen Geist?‘, dann hört man, wie durch eine Simultananlage, den schönen Satz vom 11. ZK-Plenum: ‚Wir Genossen von der Kunst im ZK‘; wenn westdeutschen Intellektuellen, die Politik und Geisteshaltung der Bundesregierung kritisieren, empfohlen wird, das Land zu verlassen, hat das seine schlüssige Entsprechung darin, daß man Robert Havemann, der bleiben will, ständig nahelegt, auszuwandern, während man

gleichzeitig Peter Huchel, der auswandern will, die Ausreise verbietet... Es gibt, so scheint es, in jedem der beiden Deutschland zwei Lager: Eines, das sich weniger durch Intelligenz denn durch Lautstärke auszeichnet, schrill hüben, hysterisch drüben; ein anderes, generell verfemtes, verhältnismäßig machtloses: von ihm gingen zu allen Zeiten Veränderungen aus.“

Peter Hamm, der anders als Fritz J. Raddatz nicht beide Erfahrungen des „Verfemten“ — Raddatz kommt von drüben — machte, beurteilt die DDR im allgemeinen enthusiastischer als Raddatz. In einem Artikel über die Literatur der DDR kommt er jedoch zu einem ähnlichen Resümee. Hamm beschreibt die Folgen des Widerspruchs zwischen „Macht“ und „Geist“, und die „Verfemten“ sind bei ihm die „Störenfriede“:

„Auf beiden Seiten der Elbe ist... das Gros der Literatur reaktionär, in dem Sinne, daß sich die Autoren nicht an die Realität selbst, sondern an literarischen oder politischen Programmen orientieren.“

Wer Peter Hamm kennt, weiß, daß es einfach absurd ist, hier von einer bewußten oder unbewußten „neuen Variante der ideologischen Diversion Bonns gegen Kunst und Literatur in der DDR“ zu sprechen, wie das Klaus Weidner in einem gleichnamigen Artikel des „Neuen Deutschland“ vom 11. 12. 1965 tat. Weidner begründet dies auch nur nach dem kritischen Negativverfahren vom Rezept „wenn dich deine Feinde loben“. Es seien die neuen „Winkelzüge in der Hetze gegen die DDR“, wenn man sich nun um „sozialistische Künstler bemühe, die man bisher totschwiege oder verleumdete“:

„Der Preis ist nicht mehr der Verrat am Sozialismus — mag er seine sozialistischen Ideale behalten —, nur ein bißchen Schützenhilfe dabei, die normalen Widersprüche unserer kulturellen Entwicklung zu einer angeblich unüberbrückbaren Kluft zwischen Partei und Intelligenz aufzublähen.“

Seit es die sozialistische Bewegung gibt, konnte kein Marxist seine Gegner daran hindern, daß sie alles, buchstäblich alles versuchten, Fallen zu stellen oder neue Situationen für das eigene Interesse zu nutzen. Seit Jahren sind bestimmte Seiten von Marx — „ja, ja, der frühe junge Marx“ —, seit neuestem auch Mao-Tse-Tung — „ein interessanter Lyriker“ — von der bürgerlichen Ideologie integriert. Seit Jahren ist Brecht Klassiker — trotz des Boykotts kulturreaktionärer Kreise auch in der BRD, freilich Klassiker im bürgerlichen Sinn. Wen wundert's? Es gab Zeiten, als beispielsweise in sozialistischen Ländern Marx' Frühschriften eben aus diesem Grund — so wollte es scheinen — mit Glacéhandschuhen angefaßt wurden. Ist es für das gesellschaftliche Bewußtsein in der BRD, gekennzeichnet von einem irrationalen Antikommunismus, nicht eher ein Zeichen des Fortschritts, wenn bisher „totgeschwiegene sozialistische Künstler“ dem Publikum vorgestellt werden? Was sich für Weidner als „Diversion“ ausnimmt, ist doch in Wirklichkeit ein Zeichen der Schwäche: Mendes Politik und die neue Perspektivplanung beim „Kuratorium Unteilbares Deutschland“ rich-

ten sich gegen die drohende Isolierung der BRD durch eine Politik der west-deutschen Abendländer. In ideologischen Auseinandersetzungen ist die Kraft der Überzeugung immer auf derjenigen Seite, die es unterläßt, das Kriterium des Gegners für die eigene Analyse zu übernehmen. Muß man denn der Sowjetunion deshalb mißtrauen, weil sie von führenden amerikanischen Publizisten gegenüber der Volksrepublik China gefeiert wird?

In dem Kampf um die Seelen und Köpfe der Menschen erwartet die progressive Intelligenz bisweilen gewiß zu viel, daß nämlich die DDR alle jene Probleme schon gelöst habe, die sie bedrücken; daß der Sozialismus in der DDR dem verlorenen Ideal entspreche, wobei gar zu oft nur noch eine schöne Welt in der Kunst im Zentrum der Betrachtungen steht (was dann alte und neue Anhänger des Proletkults zu verächtlichen Bemerkungen wie „Kulturdeppen“, die „Produktion zählt“ oder „Jeder-kleine-Arbeiter-ist-wichtiger“ hinreißt). Dabei ist nicht zu übersehen, daß, wie um die Jahrhundertwende, bei der Intelligenz der Ekkletizismus grassiert. Gebietet nicht die wissenschaftliche Tradition der internationalen sozialistischen Bewegung eine Argumentation, die falsches Bewußtsein auf die Wirklichkeit hin berichtet? Wäre es nicht wichtiger, die immer wieder bemühten und formelhaft zitierten „normalen Widersprüche“ konkret zu analysieren, als die wohl als „abnormal“ verstandenen Phänomene moralisch und pauschal zu verdammen? Der progressive Intellektuelle der BRD kann nicht umhin, diese Fragen zu stellen. Er ist verwirrt und empört, wenn man ihn nun gar der „ideologischen Diversion“ für Bonn bezichtigt. Hat man aus den bitteren Erfahrungen der 30er Jahre keine Lehren gezogen? Wir wollen aber nicht einem Widerspruch zum Opfer fallen: wir erwarten nämlich nicht, daß nun, anstelle des bisher benutzten Arguments der Gegner, das Urteil der Freunde berücksichtigt werde, daß also die DDR ein kulturpolitisches Gericht für den Geschmack der ohnehin widersprüchlichen westdeutschen Intelligenz zubereite. Die ideologische Auseinandersetzung braucht die Diskussion der „normalen Widersprüche“ — in der DDR. Versuchen aber die getadelten und geschmähten Autoren nicht gerade das (was nicht bedeuten soll, daß es die nicht getadelten unterlassen)? Ist die Intelligenz der DDR — schon weitgehend eine Volksintelligenz — nach der Erfahrung mit dem deutschen Faschismus etwa nicht politisch engagiert? Zweifelt sie etwa daran, daß nur ein sozialistischer deutscher Staat das Wiederaufkommen des Faschismus verhindern kann? Glaubt sie denn, daß sich das Wesen des Kapitalismus verändert hat? Glauben Bräunig, Biermann, Heym, Bieler und andere das? Warum wohnen und arbeiten sie dann in der DDR? Sie hätten bei ihren Westreisen schließlich hierbleiben können — wenn sie die sozialistische DDR wirklich hätten verraten wollen.

Hamms Formel von der Literatur in Ost und West läßt sich nicht damit widerlegen, daß sie mit „Bonner Diversionen“ in einen Topf geworfen wird. Er sieht beispielsweise objektiv vorhandene Konflikte, genauso wie Raddatz belegbare

Symptome in beiden deutschen Staaten aufgezeichnet, die die Stellung einer schwachen Minderheit gegenüber der „Macht“ charakterisieren. Doch die Gleichsetzung der Symptome läßt keine Rückschlüsse auf ihre Ursachen zu. Solche Gleichsetzungen müssen zu abstrakten Formeln erstarren, womit konkrete gesellschaftliche Erscheinungen gewaltsam zurechtgestutzt werden können. Das Resultat ist Ideologie: der Gegensatz von „Geist“ und „Macht“ — der von neopositivistischen Soziologen durch einen funktionalistischen Mythos ersetzt wurde („der Intellektuelle ist bei der Ausübung einiger seiner Funktionen aus Gründen, die in der Natur dieser Funktionen liegen, ständig gefährdet“) — gehört der Ideologie einer Klassengesellschaft an. Die schicksalhafte „zweite Natur“ des „Geistes“ — läßt jene Ideologie die politische Aktivität der Intelligenz verselbständigen und führt ihre Träger zu märtyrerhaften Bekenntnissen von den „wenigen Verfeimten“ — Bekenntnisse, die ganz und gar ausklammern, daß es viele Unterdrückte gibt, die sich zwar nicht bewußt „verfeimt“ fühlen, in Wirklichkeit jedoch einer komplexen „Verfeimung“ unterliegen.

Sind die Ursachen einer Klassengesellschaft aufgehoben, bleiben ihre Folgen nicht nur eine geraume Zeit noch bestehen, sondern sie treten sogar in der ersten Phase der neuen Gesellschaft schärfer in den Vordergrund als je zuvor. Jene Phase, wenn wir es grob schematisieren, fand für die DDR im August 1961 — zumindest äußerlich — ihren Abschluß. Führende Köpfe der deutschen sozialistischen Bewegung waren in den Konzentrationslagern der Nazis umgebracht worden, andere wurden Zeugen oder Opfer der stalinschen Säuberungen. Wir können es hier nur andeuten: die Schwierigkeiten äußerer Art, die den Übriggebliebenen in jenem Teil Deutschlands, der sich heute DDR nennt, bevorstanden, verlangten theoretisch eine Souveränität für Entscheidungen, die in der Praxis ständig von den inneren Widersprüchen aus der Schule des Hasses und des Mißtrauens geprägt waren. Die Situation forderte Entscheidungen ab, die in Abwägen der Argumente für die Staatsräson im Interesse der neuen Gesellschaft den Schematismus mehr als begünstigten. War anderes als rigorose Disziplin möglich?

Aber: Nach dem Tode Stalins vollzog sich in den sozialistischen Ländern eine allmähliche Redemokratisierung der Gesellschaft, und zwar auf der Basis der rationalen Entscheidung des Einzelnen: man entdeckte das Individuum, das sich in den Jahren der bedingungslosen Kämpfe einer straffen kollektiven Disziplin unterzuordnen hatte. Die sozialistische Bewegung war von Anfang an eine optimistische: in ihrer Theorie, die die Befreiung der Massen verkündete, gab es keinen Platz für die Angst vor der „Vermassung“; denn das konkrete Individuum war in der Tat von den Kräften der Gleichschaltung bedroht, der es umso mehr unterliegen würde, je tiefer es in das falsche Bewußtsein eines abstrakten Individualismus verstrickt war. Das konkrete Individuum konnte nur mit Hilfe des (den wirklichen Beziehungen der Menschen entsprechenden) kollektiven Be-

wußtseins befreit werden. Nun waren die Grundlagen der neuen Gesellschaft geschaffen, trotz des Stalinismus. Die „Errungenschaften“ wurden selbstverständlich, oft wurden sie gar nicht mehr als solche eingesehen, denn es blieben viele Fragen, die kein Katechismus beantworten konnte.

Man kehrte zum Alltag zurück und fragte sich: soll das die neue Gesellschaft sein? Was hat sich in meinem Leben verändert? Waren all diese Opfer notwendig? Waren sie zu vermeiden? Wer ist schuld an Unrecht und Verbrechen? Wie soll es nun weitergehen? Was unterscheidet den Arbeiter am Fließband der DDR oder der BRD? Man kennt die Antworten. Man hatte sie oft gehört und wurde ihrer müde. Das Neue war wohl zu belegen — für die ganze Gesellschaft. Übrig blieben die Fragen der Einzelnen, zumal der Einzelnen jener Generation, die die Jahre blutiger Kämpfe nicht kannte. Es gab neue Probleme und eine neue Sprache, und man stellte viele Fragen. Wem die Antworten wie aus der Pistole geschossen kamen, dem mißtraute man: er mache es sich zu einfach. Es wurde lange Zeit zu einfach geantwortet, und so rissen Gleichgültigkeit und ideologische Übermüdung ein: „ist ja alles alter Quark“, „agitacija, ech ty!“ ... Soll das Skeptizismus sein? Das Bedürfnis nach dem *argumentum ad hominem*?

Alfred Kurella brachte das Kunststück zuwege, Hegel, die griechischen Skeptiker und die Probleme in der Kulturpolitik der DDR auf einer knappen Seite des „Neuen Deutschland“ vom 15. 12. 1965 unterzubringen. Freilich: wir teilen seine Bedenken, daß der „Skeptizismus“ (jener aus Bequemlichkeit, das heißt aus gesellschaftlicher Indifferenz) Schule macht, und zwar in den sozialistischen Ländern der nachstalinischen Ära, in Ländern, wo der Marxismus als eine Art Katechismus betrachtet wird, der für das berufliche Fortkommen zu absolvieren ist. Kurellas Argumentation scheint hierfür exemplarisch zu sein: er verwechselt offenbar die Skepsis gegenüber großen Worten mit Skeptizismus, wobei jene Skepsis nicht mehr ist als ein Mißtrauen gegenüber der früher praktizierten Vorwegnahme des Denkens. Es ist der Zweifel an der Qualität der Argumentation und entsprechenden Anordnungen, nicht der Zweifel an den Zielen des Sozialismus. Daß hier Konflikte durch die Erfahrungsweise verschiedener Generationen mit am Werk sind, steht außer Frage. Falsch wäre es jedoch, den Generationskonflikt als Ursache der gesellschaftlichen Entwicklung zu sehen. Havemann und Kurella gehören für die Jugend etwa derselben Generation an und beurteilen die Dinge heute grundverschieden. Dabei scheint uns dennoch ein gemeinsamer Nenner vorzuliegen: der moralische Rigorismus des einen ist ebenso idealistisch wie der disziplinäre Rigorismus des anderen. Hier zeichnet sich etwas ab, was der polnische Marxist Adam Schaff in seinem Buch „Marx oder Sartre? Versuch einer Philosophie des Menschen“ zu demonstrieren versucht.

Uns genügt der Hinweis, daß es ein überzeugender Versuch ist, eine der zentralen Fragen der modernen sozialistischen Gesellschaften *analytisch* zu behandeln: das Verhältnis des einzelnen zu seiner Gesellschaft (Schaff geht auch über

Kolakowski hinaus: seine Auseinandersetzung mit dessen Lösungen ist in ihrer rationalen Haltung beispielhaft). Schaff geht zwar von den besonderen Verhältnissen in Polen aus, sein Versuch hat jedoch für den modernen Marxismus exemplarische Bedeutung. Auf die Fragen des notwendigen Zweifels werden weder schwammige revisionistische Antworten gegeben, noch alte dogmatische Formeln heruntergeklappert. Schaff tut das, was am Anfang einer jeden Analyse des klassischen Marxismus steht: er sieht die Dinge problematisch, denn er weiß, daß man „Ideologie im besten Sinne des Wortes“ braucht:

„Ist die innere Auflehnung von Menschen, die das gesellschaftliche Übel im sozialistischen System schärfer empfinden als vorher, berechtigt? Ja und nein. Die Auflehnung ist dann berechtigt, wenn es sich um das Bedürfnis handelt, gegen das Übel anzukämpfen. Soziologische Erklärungen, Verständnis für die Ursachen des langsamen Tempos und des komplizierten Charakters der Wandlungen dürfen nicht bedeuten, daß man gegenüber wahrgenommenen Übeln nachsichtig ist, sich mit ihnen abfindet ... Unter den konkreten Bedingungen der Verwirklichung des Sozialismus kann man nur eines fordern: daß das soziale Übel auf wohlgedachte, und organische Weise bekämpft wird. Auf Befehl beseitigen kann man es nicht.“

Als die Sowjetunion noch unter den Bedingungen latenter äußerer Bedrohung und schwerer innerer Konflikte stand — der KPdSU drohte u. a. die offene Spaltung — wurde die Kulturpolitik in einer Verordnung umrissen, die Rumjanzew in seinem Artikel „Partei und Intelligenz“ vom 21. 2. 1965 zitierte: die Kritik habe den „Ton des literarischen Kommandierens abzulegen. Sie wird nur dann eine profunde erzieherische Bedeutung haben, wenn sie sich auf ideelle Überlegenheit stützen kann. Die marxistische Kritik muß aus ihrer Umgebung absolut jede präventive, halbgebildete und selbstzufriedene Wichtigtuerei verbannen ... Die Partei muß tatkräftig die Versuche des gebastelten und nicht-kompetenten administrativen Einmischens in literarische Angelegenheiten ausrotten.“

Warum sich jene Versuche dennoch später institutionalisieren konnten, steht hier nicht zur Diskussion. Eines ist dabei klar: der Prozeß des Denkens und des künstlerischen Schaffens kann von den Methoden technischer und industrieller Planung nicht erfaßt werden: es ist ein offener Prozeß, der sich in Auseinandersetzungen erneuert und von dem Lenin wußte, daß er den „größtmöglichen Raum für die persönliche Initiative“ erforderte. Trotz Lenins Mahnungen zur Vorsicht konnten sich später Verhaltensweisen entwickeln, die den internationalen Sozialismus zutiefst erschütterten. Rumjanzew erinnert mit Recht daran, daß sich vor nicht allzu langer Zeit „hinter den Worten von der Führung der Partei grobes Administrieren im künstlerischen Bereich versteckte, kategorische und dilettantische Urteile über einzelne Künstler und ihre Arbeiten“ („Prawda“ vom 9. 9. 1965). Um ein „begründetes Urteil über ihren wirklichen Wert“ zu er-

halten, seien deshalb das „Maximum an Toleranz unerlässlich“ und „vorschnelle Bewertungen unzulässig“ (Rumjanzew in der „Prawda“ vom 21. 2. 1966). Lenin sah deshalb, wie Lunatscharskij berichtet, keineswegs davon ab, Fehler in aller Schärfe zu kritisieren, aber er forderte in der Kritik ein kameradschaftliches Verhältnis und verurteilte beleidigende und abstoßende Äußerungen.

Die Kritik der Mängel im Sozialismus und der Mangel an Sozialismus muß im „Namen ihrer Überwindung“ aufgedeckt werden (siehe auch Rumjanzew in der „Prawda“ vom 9. 9. 1965). Werner Bräunig schrieb am 15. 12. 1965 an seine ehemaligen Kollegen bei der Wismuth: „Es geht mir nicht um eine bloße Darstellung der Schwierigkeiten — das wäre mir kein vollgültiger Realismus —, es geht mir um die Überwindung der Schwierigkeiten, dargestellt in aller mir möglichen Ehrlichkeit und Deutlichkeit.“

Es ist vor allem die Kategorie der Möglichkeit, die sozialistische und kapitalistische Länder in der langfristigen Praxis voneinander unterscheidet. Dem progressiven Intellektuellen der BRD sollten keine Anlässe geliefert werden, die Möglichkeiten des ständigen Fortschritts in einem sozialistischen Land zu bezweifeln, um sich hinter seiner Bewußtseinssperre noch weiter zu verschanzen. Es soll ihm schwer fallen, den Kapitalismus auch nur in einer Hinsicht dem Sozialismus vorzuziehen! Kein falsches harmonisches Verhältnis, offene Auseinandersetzungen will er, in der nicht die Mittel der Macht, sondern Genauigkeit und Sauberkeit in der Analyse für eine Macht sich bewähren müssen — die Macht des Menschen über seine Verhältnisse.

Heinrich Waltz
Prosaische Lyrik

BEATNIK'S LULLABY

(für Peter Rühmkorf)

Sack der Sonne Nickel ein!,
rupf Fortunas Schopf!,
pack das Glück in Packpapier!,
hau es in den Topf!

Reck den Hals und was er trägt
weit aus dem Jahrzehnt!,
und paß auf, daß nicht dein Schatten
in den Sixties lehnt!

Kauf dir eine Sonnenbrille
mit nur einem Glas!,
sauf nur links, wos dunkel ist!,
beiß bewußt ins Gras!

'39 an '65

Mit großem Ton
feiert die Brücke photogenen Tod;
lächerliches Brot
dient Vieren unter vier als Zankpfelersatz;
doch Zwanzigtausend unter zwanzig
schlagen ihre Erzeuger um Grabeslänge
und fahren gut dabei,
weil schnell und nach oben obendrein;
in darren Disteln
liegt schwarzrotgoldgefiedert und flaumoben ein Zeisig.

Herzlichst! Dein annum Neununddreißig

SCHULAUFSATZ EINES BETRUNKENEN SIEBENJÄHRIGEN

Märchenlesen lieb ich sehr —
Dornwittchen und Zwerg Punzel,
der böse Riese Aschenzahl,
Sternputtel mit der Funzel,
Rumpelkäppchen schön und rot
und der König Drosselbrot . . .

die sieben gestiefelten Erbsen,
der standhafte Kater am Meer —
Märchenlesen lieb ich,
mehr noch, ich liebe es sehr.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
hat mich an der Schläfe getroffen —
doch als ich am nächsten Morgen erwacht,
da hieß es, ich sei besoffen.

Im Brunnen vor dem Tore,
da ist ein U-Boot gesunken —
doch als ich dies coram publik gemacht,

da hieß es, ich hätte getrunken.
Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt —
hab Feuerwasser daraus gemischt
und mich darin ertränkt.

ODE AN MEIN ABGESCHNITTENES OHR

Das Schiff ist gesattelt,
die Venen sind blau,
und wer mich nicht lieb hat,
die nehm ich zur Frau.

Was ist kann noch werden,
Andorra ist klein,
und bist du kein Ferkel,
so bist du ein Schwein.

Mauer macht lustig,
Charles D. war ein Aff,
und wenn einer Pfiff hat,
dann wird er ein Pfaff.

Mit Speck fängt man Läuse,
so grün war mein Tal,
und wer nicht verrückt ist,
ist nicht normal.

Vincent II.

Wandra moi, kommst Du nach Spandau,
so verkündige allen, Du habest
Uns hier sitzen gesehen, wie das Gesetz es befahl.

WEIHNACHTSLIED IN TECHNICOLOR

(alle) Blaue Trauben muß man kauen,
Nüsse sind zum Nehmen da,
kleine Brüder darf man hauen,
wer heut feiert, weißt du ja!

(alle) Alte sunen wie die Jungen,
Kapstadt liegt am weißen Meer,
auch ein Zwilling hat zwei Lungen,
der heut feiert, wie heißt der?

(alle) Morgen muß ein Truthahn sterben,
übermorgen ist mir schlecht,
gelbe Menschen werden erben,
der heut feiert, dem ist's recht.

(alle) Rote Nelken riechen besser,
hübsche Panzer mag das Kind,
Mohren bleiben Menschenfresser,
der heut feiert, ist ja blind.

Die Vögel von Nahant —
sie schlafen auf den Bäumen
und gönnen ihren Träumen
nur ein Bein zum Stand.

ICH WEISS NICHT, WAS SOLL ES BEDEUTEN . . .

Mit feuchter Keule wacht am Rhein der Koft.
Sein grüner Mund hat Bilder, und er hofft.
Die aber, die der Lotsen Brot und Grund,
bläst Vielzahn Kamm adrett mit Vielzahn Mund.
Koft kommt koppheister, Rheinwein träuft den Bart,
der Stirnhaut Täler zeigen, daß er paart.
Rasch abgezählt? Burg Katz und Maus gespielt!
Noch als sie flieht, hat sie den Schlag gefühlt.

Von großen Vögeln schreiend überreist . . .
das hat ein anderer geschrieben.
Aber
von kleinen Fischen schweigend untertaucht,
das ist neu.
Darum schenke ich Dir diese fünf Worte.
Samt Copyright.

GEMINIMAL

Und mit dem Raumschiff erhebt sich die Frage:
Ob sie es schaffen — die Zwei statt der Affen?
Raumfahrerfrauen haben Vertrauen.

Und mit der Rakete erheben sich Stimmen —
schon kreist die Kapsel, mit gläserner Apsel . . .
Raumfahrerboys in den teuersten toys.

Und mit der Kapsel kreist das Gerücht:
Die beiden sind friends, rasen hands in hands . . .
Astronautenschwule neuer Schule.

Und mit der Erde dreht sich das Leben
der Astroweiber um die eigenen Leiber . . .
lesbisch aus Rache — bei null Mach im Gemache.

Ingo Cesaro, Anna Dünnebier, D. Michalov, Anita Kaetzke
Vier Arten eine Geschichte zu erzählen

Ingo Cesaro
Mein Unterseeboot

Es war gemütlich warm. Meine Begleiterin sah einigen Kartenspielern zu, die laut sprachen und versuchten, klug in ihre Karten zu schauen. Gerade zeichnete ich mit meinem Finger ein Gesicht auf die Fensterscheibe, als mein Blick wie angezogen auf die Kaffeetasse fiel, die vor mir auf dem Tisch stand, fast voll mit lauwarmem Kaffee, auf dem blauweiß gewürfelten Tischtuch.

Zuerst sah ich etwas Rohrartiges aus dem Kaffee auftauchen, ich mußte träumen. Am Nebentisch spielten vier Weißhaarige Karten, schlugen heftig mit den Händen auf den Tisch, wenn sie Stiche machten, und ließen dabei die Biergläser hüpfen, die sich mit zu freuen schienen.

Meine Augen kehrten zu meiner Tasse zurück. Es waren nur Augenblicke der Abschweifung gewesen. Unterdessen hatte sich das rohrartige Gebilde bereits über den Tassenrand aus dem Kaffee herausgehoben. Was mochte es sein, überlegte ich fieberhaft, aber mir fiel nichts Geeignetes ein. Erst, als das Rumpfteil aus dem Kaffee auftauchte, wußte ich es: es war ein Unterseeboot. Ich zweifelte nicht daran, obwohl es unmöglich schien: ein Unterseeboot in meiner Kaffeetasse.

Niemand schien es bemerkt zu haben.

Keiner der Fremden, die mit am Tisch hier saßen, achtete auf das Gebilde in meiner Kaffeetasse, als etwa in der Mitte des Bootes eine kaminartige Erhöhung geöffnet wurde und ein Matrose herausschaute; ein Matrose, wie ich sie von Bildern kannte, mit einer Mütze und zwei im Wind flatternden Bändern. Warum wunderte ich mich nicht: er war sehr klein, winzig, viel kleiner als ich. Nein! Er war nicht kleiner, er hatte meine Länge, aber . . . wie klein war ich auf einmal! So lang wie ein Streichholz? Nein! Kleiner? Sollte deshalb mein Erstaunen niemandem aufgefallen sein?

Der Matrose winkte mir mit der Hand. Ich tat so, als bemerkte ich es nicht. Er rief mir zu, es klang befehlsmäßig, jetzt wollte ich rasch kommen.

Ich hatte Mühe, den Tassenrand zu erreichen, es gelang mir nur mit Hilfe von Zuckerstücken, die in der Schale lagen. Ich kletterte hoch, erreichte das Bojmen-

dekor, an dem ich mich hochzog. Ich befand mich jetzt auf dem Tassenrand. Von hier aus konnte ich das Deck des Schiffes gut übersehen. Einige Matrosen standen Gewehr bei Fuß, nur der von vorhin war verschwunden, und ich wartete jetzt darauf, daß er aus einer der vielen Luken auftauchte. Es dauerte nicht lange, noch im Heraufklettern schaute er sich nach mir um und schien nicht überrascht zu sein, mich zu sehen.

Am Heck berührte das Unterseeboot die Tasseninnenseite dicht unter meinem Platz. Der Matrose kam herübergelaufen und zog ein Seilgewirr hinter sich her. Er war ständig damit beschäftigt, es unter seinen Arm zu klemmen, doch es fand sich immer wieder ein Ende, das sich freimachte und nachschleifte. Dieses Seilgewirr war eine Strickleiter. Der Matrose stand unten und beschäftigte sich damit, es zu entwirren. Es ging sehr rasch. Schon rief er mir „fang“ zu, als er das eine Ende der Strickleiter faßte und über seinem Kopf lassoartig schwang. Ich konnte nur über sein Bemühen lächeln, denn ich glaubte nicht, daß er es schaffte. Überrascht erkannte ich die Seilschlange, die sich zu mir nach oben wand, ja viel höher stieg, für einen Augenblick ruhig verharnte, um gleich hastig in sich zusammenzufallen. Beinahe hätte ich vergessen, danach zu greifen, so fasziniert war ich von der Bewegung der Seile. Schnell faßte ich zu. Nur mit Mühe konnte ich das grobfeuchte Seil festhalten, weil der Rest nach unten fiel. Schon überraschte mich ein zweites „fang“, und ein Eisenhaken zischte hoch. Er flog nur wenig über den Tassenrand. Der Haken schlug dicht neben mir auf. Das Porzellan klirrte. Fast entschuldigend, doch mehr ängstlich, schaute ich mich nach den Gästen in der Gastwirtschaft um, niemand kümmerte sich um meine Anstrengungen, um das Unterseeboot. Nur der Matrose blickte mich vorwurfsvoll an. Ich nahm die Strickleiter, befestigte den Eisenhaken daran, den ich am Tassenrand festklemmte. Ich prüfte kurz die Halterung, bevor ich in die erste Seilsprosse trat und Fuß für Fuß mich nach unten tastete. Hätte der Matrose nur das untere Ende der Strickleiter festgehalten oder verankert. Schnell schwankte das Seil mit mir hin und her und ich schlug immer öfter gegen die Wand. Nach dem ersten Aufschlag war ich nahe daran, besinnungslos zu werden. Schweiß trat mir auf die Stirne, meine Hände schmerzten. Ich fühlte mich schrecklich elend, vergaß dabei, hinunterzuklettern. Die Stimme des Matrosen schreckte mich auf, drängte mich, schnell nach unten zu kommen. Zitternd erreichte ich das Boot, das sich leicht von einer auf die andere Seite neigte. Ich hielt mich noch kurze Zeit krampfhaft an der Strickleiter fest, bis ich mich an die Bewegung gewöhnt hatte.

Des Matrosen Gesicht war trotz des leicht rötlichen Bartes sehr jung, und er grinste mich an. Eigentlich hätte ich lachen müssen, aber ich vergaß es, weil mir einfel, daß ich auf einem fremden Unterseeboot war. Ich grübelte nach, doch mir fiel kein Grund ein. Ich erinnerte mich jedoch an Warntafeln, die ich häufig in der Umgegend militärischer Anlagen gesehen hatte: „Betreten verboten“ oder

„Es wird ohne Warnung geschossen“. Mir fielen diese Sätze reichlich spät ein, und die sich windenden Seile machten mir Angst.

Es hatten sich noch einige Matrosen eingefunden, sie standen um mich herum. Den einen Matrosen konnte ich nicht mehr herausfinden. Es lag daran, weil alle Matrosen Bärte trugen und viele davon rötliche — sie unterschieden sich kaum voneinander. Sie starrten mich an. Keiner sagte etwas, und um das Schweigen zu unterbrechen, rief ich „Ahoi“. Schon während des Sprechens fand ich es sonderbar, hatte die Möglichkeit, beim „a“ zu stoppen, weitersprach, weil es mir gefiel, wie ich die Betonung auf das „h“ zog, dann zum „o“ schwach abfiel, beim Sprechen in die Knie ging, um das „eu“ richtig wirken zu lassen. Komisch fand ich, daß sie nicht lachten, sondern sich schweigend umdrehten und zu zweien, zu dreien weggingen, mich nicht beachteten. Jetzt wurde mir die Bedeutung des Wortes bewußt, es war ein Wort des Abschiedes, das ich zur Begrüßung verwendet hatte. Ich wollte ihnen nachgehen, hörte das Zuschlagen der Lukendeckel und gab es auf. Jetzt war ich alleine auf dem Deck des Bootes. Mir kam der schreckliche Gedanke: jetzt taucht das Unterseeboot, denn was sollte ein Unterseeboot anderes tun.

Ich drehte mich nach der Strickleiter um und lief die wenigen Meter dorthin, um hochzuklettern und dieses unsichere Etwas zu verlassen. Ich wartete auf das Tauchen des Bootes, doch nichts geschah, während ich unschlüssig stand.

Ich wollte eben nach oben klettern, als einige Meter nur von mir entfernt eine Luke geöffnet wurde. In kurzen Abständen drängten sich fünf Matrosen auf das Deck. Es waren Männer mit ledernen, gebräunten Gesichtern und ungepflegten Bärten, die grimmig auf mich zukamen. Ich wollte mich schnell verdrücken, aber ich schaute nur sie an und verpaßte so die Möglichkeit. Besser wäre es gewesen, mit ihnen vom Tassenrand aus zu sprechen, um entweder wieder aufs Boot zu kommen oder den Haken zu lösen, um die Seile nach unten zu werfen. Sie umdrängten mich jetzt, musterten mich feindselig, gaben sich Zeichen mit den Augen, und ehe ich mich wehren konnte, faßten mich zwei an den Armen, haken mich unter und drängten mich zu einer Luke. Die beiden waren von unterschiedlicher Länge; während der, der mich rechts festhielt, mir nur bis zur Schulter reichte, mich nach unten zog beim Festhalten und beinahe an mir hing, war der andere zwei Kopf länger und renkte mir fast den Arm aus, als er mich richtig faßte. So zwischen den beiden war es mir unmöglich zu laufen, es war mehr ein Stolpern. Aus diesem Grunde lachten die drei, die sich hinter uns hielten, herzlich, was von den beiden an meiner Seite nicht beachtet wurde. Ich hätte gerne ihre lachenden Gesichter gesehen, versuchte mich umzudrehen, meine unglückliche Lage ließ dies nicht zu. Erst an der Luke konnte ich zurückschauen, da die beiden mich losgelassen hatten. Die drei lachten, lachten über meine Haltung, die ich, obwohl ich jetzt nicht mehr festgehalten wurde, noch nicht verändert hatte.

In der Luke war eine schmale Eisentreppe sichtbar, auf die jetzt der Lange stieg. Mit einem Nicken seines Kopfes forderte mich der Lange auf, nach unten zu kommen. Rasch kletterte ich die Eisentreppe hinab. Die drei folgten uns, und wir warteten auf sie.

In dieser kurzen Wartezeit erinnerte ich mich an meine Begleiterin, sah sie oben zwischen den vielen Fremden, sah sie verloren und weit entfernt und wußte, daß ich mich, auf dem Boote treibend, schon zu weit von ihr entfernt hatte und war davon überzeugt, daß sie mich nicht mehr erkennen würde, wenn es mir gelänge, diesem Gefängnis zu entkommen. Wie offensichtlich spürte ich jetzt die Kluft zwischen uns, die auch die flüchtigen Berührungen nicht überwinden konnten. Und diesmal hatte ich mich sogar auf ein Unterseeboot gewagt, unendlich weit von ihr.

Das laute Lachen schreckte mich auf. Zu meinen Begleitern hatte sich ein anderer Matrose gesellt. Ich nutzte diese Gelegenheit und schlich mich davon. Einige Meter von ihnen entfernt, begann ich schnell zu laufen. Gleich war ich an einer Luke. Vorsichtig öffnete ich diese, weil ich vermeiden wollte, gerade dort herauszusteigen, wo sich vielleicht Matrosen aufhielten. Mein erster Blick fiel auf die hin- und herpendelnde Strickleiter, Matrosen sah ich keine.

Schnell war ich auf dem Deck und rannte darüber. Vorhin, als ich langsam stolperte, ging es ja ganz ordentlich, doch jetzt beim schnellen Lauf hatte ich Mühe mit dem schaukelnden Schiffsboden.

Die Strickleiter fühlte sich naß und glitschig an. Schon faßte ich entschlossen in die Seile.

Kaum hing ich an der Strickleiter, wurde die pendelnde Bewegung stärker, und ich wurde herumgewirbelt und gegen die Tassenwand geworfen.

Ich kam nur langsam höher. Ich mußte durchhalten, trotz des Schwindelgefühls. Bei einem Blick nach unten bemerkte ich: das Unterseeboot tauchte bereits. Die Wellen hatten das weite Deck überspült und einsam ragte das rohrartige Gebilde aus dem Wasser.

Anna Dünnebier Der Berlinfresser

Zuerst hat es niemand besonders ernst genommen. Was sind denn ein paar verschwundene Dackel? Man übersah es einfach, und als es nicht mehr zu übersehen war, versuchte man zu bagatellisieren. Schließlich sind Dackel — bei schwachem Feuer geröstet und mit den entsprechenden Gewürzen versehen — in China eine Delikatesse. Und gibt es nicht genug Chinesen in unserer Stadt? Arme Chinesen

vielleicht, gerade genug Geld haben sie, um satt zu werden, und wie lange haben sie sich schon keinen Hund mehr leisten können. Man müßte Paul fragen, er war doch vor einigen Jahren in China.

Seine Wohnung war voll von Menschen. Bis in die Flure drängten sie sich, im Treppenhaus standen Kinderwagen, und immer noch quälten sich ein paar Alte, Schwache zu seiner Etage hinauf. Nur wenige waren ihm nahe genug, um die ersehnte Frage stellen zu können: „Ist es wahr, daß man in China —“, und schon lief das triumphierende Gemurmel um: „Er hat es selbst gesagt. Eine Delikatesse.“

Aber bald genügte es nicht mehr, einander auf die lächelnden Gesichter der Chinesen aufmerksam zu machen, die man bisweilen in den Straßen sah: „Seht ihr: er hat gerade einen gegessen.“ Denn wie sollte man das Verschwinden der alten Frauen erklären? Nicht daß es jemanden besonders gestört hätte, es handelte sich ja meistens um alleinstehende Damen, aber es mußte doch irgendwie zu begründen sein. Wenn man den Dingen keinen Grund gibt, wachsen sie einem zu leicht über den Kopf. Meine Frau war zwar dagegen, als ich die Anzeige aufgab: „Schließlich hat sie mich auf der Treppe nie begrüßt“. Aber trotzdem war es besser, etwas zu unternehmen, denn das knirschende, schmatzende Geräusch der letzten Nächte war uns beiden nicht entgangen. Und als Frau Seipolt dann morgens nicht mehr die Betten aus dem Fenster hing . . . Unnötig zu sagen, daß die Wohnung, als wir die Tür aufbrachen, leer war. Ich habe eine halbe Stunde über den Versen für die Anzeige gebrütet:

Der Tod deines Dackels
brach dir das Herz.
Nun liegst du in Ruhe,
wir leiden den Schmerz.

Von Freunden hörte ich, daß es sogar Beerdigungen gegeben habe, leere Särge seien in die Erde gesenkt worden, geziert mit den Namen der ehemaligen Nachbarin. Auch mein Gedicht machte Schule. Bei manchen waren es zwar Schäferhunde, die paßten schlecht in den Vers, aber besser ein schlechter Vers als die dauernde Unruhe.

In Westdeutschland lief das Gerücht vom Massensterben um. Die Ärzte glaubten, einem neuen Erreger einer Epidemie auf der Spur zu sein, die Philosophen, einem Beweis für das Gesetz des Zufalls. Da man von den zahlreichen freien Wohnungen hörte, setzte ein Zustrom von Menschen ein, junge Leute meistens, mit hartem Blick und arbeitswillig. Dabei wußte ich längst, daß es keine Frage des Alters war. Ich wußte es schon, bevor ich ging, um eine Anzeige für unseren Untermieter, einen Studenten, aufzusetzen: „Durch ein tragisches Geschick verstarb in jungen Jahren . . .“

Hiermit hatte ich mich übrigens getäuscht. Kurze Zeit später erhielt ich eine Karte von ihm aus Hamburg. Er war zu seiner verheirateten Schwester gefahren. Aber das hatte nichts zu sagen: was war mit meinem Friseur, einem Mann in den besten Jahren, was mit dem jungen Kellner in meinem Lieblingscafé? Paul hatte sich am Telefon nicht gemeldet, obwohl ich es lange Zeit hatte klingeln lassen. Ich wagte nicht mehr, anzurufen. Ich blickte auch nur noch ungern aus dem Fenster, um die großen Bißwunden im Gebäude des S-Bahnhofes gegenüber nicht sehen zu müssen. Ich wußte, es konnte sich nur noch um Tage handeln. Am Montag war auch tatsächlich der Bahnhof ganz aufgefressen.

Ich rief bei Gerhard an, um ihm einen Tip für die nächste Ausgabe seiner Zeitung zu geben, aber er hatte die Idee bereits selbst gehabt. Am nächsten Morgen stand dann zu lesen: „Ostberlin schließt die S-Bahn. Die Gebäude sind bereits abgetragen.“ Leider hatte man nicht mit der Antwort aus Ostberlin gerechnet: Man denke nicht daran, die S-Bahn aufzugeben, und habe auch keinerlei Maßnahmen ergriffen.

Trotz aller Versuche, dieses Dementi zu verheimlichen, drang es in die Öffentlichkeit und löste die wildesten Vermutungen aus. War Ostberlin nicht betroffen? Dann war das Ganze etwa eine geplante Aktion aus dem Osten? Man wollte Berlin beseitigen? Einige berichteten von großen Aufträgen Ostberlins an die Ukraine, die auf Lieferung von Schwarzerde lauteten, ohne Zweifel der geeignete Zusatz für den Berliner Sandboden. Andere wiederum sagten, in Leipzig planiere man die Ruinengrundstücke, um die verschlungenen Häuser dort aufzustellen. Denn es war bereits die Zeit, wo man Leute auf den Straßen der Innenstadt kampieren sah, weil schon ganze Vororte verschwunden waren.

Diese Gerüchte versiegten ein paar Tage später von selbst, als man über die angenagte Mauer hinweg die Lücken in Ostberlins Straßen sehen konnte. Jetzt begann man vorsichtig zu werden. Wo wohl das Brandenburger Tor geblieben sei, fragte keiner mehr; man zog mit dem Finger die Linie nach, wo einst die S-Bahn gefahren war, und sagte: „Wie schnell sie fährt! Schade, daß mein Arzt mir das Zu-Fuß-Gehen verordnet hat.“

Aber heimlich wurde dennoch eine Kompanie Soldaten nach Berlin beordert. Man hätte ja die in Berlin stationierten einsetzen können, bloß — das Kasernengelände fand sich nicht mehr. Als die Radios gemeldet hatten, die Soldaten seien per Zug unterwegs, strömte alles zum Bahnhof. Schon von weitem hörte man das Knirschen und Mahlen, dann das Schmatzen und wieder das Knirschen. In fünf Stunden mußte der Zug eintreffen, aber bereits nach drei Stunden war der Bahnhof verschwunden. Von den Soldaten hat man nichts mehr gehört. Einige versuchten noch, über den Funk Genaues zu erfahren, aber die Radios blieben stumm. Unnötig zu sagen, was mit den Sendeanlagen geschehen war.

Das war das Zeichen. Man besann sich wieder auf seinen Ursprung: die Kirchen füllten sich. Mit donnernder Stimme predigten die Pfarrer gegen das Knirschen

an, sprachen von verdienter Strafe für die Genußsucht, der sich die Menschen ergeben hätten; und die Frauen nahmen die Sahne vom Kuchen, die Männer trennten sich von ihren Geliebten und kamen nach Hause zurück. Wer katholisch war, konnte eine teure Kerze weihen, aber ich habe leider nicht das Glück. Zu Hause fand ich einen Zettel meiner Frau vor: „Ich fliege zu Maria nach München. Erwarte mich nicht mehr.“ Da hat sie es ja endlich erreicht. Als ob sie nicht schon lange einen Grund gesucht hätte, sich von mir zu trennen. Natürlich hatte sie alle Wertsachen mitgenommen. Mit grimmiger Freude dachte ich an ihre fetten, hängenden Brüste und ihre unreine Haut. So leicht würde sie es jetzt nicht mehr haben.

Trotzdem machte ich mich zum Flugplatz auf. Der Wagen stand noch vor der Tür. Der Weg kam mir sehr kurz vor, ganze Stadtteile fehlten, schon nach kurzer Zeit war ich vor dem großen gläsernen Gebäude „Flughafen Tempelhof“. In meiner Erinnerung hatte es mehr als nur ein Stockwerk, aber vielleicht war ich überspannt. Drinnen drängten sich die Menschen. Sie standen ratlos und stumm. Flugzeuge waren schon lange nicht mehr angekommen. An Stelle der Schalter klafften Löcher, an den Rändern gezeichnet wie ein Gebiß. Von meiner Frau war nichts zu sehen. Vielleicht war sie schon unterwegs.

Dann war draußen auch noch mein Auto verschwunden und der ganze Vorplatz hatte sich sehr verengt.

Ich fand mich nur noch schwer zurecht. Die Wegweiser fehlten: hohe Kirchtürme, bestimmte Gebäude, bei denen man einbiegen mußte, Straßen, die zu meiner Wohnung führten. Es dauerte Stunden, bis ich bei der Kirche war, deren Türme man von meinem Fenster aus sehen kann. Eine Menschenmenge schrie und gestikulierte um sie herum, trug Eimer, Töpfe, Kellen. Keiner sagte etwas Genaues, aber endlich begriff ich doch. Der Pfarrer hatte die geniale Idee gehabt. Der eine Turm war schon angenagt, da hatte er begonnen, die ganze Kirche mit einem starken Brechmittel zu bestreichen. Er war sehr überzeugt von sich und seinem Werk. Er wollte alle Kirchen wiederhaben. Und die Christen natürlich — tut nichts, wenn ein paar Atheisten mit herauskommen. Ich stellte mich in die eimerschwingende Kette. „Wenn er hier kotzen muß, dann haben wir den ganzen Ostsektor im Westen“, wurde neben mir eine Stimme laut. Das kleine Männchen, das mit einem Pinsel vorbeieilte, hoffte auf den Pergamonaltar. — „Die Mauer wird ihm so schwer im Magen liegen, die kommt nicht wieder“, versicherte mir ein junges Mädchen. Man war leichtsinnig, man übersah, daß plötzlich jemand verschwunden war, der eben noch neben einem gestanden hatte, denn es kamen immer neue Menschen hinzu. Schließlich wurde sogar gesungen.

Dann kam die Nachricht: die Apotheke, aus der man das Brechmittel holte, war nicht mehr zu finden. Andere Apotheken gab es schon lange nicht mehr. Still ging die Menge auseinander. Der Platz, an dem ich wohne, war sehr leer. An das

Fehlen des S-Bahnhofs, der Telephonzelle, des Kinos hatte ich mich schon gewöhnt, aber wo ist die kleine Bar, wo mein Krämer, wo das Nachbarhaus? Ich verriegelte nicht einmal die Tür.

Es war kaum Hoffnung, es war nur Neugierde, was mich am nächsten Morgen ans Fenster trieb. Weit und flach schwang vor mir das Land auseinander, zwei Vögel zogen an meinem Fenster vorbei und verschwanden in dunstiger Ferne.

D. Michalov Lager

Unterwegs zur Kantine sagte der Soldat zu mir: „Doktor, ich habe das Gefühl, es verfolgt Sie ständig jemand: einmal ist es so'n rothaariges, dickliches Mädchen, das andere Mal ein schwächliches, kleines Kerlchen, und dann wieder so ein verlebter Schwarzer.“

„Ist Ihnen das auch aufgefallen?“

„Ihnen also auch?“

In der Kantine waren alle Tische besetzt. Überall saß man zu dritt, zu viert, nur an einem Tisch saß ein Mädchen allein. Zu der setzten wir uns — wir: Glotzaugen, der Soldat, Strolchgesicht und ich.

Wir schlürften unsere Suppe und unterhielten uns ganz leise.

Das Mädchen trank Schnaps.

Sie war jung, hatte lange Wimpern und langes Haar, das ihr gut stand. Sie war sauber gekleidet.

Plötzlich, nachdem sie ein Glas hinuntergeschüttet und gleich ein neues bestellt hatte, sagt sie zu mir: „Du bist ein Neuer, was?“

Sie sagte es auf Polnisch.

Ich lachte und sagte französisch: „Lange bin ich noch nicht hier.“

„Ich hab' dich noch nicht gesehen“, sagte sie auch auf Französisch.

Ihre versoffene Stimme paßte nicht zu ihr.

Dann sagte sie auf Polnisch: „Du verstehst mich aber?“

Ich nickte.

„Warum sprichst du dann nicht, wie dir der Schnabel gewachsen ist. Hier brauchst du dich nicht interessant machen. Hier fällt keiner drauf 'rein.“

Glotzaugen fuhr sie auf Polnisch an: sie solle sich um ihre eigenen Sachen kümmern und uns nicht auf die Nerven gehen.

„Mit dir, du altes Ekel, spricht ja keiner“, sagte sie auf Polnisch.

Zu mir dann französisch: „Willst du einen Kognak?“

Ich, lachend, auf Französisch: „Woher nehmen und nicht stehlen?“

Sie französisch: „Ich zahl' dir einen, du siehst so traurig aus!“
Ich schüttelte den Kopf.

Der mit dem Strolchgesicht sagte in unserer Sprache: „Die gibt aber an! So'n Schnapsloch!“

Sie sagte in unserer Sprache: „Das geht dich, mein Kleiner, gar nichts an.“

Und zu mir in unserer Sprache: „Du siehst so traurig aus und schaust nicht so leer drein wie die andern hier, du hast noch allerhand vor, und das hält dich über Wasser. Nach einigen Monaten wirst du erkennen, daß alles umsonst ist, und wirst dreinschauen wie die anderen. Einen Kognak?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Laß uns in Ruh“, sagte Glotzaugen auf Polnisch.

„Mit dir spricht ja keiner, Alterchen“, wies sie ihn zurecht.

„So eine Sau!“, sagte Glotzaugen in unserer Sprache.

Der Soldat starrte ihr in den Ausschnitt.

Sie knöpfte die beiden restlichen Knöpfe der Bluse auf und sagte in unserer Sprache: „Damit Herr General eine bessere Aussicht haben.“

Der Soldat wurde rot, sah weg und schwieg.

„Also, einen Kognak?“, sagte sie auf Französisch zu mir.

Glotzaugen sagte in unserer Sprache: „So eine Sau!“

„Was ist jetzt mit dem Kognak?“, fragte sie mich in unserer Sprache.

Ich schüttelte den Kopf und lachte.

Sie verzog ihren geschminkten Mund und sagte auf Polnisch: „Wenn du dich überzeugt hast, daß in diesem gottverdammten, stinkenden Lager alles umsonst ist und du deinen zielbewußten Blick eingebüßt hast, komm' zu mir. Du gefällst mir, du wärst so die richtige Verzierung für mein Bettchen. Du könntest mein Kundentreiber werden. Ich würde dir's gut zahlen. Und ich würde dir die raffiniertesten kleinen Schweinereien machen, die nicht einmal die von mir haben können, die was bezahlen. Überleg's dir.“

Glotzaugen sagte in unserer Sprache mit wütendem Gesicht: „So eine Sau!“

„Dir wippt er eben nicht mehr, Alterchen“, sagte sie in unserer Sprache, „deshalb quatschst du so.“

Der mit dem Strolchgesicht sagte in unserer Sprache: „Bist' zwar 'ne Sau, aber falls du mit mir willst — so ohne bist du gar nicht.“

Sie verzog den Mund und sagte in unserer Sprache: „Mensch, du mit deiner Galgenvogelvisage.“

Glotzaugen zahlte. Wir standen auf und gingen.

Der Kantinenverwalter lungerte am Eingang herum und sagte zu mir auf Englisch: „Sie hat Sie also doch nicht 'rumgekriegt. Es ist die versoffene Polin, die sich an Weihnachten mit dem Brennsprit so zugerichtet hat. Ihr Vater

war in Polen General. Der Polizeikommandant rennt ihr wie ein Verrückter nach, doch sie lacht ihn nur aus. Sie verkauft sich am laufenden Band, aber wenn sie sich selber einen angelt, bringt sie mit ihm alles durch, was sie auf'm Strich verdient. Der hat's dann herrlich.“

Glotzauge ballte die Fäuste, ließ sie auf die eingefallene Brust sinken und sagte leise, sehr leise, nur für sich: Lager, verdammtes Lager.

Und merkwürdig: er sagte es englisch, nicht in unserer Muttersprache — englisch.

Anita Kaetzke Siedlungskoller USA

Die Häuser in unserem Ort sind unzählbar wie die Sterne im unendlichen, sich ausdehnenden, begrenzten, in sich gebohrten, stets sich ähnelnden Universum. Typ A, Typ B, vier Zimmer für die große Familie, drei für die kleine. Rechts und links die immer grünen Zypressenbäume, Typ A, Typ B, genau nach Plan, zur Auflockerung der Vorderansicht.

Ich wohne im Reich der Hausfrau. Hier wird gegen Schmutz und Unordnung gekämpft, gegen Langeweile und Irrsinn, gegen absackendes Grab und einstürzendes Chaos. Wir kennen keine Romantik und keine Sentimentalität. Wir sind Sparta. Hier wird der Status quo verteidigt, gepflegt, verfeinert, die Menschheit vor Abrutsch und Rückfall behütet. Die Frau sorgt fürs Haus. Der Mann malt es einmal im Jahr an, gelb, rot, schwarz, blau: in der Farbe seines zuletzt erworbenen Automobils.

Mein Haus liegt in einer Kurve am Rande des Labyrinths. Mein Haus, das ist mein Auto. Durch ein breites Fenster kann ich die Straßen rechts und links übersehen. Nur steht mein Auto still. Die Straßen sind leer. Wenn die Männer uns verlassen haben und der Schulbus die Kinder entführt hat, fahren nur noch einmal morgens der Milchwagen und das Bäckerauto durch die leeren Straßen.

Bei Tag ist unser Ort ein Matriarchat. Die Mütter regieren. Großmütter werden von Fernsehapparaten, Großväter von Grasmähern ersetzt. Der letzte Großvater in der Siedlung beging Selbstmord, weil er sich mit seiner Schwieger-tochter nicht vertrug. Was sag ich? Unser Ort ist ein verwaister Harem, „Gras-Witwen“ nennt man die Frauen hier. Es gibt keine Post, keinen Bahnhof, keine Kirche, keine Bibliothek. Ab und zu darf die Frau ins Krankenhaus, um ein Kind zu kriegen. Sonntags führt ihr Mann sie in die Kirche.

Doch jeden Tag, außer Feiertags, fahren die Herren quer durch die Wildnis des Naturparks auf der Vierbahnstraße in den Götterhimmel — nach Jerusalem-der-Stadt.

„Mia! Mia! Wenn du nicht aufpaßt, wird dein Kind überfahren!“ Die Frau des Baumeisters und die Frau des Architekten der Siedlung erinnern mich an meine Mutterpflichten. Ich stürze mich auf meinen Sohn und trage ihn von der leeren Straßenmitte auf die Stufe zwischen Tür und Garten hinter mein Haus. Von hier können wir die Wildnis betrachten, die an meinen Garten grenzt. Kein Zaun trennt sie von uns, kein Pfad führt hinein.

„Sieh mal! Das ist mein Ball.“ Die Nachbarstochter durchbricht den Zauber des Trübsinns, greift uns mit ihren blauen Augen und ihrem Ball an.

„Geh fort.“

Sie tritt näher, greift uns mit ihren näherkommenden Füßen an.

„Geh fort zu deiner Mutter.“

Rechts und links in sanfter Kurve verschmelzen die Gärten der Nachbarn.

„Dein Garten gehört mir, aber das ist mein Ball und ihr dürft nicht damit spielen.“

Die Nachbarfüßchen berühren die meinen. Das Mündchen berührt mein Ohr. Während ich mich bücke, um dem Kind seinen Ball zu entwenden, schreit es. Fast gleichzeitig mit dem Schrei klatscht meine Hand auf seine Backe. Kreischend läuft das Kind ins Nachbarhaus. Ich heb den Ball auf und bring ihn der Mutter.

Gepflegt, starr, ohne Lächeln tritt sie mir entgegen, wie eine ägyptische Prinzessin.

„Warum hast du mich nicht gerufen?“

„Entschuldige, sie schrie, ich schlug zu. Meine Nerven sind mit mir durchgegangen.“

„Unter keinen Umständen darf man die Kinder anderer Mütter berühren.“

„Ich weiß. Der Nachbar hat Denunziant zu bleiben, das Urteil vollstreckt die Mutter.“ Susan kehrt sich wieder ihrem Haus zu. Wenn ich sie gehen lasse, bin ich verurteilt. Wenn sie mir nicht verzeiht, straft mich die Siedlung mit Einzelhaft, leb ich geächtet in meinem eigenen Haus.

„Du bist für eine Siedlung nicht geeignet.“

„Meinst du?“

„Es fehlt dir an Gemeinschaftsgefühl . . .“

„An Nerven.“

„An Geduld, Rücksicht, Einfühlungsvermögen, Selbstbeherrschung.“

„An Nerven, an Nerven, an Nerven . . .“

„Nimm ein Beruhigungsmittel.“ Sie greift in ihre Schürzentasche und reicht mir eine Tablette.

„Du bist mir nicht mehr böse?“

„Böse?“

„Du verstehst mich? Du verstehst wieso —?“

„Nein.“

Die unerbittliche Auseinandersetzung beginnt von neuem. Ich wickle die Beruhigungstablette aus dem Cellophan. Meine Nachbarin holt ein Glas, füllt es mit Wasser.

„Hättest du etwa gerne, wenn man deinen Sohne schlägt?“

Ich schau mich um: er ist fort.

Es ist ein schöner, lauer Abend. Ich laß die erschreckte Susan stehen, geh den Bürgersteig hinunter und sehe in die Fenster. Ein paar Mütter liegen vor ihren Fernsehapparaten, während das Essen kocht. Andere hantieren in der Küche. Die Haustüren stehen offen.

„Habt ihr Paul gesehen?“

„Ist er schon wieder fort?“

„Was einem hier fehlt, sind Spaziergänge.“ Ich erzähle von Promenaden am Rhein, Gebirgspfaden im Alpengebiet. Die Beruhigungstablette beginnt zu wirken. Garten grenzt an Garten in grenzenloser Ferienstimmung. Das Betreten der Rasen ist freundlichst erbeten. Mein Kind ist fort.

„Mein Essen brennt an. Paul ist nicht hier.“

Sie halten mich für geschwätzig, zeitraubend, leichtsinnig, vergnügungssüchtig. Sie sagen: mein Mann kommt gleich. Sie meinen: das Programm hat schon begonnen. Oder: es fängt gleich an. Die Wohnzimmer verwandeln sich in bläulich erleuchtete Fernsehseln.

„Paul ist nicht hier.“

Von meinem Fenster aus kann ich nach rechts bis zur nächsten Kurve sehen. Weiter reicht mein Bekanntenkreis nicht. In der Kurve also schlag ich einen Halbkreis über die Fahrbahn und klopfe bei den Hausfrauen der gegenüberliegenden Straßenseite an. Paul ist nicht hier gewesen. Ich sehe meinen wachsenden Schrecken in den Augen der Nachbarn. Wenn ich jammere, jammern sie auch. Aber wenn ich mich einmal freue, freuen sie sich nicht. Allein steh ich wieder vor meinem Haus.

„Paul! Paul!“ Schon biegen die Autos mit brennenden Lichtern ins Labyrinth. Die Straße belebt sich. Die Männer kehren heim.

Links steht eine Frau, völlig beziehungslos, auf dem Bürgersteig. Bewohner links von meinem Haus sind mir unbekannt. Alle gesellschaftlichen Bindungen in unserer Siedlung richten sich — wie die Fenster — nach rechts.

„Entschuldigen Sie —“

„Dies ist der einsamste Ort der Welt“, sagt die Frau.

„Doch, unbedingt. Ich wohne in Nummer 12.“

„Typ B. Ich weiß. Sie sind erst neu hierher gezogen.“

„Vor einem halben Jahr.“

„Mein Psychiater sagt, ich sollte fort von hier. Ich soll unter Menschen. Ich habe schon einen Nervenzusammenbruch gehabt. Drei Jahre wohne ich schon hier und noch dreißig Jahre soll ich auf Abzahlung wohnen. Ich weiß nicht, ob ich das ertrage. Im Sanatorium bekam ich einen Elektroschock. Wollen Sie eine Tasse Kaffee?“

„Ich kann ja nicht. Ich suche mein Kind. Ich muß es finden ehe die Nacht einbricht.“

„Meine Kinder sind so unzugänglich, besonders nach meiner Krankheit. Kommen Sie, trinken Sie eine Tasse Kaffee mit mir. Mein Mann hat Nachtschicht.“

„Aber Paul —“

„Ach Paul. Er sitzt in meinem Garten auf meiner Schaukel.“

Ich renne hinter das Haus. Dort sitzt er, ganz still in der Dämmerung, am Rande der Wildnis des Naturparks und wartet darauf, daß jemand ihn schaukelt. Die Lichter der Straße leuchten hinter ihm wie Perlen.

„Jetzt haben Sie ja Zeit“, sagt seine Gastgeberin und schaukelt ihn. Ich rede mit ihr über Pädagogik, Psychiatrie, Jugenderinnerungen, Ehezwistigkeiten, und trinke auch eine Tasse Kaffee, so wie es Dankbarkeit, Geduld, Rücksicht, Einfühlungsvermögen und Selbstbeherrschung verlangen. Es ist spät, als ich mit meinem Sohn endlich wieder auf der Straße stehe.

Stille und Dunkelheit der Nacht tun wohl. Der Duft des Flachlands weht leicht durch die Straßen. Da öffnet sich meine Haustür, ein Menschenzug kommt heraus und zieht mir entgegen. Scheinwerfer, Taschenlampen, Laternen erfassen mich, strahlen mich an, blenden.

„Da ist er!“ Ich schiebe Paul vor. „Wir haben die ganze Siedlung mit Autos durchstreift. Wir sind bis zur Autobahn gefahren. Wir haben eben in ihrem Haus beratschlagt. Gerade wollten wir die Wildnis nach Paul durchsuchen. Da ist er ja!“

Die Männer der Frauen, an deren Haustüren ich am Tag kloppte, knipsen die Scheinwerfer und die Taschenlampen aus, löschen die Laternen. Sie haben Paul gefunden. Die Kolonne löst sich auf. Ein Nicken . . . ein Lachen . . . übrig bleibt nur mein Mann.

Günter Kunert
Gedichte

GESCHICHTE

1

Leichter mal mal schwerer mal unerträglich:
die währende Bürde.
Das allzeit fällige Urteil.
Was nie aufgeht ob wir uns multiplizieren oder
uns reduzieren: die Rechnung. Aber immer
präsentiert und präsent: Dir Ziffer mir Zahl.

2

Nagelt den Zeiger fest schlägt ihn
ans Kreuz das hält nicht auf den Verlauf den Ablauf
nur gerechtenfalls: den Zulauf.

3

Bei günstigem Licht dem anhaltend
wechselnden und gunstvollem Aspekt läßt sie
sich sehen: Kette
scheu geschlängelt mal mal gestrafft
schlangengleich unter sich erneuernden Häuten
zwischen Maschine und Maschinisten: Einander
oder Wer Wen halten sie fester als sie halten.

4

Die Revolution wo finden wir sie und wieder.
Unterm tückischen Marmor liegt siebenmal siebenfach
Sisyphos verdammt und unaufweckbar.
Lang lebe die unbesiegbare Inschrift.

5

Aber wahr ist das Ungeheuerliche: Polyphem
vorgeblich überlistet noch furchtbarer in Blindheit
indem seine Höhle sich hinstreckt ins Dunkel
der Zukunft und dort ist kein Ausgang zu sehn.

6

Sie ist über den Völkern.
An einem Faden.
Ein damokleischer gedoppelter Schatten: Deutschland
unaufhörliche Wolke zwiefach zwieträchtiger Form.
Dabei wir dabei
ins Universalische zu wachsen und an einem Kabel
in den Kosmos zu hängen zu schaukeln und frei
uns zu fühlen vor allem von Gravitation von Atemnot von
Gedanken: einschneidenden ätzenden verletzenden
wie
die dort unten die kleine bläuliche Kugel zerfurchten
das alte Gesicht
leidstarre Miene darinnen keine Wunde vernarben will:
wir steigen wir fallen stets tiefer
als möglich.

7

Geschichte sage ich und weiter noch: Wenig bleibt.
Glücklich wer am Ende mit leeren Händen dasteht
denn aufrecht und unverstümmelt dasein ist alles.
Mehr ist nicht zu gewinnen.

8

Was dauert ist grau und unauffällig
unter allen Tritten. Was die Opfer ohne Augen glauben
und die Mörder ohne Ohren sich denken was doch wenn
die Lebenden verstummen müssen laut redet:
der Stein der Fels der Würfel der immer fällt
und immer bleibt
das ist das einzige und eine was ist.

HOFFNUNGSVOLLE ENTDECKUNG

Aufgebrochen zu einem Fluß
Unvermessen und unbekannt und gewaltig
Wie präzise Gerüchte kündeten

Gelangte
Eine Expedition von Beamten
Vor ein dünnes Rinnsal
Schillernd wie von Blut und zog
Bis zu dessen Quelle
Und stand am Ende des Weges

Vor den eigenen Aktengebirgen
Aus denen das Dunkelrote
Geräuschlos floß.

WINDSTILLE RHEINWÄRTS

Der Wind liegt still.
Gott ist davon.

Träge wälzt sich aus den Betten
In die Fabriken der Menschenstrom: einen
Tag herzustellen den keiner braucht.

Die Piloten
Haben den Glauben aufgegeben der Mensch
Könne fliegen. Voll Zweifel
Betrachten die Inwohner der Städte
Die Häuser die scheinbar noch stehen.

Und
Beugen sich
Über glänzende Maschinen Maschinen zu fertigen
Die wiederum
Maschinen machen: so endlos fort
Zeugen sich jene wie diese: Stahl und Fleisch
Nie vollkommen und immer zu früh zerbrochen
Ausgenutzt und abgenützt verbraucht und

Mißbraucht
Schaffen sie einander
In verschlungener Kette: zerreißenswert endgültig.

Leeren Blickes
Harren sie und horchen ob durch den Lärm
Der Werkhallen nicht zu ihnen dringt worauf
Sie warten: Ein Ruf.

Der aus den Betonseelen vorbricht
Und sie aufreißt aus
Den Patenthirnen aus den Panzerherzen:
Elender herrlicher Schrei
Derer die doch noch erkennen daß
Da kein Mitleid ist
Und
Daß sie sich erbarmen müssen ihrer selbst —
Erbarmungslos.

Auf Wind
Besteht keine Aussicht. Denn Gott
Der liebe mörderische ach der
Ist auf und davon.

INDIVIDUELLER AUSBRUCHSVERSUCH

1
Allein zu sein: Allein allein
Das ist die Trübsal und die seltsame Eigenheit
Des großen Menschenaffen dieses abgeplatteten Planeten.

2
Worin er umgeht: Sein besonderes Fleisch
Wuchs auf zur Dornenhecke mit der Menschenaffenzeit
Die er sich manchmal mühte zu zertreten

3
Und auszuroden. Immer neu gefangen
Gewaltig rüttelnd am Gitter seines Ich:
Daraus kann ihn kein anderer befreien.

4

Das hofft ans Ziel noch einmal zu gelangen
Und kommt nicht weiter als zu sich
Und steht am Ende wieder da: Allein. Allein.

LANDSCHAFT

Landschaft aus Glätte Landschaft aus Bewegung
Landschaft
Umgänglich in der Vertikale im Horizontalen unübersehbar
Ich lege dich frei.

Bewuchs über den wichtigsten Stellen: Über den Gedanken
Dieser fortwährenden wallenden Lava
Und
Über dem Einstieg zur Welt durch den jeder herkommt
Ungefragt

Handgroßes Fegefeuer eines Wiener Professors
Höhle undelphischer Orakel trächtig von Zukunft
Menschenmaterialfabrik
Schuldig der Überproduktion.

Hügel und Welle zugleich wölbt sie sich auf:
Landschaft
Langgestreckt und kurzweilig und hier und da
Abwegig.
Unter blasser Oberfläche spreizen sich Rinnsale
Und Bäche und entspringen der rhythmischen Tiefe
Der Mythosschwemme
Verästeln sich irgendwohin um mancherorts
Bläulich sichtbar zu sein.

Unterschiedliche Klimata: Kühle
Der tektonisch unruhigen Rundungen
Tropik den bewaldeten Gegenden zu.
Nach ihren Grenzen hin teilt sie sich
Die Landschaft
Wird ärmlich und beinlich

Vershmälert sich zu selbständig wirkenden Details
Die plötzlich festhalten
Den Wanderer:
Unvorhergesehenes wurzelkräftiges Gepacktsein
Für drei Sekunden Ewigkeit
Und
Vorübergehende Auflösung: Vorgeschmeckter
Weltuntergang
Brachiales Beben
Registriert von keinem sonst als
Dem knirschenden Seismographen aus älteren
Sprungfedern.

FILM — VERKEHRT EINGESPANNT

Als ich erwachte
Erwachte ich im atemlosen Schwarz
Der Kiste. Ich hörte: Die Erde tat sich
Auf zu meinen Häupten. Erdschollen
Flogen flatternd zur Schaufel zurück.
Die teure Schachtel mit mir dem teuren
Verblichenen stieg schnell empor.
Der Deckel klappte hoch und ich
Erhob mich und fühlte gleich: Drei
Geschosse führen aus meiner Brust
In die Gewehre der Soldaten die
Abmarschierten schnappend
Aus der Luft ein Lied
Im ruhig festen Tritt
Rückwärts.

Friedrich Hitzer
Gespräch mit Michail Romm

Ein Gespräch über den Film „Der gewöhnliche Faschismus“ zwischen dem Regisseur des Films Michail Romm (UdSSR), den Kritikern Hermann Herlinghaus (DDR) und Friedrich Hitzer (BRD)

Vfh. — Von Eisenstein haben alle Filmbesucher etwas gehört, von Pudowkin und Dowschenko die Besucher der Filmkunsttheater, von Jutkewitsch, Trauberg, Kosinzew nur die Cineasten — bei Michail Romm kommen selbst die Kritiker in Verlegenheit und verwechseln ihn mit Abram Room (und vice versa). Dabei gehört Michail Iliitsch Romm zu den bedeutendsten Regisseuren des klassischen sowjetischen Films. Doch bekanntlich ist die Bundesrepublik ja nicht nur in Fragen des Films, sondern auch in den meisten die UdSSR betreffenden Dingen eine Provinz, mit der allenfalls noch Portugal konkurrieren kann. Gewiß — das Publikum kann nicht so sehr für eine Ahnungslosigkeit, die man allein nur unter großen Anstrengungen abschaffen kann. Die „deutsch-sowjetischen Beziehungen“ werden von Bonn bekanntlich in einer Weise gefördert, die vermuten läßt, daß die Großmacht BRD den Zwergstaat UdSSR eigentlich doch recht gnädig zu behandeln weiß.

Michail Romm drehte 1934 seinen ersten Film: es war eine Verfilmung der Maupassantschen Novelle „Fettklößchen“ (Romm: „Wenn Sie sich an den frühen Jules Romains erinnern, der seinerzeit einen starken Eindruck auf mich machte, drehte ich den Film im Stil Jules Romains, unter Benutzung eines Sujets von Maupassant.“) In einem Interview mit Brigitte Jeremias (FAZ vom 13. 12. 65) berichtete Romm über die Entstehung dieses Films — dem Anfänger hatte man die geringsten Mittel für einen Stummfilm genehmigt, als die schon weltberühmten Regisseure Eisenstein, Pudowkin u. a. bereits mit dem Drehen von Tonfilmen angefangen hatten. Doch der Debütant Romm hatte von Anfang an seinen eigenwilligen Stil gefunden, dessen Grundton bei allen späteren Filmen wiederzuerkennen war. Ich meine hier nicht nur ein spezifisch filmisches Mittel, sondern das Verhältnis Romms zur Realität: ein scheinbar alogisches und höchst individuelles Verfahren kontrastreicher Gegenüberstellungen. Das Ergebnis zeigte, wie wenig willkürlich Romms Stoff und Gliederung der ästhetischen Elemente war, sondern im höchst Individuellen die Totalität einzufangen wußte: der Realismus eines sowjetischen Kommunisten, den es fortwährend zu neuen Ufern drängte. Auf das „Fettklößchen“ folgten die Filme „Lenin im

Oktober“, „Lenin 1918“, „Die Dreizehn“, „Der Traum“, „Mensch Nr. 217“, „Die russische Frage“, die „Geheime Mission“ und „Neun Tage eines Jahres“. Von den verschiedenen Preisen, die Romm erhielt, will ich hier nur den Lenin-Orden erwähnen. Für die Renaissance des sowjetischen Films der ausgehenden 50er Jahre spielt der Pädagoge des Moskauer Filminstituts Romm eine wichtige Rolle: Absolventen seiner Meisterklasse sind unter anderen Grigorij Tschuchraj und Alexander Tarkowskij.

Bei der VIII. Internationalen Dokumentar- und Kurzfilmwoche in Leipzig erhielt der neueste Film Romms „Der gewöhnliche Faschismus“ den Großen Preis der Jury. Während in der BRD mit „Kolberg“ eine Retrospektive faschistischer Filme einsetzte, wurde in Leipzig eine Retrospektive antifaschistischer Filme gezeigt. Natürlich wollte der Verleiher des nazistischen Durchhaltefilms „Kolberg“ nicht für den Faschismus, sondern für die Aufklärung über den Faschismus plädieren. Wer wollte die gute Absicht in Frage stellen, doch ich frage: warum kann man in diesem westdeutschen Landstrich jene Aufklärung nicht mit den Filmen versuchen, die den Faschismus entlarven? Einerseits verbietet der interministerielle Ausschuß die Einfuhr der meisten antifaschistischen Filme aus Osteuropa, andererseits lehnen es die Filmtheaterbesitzer ab, beispielsweise Staudtes „Rotation“ wiedereinzusetzen, und zwar mit dem Kommentar: „Das Publikum will weder bewältigte noch unbewältigte Vergangenheit.“ In der Tat: unter diesen Bedingungen kann es sich ein privater Verleih nicht leisten, Filme zu zeigen, die die Vergangenheit anprangern. Man kann hierzulande offenbar nur noch mit Filmen Geld machen, die die Vergangenheit verherrlichen.

In Leipzig war Romms Film nicht nur ein künstlerisches Ereignis: es war ein gesellschaftspolitisches. Denn Romm geht es nicht nur um eine Entlarvung des deutschen Faschismus von gestern. Nicht die zahllosen Grausamkeiten und Greuelthaten stellt er in das Zentrum seiner Betrachtungen. Er begnügt sich nicht mit der Anklage. Er will wissen, wie es geschehen konnte, daß Menschen den politischen Wahnsinn und bestialisches Verhalten zu ihrem Alltag machten — und machen können. Und die Betrachtungen, die Romm als Kommentator wiedergibt, verändern jeden zum Gesprächspartner des Regisseurs: Er improvisierte den Kommentar wie ein Erzähler über scheinbar längst verflossene Ereignisse vor dem fertig montierten Archivmaterial in einer unpathetischen, warmen, bisweilen ironischen Stimme — der Stimme eines Mannes, der seine Erregung durch Einsicht zurückhalten kann, der weder die pathetische Intonation offizieller Anklageschriften, noch den Ton einer bewußt unpersönlich gehaltenen Bestandsaufnahme braucht, um dem methodisch-bürokratischen Wahnsinn der Nazis beizukommen. Die Souveränität und Wärme jener an jeden einzelnen gerichteten Stimme tötet jede Gleichgültigkeit im Betrachten der Dokumente des Grauens. Jeder Zuschauer wird mit der Frage entlassen, wie sich verhindern lasse, was mit Menschen in Deutschland geschah, denn Romm will mit dem Verstehen des

Nazismus in Deutschland nicht das Besondere und inzwischen Kompromittierte an ihm Geschichte sein lassen. Er sieht: die Gefahren eines neuen Faschismus haben zugenommen: Romms letztes Kapitel (das „Nichtabgeschlossene“) zeigt Bilder aus verschiedenen kapitalistischen Ländern (aus der BRD, England, den USA). Die Bilder der amerikanischen „Marines“ wirken deshalb so bestürzend aktuell, weil jeder Zuschauer weiß, daß ihr Drill heute in Vietnam auf schaurige Weise praktiziert wird: rhythmisiertes Brüllen, das an Urwaldlaute erinnert, und im Stechen und Hochreißen aufgeplanzter Bajonette, zum Aufschlitzen von „Partisanenbäuchen“ bestimmte Bewegungen. Romm will das „ruhende Material in Archiven“, das für ihn die „Bedeutung eines kostbaren Dokuments hat“, betrachten, um es „unserer Zeit gegenüberzustellen“. „Die Gedanken über unsere Zeit kommen aus der Betrachtung des historischen Materials. Ich habe das an mir selbst erlebt. Ich schaue mir die Paraden an oder die Fackelzüge, die Vergöttlichungen Hitlers usw., und dabei kommen mir unaufhörlich Gedanken, die die Gegenwart betreffen. Deshalb griff ich auf das historische Material des deutschen Faschismus zurück.“

In der BRD will man vergessen, denn man hat angeblich genug gesühnt. Inzwischen kann man hierzulande sogar Flugblätter verteilen, in denen man den Russen, Polen und Tschechen ihre „blutrünstigen Taten“ verzeiht: als hätten die Völker der Russen, Polen und Tschechen den Krieg begonnen. Sind solche historisch perversen Vorstellungen Nachspiele des alten oder sind es Vorspiele eines neuen Faschismus, dem sie als nationalistischer Katalysator dienen?

Als ich Romms Film in Leipzig sah, war mir sofort klar, daß ich als einer der Zuschauer Fragen stellen mußte, deren Antworten mehr als nur einer Person zugänglich gemacht werden müssen. Die übliche Form eines Interviews paßte mir aus zweierlei Gründen nicht: es hätte einmal die Spontaneität und den persönlichen Kontakt mit dem Kommentator Romm im Kino aufgehoben in dem zwanghaften Moment des persönlich Unpersönlichen solcher Interviews. Zum anderen erschien mir die Teilnahme eines Gesprächspartners aus der DDR unerläßlich. Romms Film klagt nicht deutsche Geschichte an, sondern einen politischen Zustand in der Entwicklung des Kapitalismus, der unter den heutigen Bedingungen die Zivilisation des Menschen schlechthin bedrohen würde. Da jedoch der „Kristallisationspunkt des faschistischen Verdummungsprozesses in seiner klarsten und gefährlichsten Form im Hitlerismus zu finden ist“ (Romm), ist die internationale Frage zugleich ein Problem der Nationalgeschichte der Deutschen. Das bedeutet konkret: das Gespräch mit einem Sowjetbürger über den deutschen Faschismus kann nur ein „gesamtdeutsches“ sein, es sei denn, man verdränge ganz bewußt und systematisch jede politische Problematik der Sowjetunion gegenüber Deutschland. In der Öffentlichkeit der BRD ist diese Verdrängung so gut wie komplett, das heißt aber auch, daß das Bewußtsein der eigenen Geschichte verleugnet — und verzerrt wird.

Zu dem Gespräch mit Michail Romm lud ich den DDR-Filmwissenschaftler Hermann Herlinghaus ein. Leider konnte Herlinghaus nicht am ganzen Gespräch teilnehmen — er hatte beim Festival einiges zu arbeiten. Wir unterhielten uns nämlich mehrere Nachmittage lang in Romms Suite (Hotel Deutschland). Das von mir redigierte Gespräch wurde ursprünglich in russischer Sprache geführt. Das Mikrophon stand zwischen Gläsern, Tassen, Flaschen und Speiseresten. Die drei Tonbänder (15 mm Durchmesser) ergaben etwa 100 Seiten.

„kürbiskern“ bringt Auszüge aus diesem Gespräch. Die Teilnehmer waren so kühn zu hoffen, daß der „Gewöhnliche Faschismus“ möglichst unzensuriert einem breiten westdeutschen Publikum vorgeführt werde. Fotos aus dem Film und andere Ausschnitte aus dem Gespräch sind in der Märznummer der Zeitschrift „Film“ nachzulesen. Sie stehen in Zusammenhang mit den hier abgedruckten. (Es ist der Teil, an dem Herlinghaus meistens dabei war.)

In seiner Einleitung zu dem Film sagt Romm, daß er „nicht alle Seiten des Faschismus zeigen wollte“. Seine Aufmerksamkeit galt vor allem der sozialpsychologischen Seite des Faschismus vor einem ökonomischen und soziologischen Hintergrund: „Meine Methode der Erzählung ist neu, nicht weil ich besonders originell sein wollte, ich wollte andere Gedanken über den Faschismus mitteilen als jene, die man üblicherweise mitteilt. In den Filmen, die ich sah, fand sich weder eine Erklärung für die Ursachen noch für das Wesen Hitlers, weshalb die Mehrheit ihm folgte und dabei völlig wahnsinnige Dinge beging.“ Heute, „wo die Menschheit vor einer Katastrophe steht, die von Menschen selbst vorbereitet wird“, sieht Romm „das zentrale Problem des Jahrhunderts“ darin, „daß sich Menschen für den Wahnsinn organisieren lassen“. Für die Darstellung dieses Phänomens im Deutschland Hitlers ergibt sich eine Reihe von Schwierigkeiten. (Gesprächsteilnehmer: Romm, Herlinghaus, Hitzer)

Hitzer: Michail Iliitsch, wenn der Zuschauer unserer Tage, ganz unabhängig von seiner sozialen Umgebung, Hitler auftreten sieht, in dokumentarischem Material, beispielsweise aus den Wochenschauen der Nazis, kann er schlecht glauben, daß man diesem aufgeblasenen und lächerlichen Getue Hitlers jemals Leidenschaft und Glauben entgegenbringen konnte: ein unkommentierter, sprechender Hitler müßte Gelächter auslösen, wenn man nicht von den grausigen Folgen seiner Politik wüßte und das Lachen unterdrückte. Sie lassen den Hitler im Hintergrund reden und kommentieren seinen Auftritt. Sie entlarven das Lächerliche, indem sie es mit der Brutalität in Beziehung bringen. Sie geben dem Zuschauer die Freiheit zurück zu lachen, weil er sich nicht mehr schämen muß, das komisch zu finden, was zugleich unmenschlich ist. Jedoch ohne daß es nur der Genuß der von keinem Spielfilm zu übertreffenden Inszenierung der brutalen Lächerlichkeit wäre. Charlie Chaplin hatte das schon in seinem „Großen Diktator“ begriffen, ohne die Bilder des Grauens zu zeigen. Im übrigen auch Brecht im „Arturo Ui“.

Herlinghaus: Das heißt, organisierte Bestialität, die sich politisch rechtfertigt, zeigt zugleich Lächerlichkeit und Sentimentalität. Hat das nicht schon Shakespeare bewiesen?

Romm: Zweifellos. Im übrigen ist das nicht nur anhand der Beispiele aus der Kunst zu beobachten, es ist eine elementare Lebenserfahrung. Die brutalsten Menschen sind sentimental und oft lächerlich. In der Kunst ist die Darstellung dieser Verbindung notwendig, was ich bereits in meinem ersten Film entdeckte. In den dramatischsten Abschnitten meines Films „Das Fettklößchen“ versuchte ich extrem komödiantenhafte, beinahe farcenhafte kurze Bilder zu bringen. Dadurch wurden die dramatischen Abschnitte dramatisch-farcenhafte-komisch. Das heißt, die Gegenüberstellung entspricht der Natur des Menschen. Ich sage das nicht etwa deshalb, weil das, was auf den Menschen stark einwirkt, schon von Shakespeare aufmerksam beobachtet und benutzt wurde, indem er beispielsweise den Narren neben König Lear stellte, auch er schenkte diesem Umstand nicht deshalb seine Aufmerksamkeit, weil es ein geschickter formaler Kunstgriff war, sondern weil dies in der Natur des Menschen liegt.

Herlinghaus: Wie ist es denn im „König Lear“? Das „Normale“ wird durch den Wahnsinn erklärt ...

Romm: ... durch den Wahnsinn, in der Tat ...

Herlinghaus: ... so wie er sich in seinem großen Monolog entäußert.

Romm: Ganz richtig. Ich weiß im übrigen, daß Eisenstein diese Dinge äußerst sorgfältig studierte. Um den Charakter der Wahrnehmung beim Zuschauer zu verstehen, wandte er sich der Erscheinung der menschlichen Natur in ihren einfachsten Erscheinungen zu. Er studierte beispielsweise die Religionen von Urgesellschaften, ihre Masken, Kriegstänze und Rituale, nicht weil er dies zur Verzauberung in der Kunst anwenden wollte, sondern weil er damit die Einwirkung des Schauspiels und die Psyche des Menschen studieren konnte, die sich besonders intensiv in der Wahrnehmung der Kunst ausdrückt, oft sogar intensiver als in der Wahrnehmung des unmittelbaren Lebens. Die Kunst ist in dieser Hinsicht eine Art chemisches Reagens, um einige Besonderheiten der primitiven Psyche des Menschen zu bestimmen, ihrer einfachsten emotionalen Regungen, denen Hitler immer seine Aufmerksamkeit schenkte. Hitler wandte sich immer an die primitivsten Seiten der menschlichen Psyche ...

Hitzer: Wie würden Sie diese „primitivsten Seiten der menschlichen Psyche“ genauer beschreiben?

Romm: Zum Beispiel so: einen starken Eindruck auf den Menschen machen Feuer und Wasser, Hunger, Tod und die Liebe in ihrer niedrigsten Form. Hitler suchte sich dabei sorgfältig die animalischen Züge des Menschen heraus ...

Hitzer: ... er stützte sich ja bekanntlich auf eine vulgäre Konzeption der darwinschen Theorie ...

Romm: ... und der Erfolg des nazistischen Rituals auf die Mehrheit der Deutschen muß unter anderem auch auf ein Bedürfnis in der Psyche des Menschen zurückzuführen sein, das der Verführung zum Opfer fallen kann.

Hitzer: Das rationale Bewußtsein, das Einsicht in gesellschaftliche Zusammenhänge voraussetzt, von Natur nicht vorgegeben ist, sondern Humanität fordert, ja Kampf zur Überwindung der Natur, hat im Faschismus keinen Platz, da er den vorangegangenen Verdummungsprozeß der kapitalistischen Gesellschaftsordnung aufgreift und das Irrationale, wenn Sie wollen, die Instinkte, organisiert. Zeigt sich nicht gerade an dieser Stelle eine Schwäche der marxistischen Theorie in den sozialistischen Ländern? Sieht man oder sah man bisher nicht vor allem nur die sozialökonomische Seite des Faschismus, eben weil das Bild vom Menschen zu einfach, ja undialektisch gesehen wird? Einerseits kann man dann den Hakenkreuzfaschismus der Deutschen vom System her erklären, andererseits bleibt die Frage, daß die Nation eines Goethe und Schiller zugleich einen Himmler und Hess hervorbrachte. Die bürgerliche Kritik am deutschen Faschismus, sagen wir mal die der Anglosachsen, kann über diese Frage nicht hinauskommen, trotz der Theorie der freudschen Psychoanalyse. Wie steht es aber um das Menschenbild im sowjetischen Marxismus?

Romm: Ich bin keineswegs mit den vielen Philosophen einverstanden, die da sagen, daß im 20. Jahrhundert bereits der qualitative dialektische Sprung eingetreten sei, nach dem der Mensch nicht mehr zugleich noch Tier wäre. Er ist ein „Tier“, nur gehört zur Natur des menschlichen Tieres, daß er sich als Mensch von der blinden Natur des Tieres mit Hilfe seines Bewußtseins befreit, nicht um die Natur in ihm zu unterdrücken, sondern zu befreien, d. h. auf eine höhere Ebene der Organisation zu bringen. Hitler wandte sich an die blinde Natur, während er vorgab, das Natürliche zu kultivieren. Das Ritual des Hitlerismus stützte sich auf den bedingten Reflex, den Imitationsinstinkt, den Herdentrieb und den durch Angst gespeisten Selbsterhaltungstrieb.

Hitzer: Glauben Sie nicht, daß die Demagogie unserer Tage dieselben Faktoren benützt?

Romm: Natürlich.

Hitzer: Hat sich nichts verändert?

Romm: Die Methoden haben sich verändert. Man verfügt auch inzwischen über weitaus mächtigere Mittel der Beeinflussung. Das Fernsehen mag hier als Beispiel genügen.

Hitzer: Daraus folgt aber auch, daß sich die Formen des Faschismus ändern. Der Faschismus des Hakenkreuzes der SS und SA, wenn man so will der klassische Faschismus der Deutschen, ist nicht mehr möglich.

Romm: Zweifellos, denn er hat sich kompromittiert. Nachrichtendienste beachten eine Grundregel. Ist ein V-Mann in die Falle gegangen, kann man ihn nicht mehr gebrauchen. Etwas Ähnliches passierte mit dem deutschen Faschismus:

er wurde zur Strecke gebracht, das heißt man kann ihn nicht mehr gebrauchen: der Faschismus des Hakenkreuzes, der hochgehaltenen Hand der Römer, der Schutzstaffeln usw. Er ist kompromittiert und nutzlos.

Der deutsche Faschismus kann nicht nur im Zusammenhang mit der Entwicklung des Kapitalismus gesehen werden, sondern man muß auch die Prozesse berücksichtigen, die mit der Entwicklung des ersten sozialistischen Landes, nämlich der Sowjetunion, zusammenhängen. Es ergeben sich daraus politische und ästhetische Fragen, die immer noch aktuell sind und wohl erst am Anfang ihrer theoretischen und künstlerischen Bewältigung stehen. (Gesprächsteilnehmer: Romm, Hitzer)

Hitzer: Ich möchte nochmals zu einer wichtigen Frage zurückkommen. Nämlich wie dieses entscheidende historische Problem des Faschismus mit Bildern der Gegenwart darzustellen ist. Eines interessiert mich nun insbesondere: klar ist, daß Sie sich als Bürger der Sowjetunion mit dem deutschen Faschismus beschäftigen, da ihr Land unter den Verbrechen dieses Faschismus wie kein anderes zu leiden hatte . . .

Romm: . . . nein, auch Polen . . .

Hitzer: . . . ja, auch Polen; klar ist auch, daß Ihr Film im Gefolge hunderter Filme über den deutschen Faschismus gemacht wurde. Hätten Sie Ihren Film auch dann noch gedreht, wenn die im „Gewöhnlichen Faschismus“ angewandte Methode der Darstellung und Tiefe der Analyse schon früher benutzt worden wäre? Ist Ihr Film deshalb nicht zugleich eine scharfe Kritik an den bisher gemachten Dokumentarfilmen über den Faschismus? Denn es stimmt keineswegs, daß der „Gewöhnliche Faschismus“ eine Fortsetzung jener Dokumentarfilme darstellt. Mir scheint, Ihr Film markiert einen Wendepunkt.

Romm: Nun, ich bin von mir so sehr überzeugt, um zu sagen, daß dieser Film nicht nur eine Kritik der Filme über den Faschismus ist, sondern eine Kritik der Filme vieler anderer historischer Themen. Wir haben Filme über den „Großen Vaterländischen Krieg“, über die Geschichte der Revolution, über verschiedene Länder, die Volksdemokratien, einen Film über eine Reise durch Amerika, über Ungarn, Polen, die Tschechoslowakei, Rumänien, Bulgarien, einen Film über die Ukraine oder Georgien. Sie sind alle gleich. Ihrem zugrunde liegenden Prinzip zufolge sind sie zutiefst unwahr, davon bin ich überzeugt. Und keiner von ihnen hat beim Zuschauer Erfolg, Erfolg haben sie nur beim Auftraggeber. Der Auftraggeber ist beispielsweise schon zufrieden, wenn alles aufgezählt und berichtet ist, während sich der Zuschauer dabei schrecklich langweilt: „alles ist da und sonst nichts!“ Ich habe einige Filme über den Faschismus herausgegriffen, unsere ganze Arbeitsgruppe schaute sie sich an, wir verglichen die Bildfolgen. Wir schauten uns ebenfalls nacheinander Filme von Dokumentaristen an über den Faschismus, den Krieg und die Sowjetunion, schalteten den Ton ab und wurden auf die ungebildete, gleichförmige Bildsprache aufmerksam. Nicht die

Unbildung in der Arbeit der Montage, dies war alles sehr sauber und gekonnt, sondern die ungebildete Sprache der Kunst. Es war nicht mehr als das, was man hierzulande „Aufschnitt“ nennt . . .

Hitzer: Wie Eisenstein einmal sagte, daß der Westen im allgemeinen die russische Montage als „Russian cutting“ verstehe.

Romm: So ist es. Unwahre kurze Bilder. Unter ihnen waren auch welche, die ich in meinem Film benutzte. Was geschah dann? Ich zeigte meinen Film im Studio für Dokumentarfilme. Neben mir saß ein bekannter Dokumentarist, der über dasselbe Thema Filme machte. Er sprang, während wir den Film anschauten, die ganze Zeit von seinem Stuhl hoch und rief: „Wo haben sie diese Bilder her?“ Dabei wußte er, woher ich sie hatte. Er hatte sie auch gesehen, in anderen Filmen hatte er sie gesehen, aber wohl aufgeschnitten, in kleinen Schaschlikstückchen . . .

Hitzer: . . . er bemerkte sie nicht im Zusammenhang . . .

Romm: . . . er erkannte nicht ihren Sinn. Die emotionale Methode und Analyse, die meiner Montage zugrunde lag, verwandelte die ihm bekannten Bilder zu neuen, noch nie gesehenen. Er meinte: „ich konnte nur drei Bilder finden, die schon einmal benutzt wurden.“ Dabei sind es etwa 40 Prozent des ganzen Filmes. Im übrigen habe ich den Film auch deshalb gemacht, weil die Hälfte der Sowjetunion den Faschismus nicht kennt. Außerdem gibt es viele, die ihn vergessen wollen. Sie wollen nicht daran denken?

Hitzer: Warum?

Romm: Weiß der Teufel! Da gibt es viele komplizierte Fragen. Ich habe auch den französischen Film „Hitler kenne ich nicht“ gesehen. Nun saßen einmal eine Menge junger Leute bei mir, im Alter von 20 bis 28. Als ich auf meinen Film zu sprechen kam, winkten sie ab und sagten: „Ach, das ist doch alles Agitation, laßt uns damit in Ruhe.“

Hitzer: Liegt das wiederum nicht an der Form, in der der Faschismus bisher dargestellt wurde? An einer mechanischen und zu offiziell tönenden Darstellung?

Romm: Vielleicht; diese jungen Leute haben den Film dann angesehen und diskutierten eifrig darüber.

Hitzer: Mir scheint, daß die Agitationsmüdigkeit vieler Jugendlicher in sozialistischen Ländern mit den Folgen des Stalinismus zusammenhängt. Die Unehrlichkeit in innenpolitischen Fragen infizierte selbst antifaschistische Filme in einer Weise, daß sich der Faschismus in den Augen des Publikums unmerklich entschärfte. Das führt uns zu einem wichtigen politischen Problem der BRD, wohl zu dem wichtigsten. Für die subjektiv ehrlichen Kritiker der kapitalistischen Restauration in der BRD scheint der Sozialismus keine Alternative zu sein, weil er sich in gewisser Weise unter Stalin ebenfalls kompromittierte. Der politische Fetisch der reaktionären Bourgeoisie, ein Trauma für die Intelligenz

und die Reste der nichtkommunistischen Organisationen der Arbeiterbewegung ist in der Formel zusammengefaßt, Faschismus gleich Kommunismus, denn beides steht für sogenannte „totalitäre“ Regime, beide sind gegen eine demokratische Verfassung. Wir wollen dagegen frei sein, wir wollen die Redefreiheit, Versammlungsfreiheit, Pressefreiheit usw., wobei es dann keine Einschränkung der Freiheit sei, wenn die Kommunisten davon ausgeschlossen sind. Ein antifaschistischer Film aus sozialistischen Ländern ist daher von vornherein für das Bewußtsein des westdeutschen Zuschauers blockiert, wobei die Zensur geradezu überflüssig scheinen müßte. Wenn nun schon Bürger sozialistischer Länder die traditionellen antifaschistischen Filme als Agitation empfinden, um wieviel schwieriger hat es dann der Bürger eines Landes, der täglich von einer extrem antikommunistischen Presse bedient wird. Man kann die Frage auch so formulieren: ein sowjetischer Film über den Faschismus Hitlers bleibt letzten Endes unwirksam, wenn er so tut, als hätte es keinen Stalinismus gegeben. Michail Illitsch, worin bestehen die Ähnlichkeiten zwischen Stalinismus und Hitlerismus und bestehen die Unterschiede nur in den Ausdrucksformen oder auch im Wesen der beiden Diktaturen? Haben Sie nicht diese Frage mit Ihrem Film gestellt?

Romm: Bei jeder Götzenverehrung gibt es Ähnlichkeiten. Nichtsdestoweniger kann ich, bei aller entschiedenen Verurteilung des Stalinkultes, zwischen Hitlerismus und dem Stalinkult kein Gleichheitszeichen setzen, obgleich ich alle Fakten, alle Verträge, alle Verhandlungen, alle Dokumente kenne. Glauben Sie mir, ich kenne sie alle. Doch ein Zeichen der Gleichheit kann es hier nicht geben. Das ist nicht die Wahrheit. Wer diese beiden historischen Erscheinungen gleichsetzt, ist einer armseligen, oberflächlichen Konzeption der Geschichte zum Opfer gefallen. Im übrigen ist diese Konzeption politisch gefährlich und demagogisch.

Hitzer: Warum gefährlich und demagogisch?

Romm: Weil ich heute unter meinen Mitbürgern der Sowjetunion keinerlei Götzenverehrung sehe, obwohl wir den Krieg gewonnen haben. Das läßt sich auch nicht durch eine Rede Chruschtschows beim 20. Parteitag der KPdSU erklären. Eine Rede könnte dies niemals bewirken. Das ist ein kolossaler Prozeß der inneren Erneuerung in einem kommunistischen Land. Das bedeutet aber auch, daß sogar in der Zeit des Stalinkultes die Möglichkeiten eines solchen Prozesses vorhanden waren. Der Stalinkult kam von oben, er konnte die Masse der Bevölkerung nicht durchdringen, niemals. Als Stalin die besten Menschen des Landes vernichtete, hervorragende Kommunisten, wuchsen vortreffliche Menschen auf, ja vortreffliche Kommunisten, das Leben ging weiter; auf derselben Grundlage, die die Revolution geschaffen hatte, auf der Grundlage des sowjetischen Systems. Die Massen wurden angehalten zu lernen, alle hatten das Recht und die Möglichkeiten, sich zu bilden, das Volk wuchs unaufhörlich, während in den führenden Kadern der Partei, der Armee und der Bürokratie

schreckliche Dinge passierten: ein großer Teil der fähigsten Persönlichkeiten wurde ausgelöscht. Man ersetzte sie durch Leute eines niedrigeren Niveaus im Denken, einer geringeren Unabhängigkeit des Urteils und weniger Freiheitsliebe, kurzum Menschen kleiner Intelligenz und schwachen Charakters. Der Schaden, den Stalin uns . . .

Hitzer: . . . und dem Sozialismus . . .

Romm: . . . ja, dem Sozialismus schlechthin brachte, ist kolossal, und dennoch blieb der Sozialismus. Der sozialistische Kern der Sowjetunion war kräftig genug, um die Erneuerung des gesellschaftlichen Lebens aus sich selbst heraus zu schaffen. Der Stalinkult war eine schreckliche Wunde am Körper des Sozialismus, dessen Organismus die Heilung der Wunde ermöglichte. Eine unverschämte Lüge wäre es, den Organismus dieser Wunde wegen als durch und durch faul zu bezeichnen, also den Faschismus dem Kommunismus gleichzusetzen. Dennoch ist es wahr, zwischen der Götzenverehrung Hitlers und der Stalins gibt es äußere Züge der Ähnlichkeit.

Hitzer: Halten Sie es für möglich, daß im deutschen Volk mehr Tendenzen für die Götzenverehrung vorhanden sind als im russischen?

Romm: Wissen Sie, Friedrich, ich würde niemals so kühn sein können, auch nur ein Volk außerhalb der Epoche, außerhalb konkreter historischer Bedingungen zu beurteilen, also von einer immanenten Anlage im Volkscharakter sprechen, wie beispielsweise dieses Volk ist ein Volk von Götzenverehrern, jenes ein Volk von Anarchisten usw. . . .

Hitzer: . . . ich spreche nur von Tendenzen . . .

Romm: Was heißt Tendenzen? Man pflegte zu sagen, die Deutschen beten die Uniform an. Das stimmt doch nicht für alle Zeiten. Das begann doch erst mit Wilhelm I. Der Respekt für Uniformen kann aufgepfropft werden, man kann sich aber auch davon befreien. Man kann den Antisemitismus systematisch aufzwingen, man kann ihn wieder überwinden. Dasselbe gilt für den nationalen Hochmut. Im übrigen sind die Formen der Götzenverehrung sehr verschieden. Während die Nordamerikaner über die europäischen Formen der Götzenverehrung erhaben sind, haben sie ihre eigenen Formen entwickelt. Ich habe sie selbst erlebt, obgleich ich sie noch nicht genau zu analysieren verstehe oder filmisch darstellen könnte. Ich weiß nur eines, daß es Formen sind, die zu genauso schrecklichen Ereignissen führen können, wie sie der deutsche Faschismus brachte. Denn, wenn der einzelne Mensch aufhört, nachzudenken, wenn er sich nicht über seine Verantwortung vor der Gesellschaft im klaren ist und den chauvinistischen Phrasen der Militaristen gehorcht, schießt die Götzenverehrung ins Kraut. Außer einer dünnen, sehr dünnen und obendrein verketteten Schicht vortrefflicher Intellektueller zeichnet sich der Durchschnittsamerikaner durch eine frappierende politische Ahnungslosigkeit aus. Auf der Grundlage der

politischen Ahnungslosigkeit ist der Mensch zu den schrecklichsten Dingen imstande.

Hitzer: Man braucht die Ahnungslosigkeit nur in brauchbaren Formen zu organisieren und man hat den schönsten Faschismus.

Die Frage nach Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen Hitlerismus und Stalinismus erregt nicht nur das Bewußtsein der progressiven Intelligenz im Westen, sondern man muß sich mit ihr auch in den sozialistischen Ländern Osteuropas auseinandersetzen. Gerade hier, wo sich die Folgen des Hitlerismus am grauenvollsten auswirkten, ist der Sinn für die Erhaltung der Humanität schärfer ausgeprägt als in den kapitalistischen Ländern des Westens, denn schließlich brachte das sowjetische Volk die größten Opfer auf, um die Menschheit vor dem wohl brutalsten Kolonialismus der bisherigen Geschichte zu bewahren. Doch man ist sich zugleich bewußt, daß der Faschismus Hitlers unter der Führung eines Mannes zerschlagen wurde, mit dessen Namen sich ebenfalls die entsetzlichsten Erinnerungen verbinden: Josef Stalin — Retter und Gespenst des Sozialismus? (Gesprächsteilnehmer: Romm, Hitzer)

Hitzer: Was den letzten Krieg betrifft, spielt es auch noch eine große Rolle, wie es zu den vielen Hunderttausenden sowjetischen Kriegsgefangenen der ersten Tage der Kämpfe kommen konnte. In Roman Karmens Film „Der Große Vaterländische Krieg“ sind Bilder einer bis an den Horizont reichenden Kolonne sowjetischer Soldaten, die sich in Gefangenschaft begeben. Haben sie sich ergeben oder wurden sie überwältigt?

Romm: Viele ergaben sich. Monate vor dem 22. Juni 1941 war Stalin vor einem deutschen Überfall auf die Sowjetunion gewarnt worden. Die kommandierenden Militärs erhielten deshalb Instruktionen, nicht zu kämpfen. Die Armee konnte deshalb innerhalb von zwei Tagen in Stücke zerrissen werden. Für den 22. Juni war es überhaupt verboten, das Feuer der Deutschen zu erwidern. Als die Deutschen unsere Flugplätze bombardierten, hatten sie die strikte Anweisung, gegen die Flugzeuge keine Flak einzusetzen. Denn man hielt dies für eine englische Provokation. Erst um 12 Uhr nachmittags sprach Molotow und ließ das Volk wissen, daß die Deutschen uns mit Krieg überzogen hätten. Inzwischen hatten die Deutschen alle unsere Militärflugplätze zerstört, die Spionage des Gegners hatte gut gearbeitet, alle Panzereinheiten waren vernichtet und die deutsche Armee konnte innerhalb eines Tages 50 bis 60 km tief in unser Land eindringen. Alle Truppen der Roten Armee waren vom Zentrum abgeschnitten, die Versorgungslinien waren abgerissen, weder Waffen noch Brot konnten geliefert werden, es gab keinerlei Instruktionen, die Verbindungen zum Stab existierten nicht mehr. Etwa am dritten und vierten Tag setzte bei uns eine Organisation der Kriegsführung ein. Die völlige Zerrissenheit der Roten Armee in den ersten Tagen erklärt die hohe Zahl der Kriegsgefangenen. Erst mit der Zeit konnte man den Rückzug überschauen und sich planmäßig darauf

einstellen. Vor Moskau wurden zum ersten Mal disziplinierte Aktionen praktiziert, im übrigen kamen zu den bewaffneten Arbeitern der Stadt sibirische Truppeneinheiten und die Deutschen konnten bis zu 120 km zurückgeworfen werden. Darüber hinaus stand noch die Reorganisation der Roten Armee aus, die bekanntlich durch die Liquidierung vieler Kommandeure kolossal geschwächt war.

Hitzer: Glauben Sie nicht, daß die Erinnerung an die 30er Jahre eine defaitistische Stimmung hatte aufkommen lassen, die Verfolgungen, die Prozesse, der Klassenkampf im Innern, kurzum die Diktatur, die Stalin errichtet hatte? Kommen wir dann nicht wieder auf die Frage zurück, wo Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen Stalinismus und Faschismus bestanden?

Romm: Nein, nein, ganz und gar nicht! Der Stalinkult hatte seine verheerenden Folgen unter der Intelligenz, beim Militär und in den Kadern der Partei. Die Massen der Arbeiter und Bauern verspürten das nicht. Die Kolchosen befanden sich in gutem Zustand. Die Ernährungslage verbesserte sich seinerzeit täglich. Die Grundlagen der Sowjetmacht waren vom Stalinkult nicht erschüttert worden. Das ist bei all seiner Grausamkeit ein äußerst bemerkenswerter Umstand. Man hat mir mal vorgeschlagen, darüber einen Film zu drehen.

Hitze: Aber wie können Sie diese Trennung vornehmen, die Grundlage, Arbeiter und Bauern auf der einen Seite, die Intelligenz und Parteikader auf der andern? In der Zeit, als die Intelligenz liquidiert wurde?

Romm: Nicht die Intelligenz im Ganzen. Schauen Sie, ich bin Intellektueller. Ich war Zeuge von Verhaftungen. Ich wußte, wer von meinen Freunden und Bekannten festgenommen worden war. Nichtsdestoweniger war es in den 30er Jahren so, ich schwöre es Ihnen, daß wir daran glaubten, daß die Verhaftungen eine gerechte Sache waren. Denn innerhalb der Partei war in der Tat ein erbitterter Kampf im Gange. In diesem erbitterten Kampf hatte Stalin im wesentlichen durch die Geschichte recht behalten, nämlich was die rigorose Durchsetzung der politischen Generallinie betraf, die Industrialisierung und die Betonung der machtpolitischen Stärkung der Sowjetunion. Doch zusammen mit der vorhandenen innerparteilichen Opposition, die ihm wirklich Widerstand entgegensetzte, liquidierte er eine riesige Zahl unschuldiger Menschen, eine ungeheure Zahl Unschuldiger.

Hitzer: Welche Opposition meinen Sie?

Romm: Einerseits die Opposition der Trotzisten, deren Politik in vielem an die gegenwärtige Position der chinesischen Parteiführung gemahnt. Die Trotzisten plädierten für die sogenannte permanente Revolution, das heißt, sie sahen die politische Aufgabe nicht in einer Konsolidierung der Wirtschaft, sie wollten alles daran setzen, daß in allernächster Zeit in ganz Europa die Revolution siege, Deutschland beispielsweise uns mit Maschinen versorgen könnte, ohne daß wir zu einer forcierten Industrialisierung gezwungen wären usw. Das war die eine Opposition, die schon zu Lenins Lebzeiten gegen die Neue Ökonomische

Politik war, also eine Opposition, die der Leninschen Generallinie einen heftigen Widerstand entgegensetzte. Die Ursachen des Widerstandes lagen nicht in der Politik Stalins, denn zunächst herrschte der Eindruck vor, daß Stalin die Tradition Lenins fortsetzte. Seine Autorität basierte auf der Partei und der von Lenin entworfenen Grundsätze. Die Opposition ging nämlich so weit, daß gegen Ende der 20er Jahre bei Maidemonstrationen in aller Öffentlichkeit gegen die Partei gerichtete Reden und Losungen verbreitet wurden. Das war die eine Opposition, die Opposition von links. Die andere Opposition sah die Hauptaufgabe der Politik in der rein materiellen Konsolidierung der Sowjetunion ohne die forcierte Entwicklung der Industrie, Stärkung der Bauern auf der Basis der bäuerlichen Einzelwirtschaft. Dieser Gruppe gehörten Bucharin, Frumkin, in gewisser Weise Rykow, Sinowjew und Kamenjew an. Das heißt, die Partei war innerlich beim Tode Lenins zerrissen. Seine Krankheit war für uns eine ungeheure Tragödie. Er ist früh gestorben. Wenn ich daran denke, daß ich schon zehn Jahre älter bin als Lenin bei seinem Tode war, können Sie sich vorstellen, was ich meine — dieser helle Kopf und großartige Mensch starb, nun, er starb unerhört früh. Als der Partei die Spaltung drohte, war sie ohne Lenin. Unter diesen Bedingungen scharte Stalin die Gruppierungen aus dem Kern der Partei um sich, die die Leninsche Praxis der allerletzten Jahre unterstützt hatten, und so wurde er vom ganzen Volk selbstverständlich als Wahrer der Leninschen Tradition akzeptiert. Mit Beginn der 30er Jahre setzte der Prozeß des Mißtrauens bei Stalin ein. Seine Abrechnung mit der Opposition lief darauf hinaus, schlechthin alle Schichten der Partei zu vernichten, in denen Opposition entstehen könnte.

Hitzer: Das heißt, er liquidierte eine potentielle Opposition ...

Romm: ... ja, eine potentielle Opposition ...

Hitzer: ... faktisch also, keine wirkliche Opposition?

Romm: Das ist eine viel zu komplizierte Frage, ich will darauf im einzelnen gar nicht eingehen, ich gebe meine Meinung wider, meine Erfahrung. Zu Beginn des Krieges glaubten wir an Stalin. Wir vertrauten ihm. Die Arbeiter glaubten an ihn, die Bauern glaubten an Stalin, trotz der Ereignisse des Jahres 1937. Erst ein wenig später kam das allgemeine Gefühl eines Unglücks auf.

Hitzer: Nach dem Krieg?

Romm: Nein, nach Beginn des Krieges. Wir hatten damit gerechnet, daß gleich nach dem Überfall unsere Siege einsetzen würden. Wozu hatten wir die Fabriken gebaut? Wofür hatten wir mehr als bescheiden gelebt? Der Rückzug unserer Roten Armee war der erste Schlag. Dennoch kämpften wir im Vertrauen auf Stalin. Der Krieg brachte ungeheure Opfer mit sich.

Hitzer: Mit dem Ruf fürs Vaterland, für Stalin?

Romm: Fürs Vaterland, für Stalin! Als Stalin im Jahre 1941, am 7. November, am Jahrestag unserer Revolution, als Stalin damals sagte, „wir werden auf un-

seren Straßen feiern“, ging ich, ein Intelligenzler, wohl kaum ein sehr dummer Mensch, nach Hause und sagte meiner Frau: „Weine nicht, Stalin hat gesagt, daß wir auf unseren Straßen feiern werden. Das heißt: warte! Wir werden siegen.“ Nach einem Monat schlugen wir die Deutschen bei Moskau, ein Jahr später bei Stalingrad. Und wir glaubten an Stalin. Wir glaubten an ihn, als es schon unmöglich war, an ihn zu glauben. Mein Lieber, vergessen Sie das nicht! Das ist die Wahrheit, die Wahrheit. So war es. Man glaubte an Stalin, denn er war mit unserem Oktober verbunden, mit der Revolution, mit Lenin, und er hatte viel dazu beigetragen.

Hitzer: Nochmals zu Ihrem Film, Michail Iliitsch. Wir hatten uns schon über Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Faschismus und Stalinismus unterhalten. Er wurde zunächst für das Publikum in Ihrem Lande gemacht und die Zuschauer werden wohl unter anderen Voraussetzungen als hier in der DDR — und sollte er die westdeutsche Zensur passieren, auch bei uns — genau über dieses Problem nachdenken. Das bisherige Ergebnis bei dem Publikum zeigt, daß er zu einer Kritik hin befreit, die das Denken für die Gesellschaft fordert und nicht den Glauben an eine Autorität, denn der Götzendienst bricht dort völlig zusammen, wo Denken laut wird, wo Rede und Gegenrede für die konkreten politischen Aufgaben der Gesellschaft in aller Öffentlichkeit stattfinden, also das Bewußtsein keiner administrativen Regelung unterworfen wird. Ihr Film, der im wesentlichen Material über den deutschen Hakenkreuzfaschismus benützt, geht also über die Entlarvung des Faschismus hinaus, indem er nach vorne weist, entschuldigen Sie das große Wort, dem Fortschritt der Menschheit dient. Noch eine konkrete Frage dazu. Sie wollten, Michail Iliitsch, die Wurzeln des Faschismus bloßlegen. Ist Ihnen das ganz gelungen?

Romm: Natürlich nicht. Ein Film reicht dazu nicht aus. Außerdem bin ich kein Politiker, sondern Künstler. Doch ich glaube, daß es mir gelungen ist, einen Weg zum Verständnis dieser Dinge zu bahnen, nämlich dazu: wenn wir alle zusammenarbeiten, die historischen Ereignisse nicht nur äußerlich und mit didaktischen Erklärungen darstellen, sondern versuchen, bei jeder einzelnen Erscheinung einzuhalten und nachzudenken, so werden wir früher oder später der Wahrheit nahekommen. Die Methoden und die Aufgabe des Films sind eine Forderung an alle: „Laßt uns nachdenken und uns in den Dingen zurechtfinden. Laßt uns nachdenken und handeln!“ Laßt uns das gemeinsam tun und die Erscheinungen der verschiedensten Länder analysieren. Wir müssen das zusammen tun, um die Menschheit vor dem neuen Wahnsinn zu bewahren, daß Menschen einen Ausweg finden und handeln wollen, vor allem dort, wo sie resignieren. Der wichtigste Unterschied zwischen Stalinkult und Faschismus ist wohl der, daß bei uns zwar der Götzendienst für Stalin herrschte, doch wir glaubten daran, dies werde zum Wohl und zur Freiheit aller Völker führen. Wir hungern, sterben und rechnen auf grausame Weise miteinander ab

im Namen aller unterdrückten und ausgebeuteten Völker. Das war Stalin! Hitlers Idee besagte, nur zum Wohl und Nutzen der deutschen Herrenmenschen. Die anderen sollten entweder versklavt oder vernichtet werden. Die anderen waren entweder als Halbaffen oder Halbjuden klassifiziert, als Faule oder Abnormale. Der Unterschied der Ziele spricht dafür, daß es sich im Wesen um zwei völlig verschiedene Dinge handelt. Äußerlich gab es Ähnlichkeiten. Das ist die Wahrheit und es erfüllt mich mit Bitterkeit, wenn ich daran denke: wenn die Massenpsychose der Vergöttlichung eines einzigen Menschen grassiert, dann kann sich unter den Losungen der edelsten Gesinnung jede Art Niederträchtigkeit einnisten. Denn ein einziger Mensch kann nie ungestraft das Recht haben, für Land, Volk und Partei zu entscheiden. Lenin hat das nie getan. Erlauben Sie mir, ein Beispiel anzuführen. Als der Friedensvertrag von Brest-Litowsk geschlossen wurde, war Lenin, der die Bedingungen der Deutschen akzeptierte, im ZK der Partei in der Minderheit. Seine Entscheidung war die richtige: denn er rechnete mit der Revolution in Deutschland. Doch er war in der Minderheit und so mußte er die Mitglieder des ZK in Sitzungen überzeugen, die sich über Monate hinstreckten, und mit allergrößter Anstrengung gelang es ihm, die einstimmige Mehrheit zu erlangen. Als Lenin um die Mehrheit rang, erklärten die ZK-Mitglieder Bucharin, Kamenjew, Sinowjew, ich meine auch Dserschinskij, ich erinnere mich nicht mehr ganz genau daran, jedenfalls eine ganze Reihe von Leuten, die mit Lenin nicht einverstanden waren, „wir treten aus dem ZK aus“. Lenin bat sie darum, zu bleiben. Nun, das ist ein Beispiel für den Unterschied zwischen dem Stil Lenins und der Götzenverehrung für eine Person. Er bat sie darum, zu bleiben. Auf einem der Parteikongresse hatte Lenin etwas erklärt und Bucharin unterbrach ihn: „Das stimmt nicht“, sagte Bucharin. Lenin berief sich auf Marx. „Stimmt nicht“, unterbrach ihn Bucharin. „Marx hat nicht dies, sondern das geschrieben. Sie zitieren falsch!“ Lenin antwortete: „Das ist nicht wahr, ich habe die Stelle erst gestern gelesen.“ Am nächsten Morgen trat Lenin vor und erklärte: „Ich habe nachgesehen und die Stelle überprüft. Bucharin hatte recht. Ich irrte mich und bitte Nikolaj Iwanowitsch um Entschuldigung.“ Bucharin sagte von seinem Platz aus: „Gut, also doch.“ Lenin sagte darauf: „Ja, also doch. Trotzdem hatte ich im Ganzen gesehen recht. Marx kennen Sie gut, doch Sie haben hier die falschen Schlüsse daraus gezogen.“ Und Lenin redete weiter. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, daß so etwas seine Autorität herabmindern könnte. Das ist der Leninsche Stil, wenn die Partei vom Kollektiv geführt wird, wenn die Partei die Vertreterin des Volkes ist. Wenn die Entscheidung bei einem Menschen liegt, kann jede Mißbildung entstehen.

Hitzer: Viele Menschen bewegt eine Frage, die angesichts der Bedrohung des Weltfriedens durch den Imperialismus die politische Resignation viel stärker speist als sichtbar ist, nämlich die Frage, ob eine Rückkehr zu den Formen des

stalinistischen Kultes in der UdSSR möglich ist? Das spielt vor allem für die progressive Intelligenz in kapitalistischen Ländern eine große Rolle; sie ist isoliert von den Massen, von der Herrschaft als Hofnarren ausgehalten, die bekanntlich mehr Freiheit zu haben scheinen, als Höfe gewähren. Einen Narren, der sich ans Volk wendet, ohne mit seinen Schellen zu klimpern, jagt man zum Teufel. „Sie können ja auswandern, wenn sie nicht mehr zufrieden sind“. Wer weiß von der Resignation unserer Intelligenz, die zu politischem Handeln gerne bereit wäre, in dem integrierten Wohlstandskapitalismus keine Ansatzpunkte zum Handeln sieht? Aufmerksam schaut sie in die Länder hinüber, wo der Sozialismus aufgebaut wird und fährt erschrocken zurück, wenn, wie es in einem Gedicht von Jewtuschenko heißt, die „Erben Stalins“ mit einem Gespenst im Grabe telefonieren. Ist eine Rückkehr zum Stalinismus möglich?

Romm: Bei uns? Nein. Unmöglich. Schenken Sie der historischen Folgerichtigkeit Ihre Aufmerksamkeit. Nach dem Personenkult mit Stalin folgte die Periode kollektiver Parteiführung. Danach gab es in gewisser Weise Versuche, einen Chruschtschow-Kult zu errichten. Aber erlauben Sie mir die Bemerkung: aus dem Kult wurde nichts. In den Straßenbahnen, auf der Straße, in Restaurants, wo Sie wollen, diskutierte man in aller Ruhe über die Reden Chruschtschows. Man war dafür oder dagegen, man schimpfte darüber oder lobte sie. Und es gab keinen Kult. Denn Porträts alleine machen noch keinen Kult. Und als sich bedrohliche politische Entwicklungen unter Chruschtschow anbahnten, wurde er abgesetzt, an einem Tag abgesetzt. Das Volk nahm das ganz ruhig auf. Im Westen wunderte man sich schrecklich darüber, wie ist es zu erklären, daß die Moskauer auf die Absetzung Chruschtschows nicht reagierten? Deshalb reagierten die Moskauer nicht darauf, weil es keinen Chruschtschow-Kult gab. Und es gibt jetzt auch keinen Kult mit Kossygin oder Breschnew. Das ist historisch nicht mehr möglich, das Bewußtsein ist lebendig geworden, welch schrecklich hohen Preise uns der Stalinkult gekostet hat. Man ist davon geheilt. Ein für allemal. *Hitzer:* In der BRD dagegen ist ein neuer Faschismus möglich: die wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Bedingungen dafür sind vorhanden.

Romm: Ohne Zweifel. Die Grundlagen des Lebens in Westdeutschland, nämlich die ökonomischen Grundlagen, entsprechen im Wesen durch und durch dem, was vor 30 Jahren den Faschismus ermöglichte. Der Faschismus kann deshalb in einer neuen Form ähnliche politische Erscheinungen mit sich bringen.

Hitzer: Sie sagten, daß Sie das ganze Phänomen des Faschismus nicht darstellen wollten, sondern das Wesen. Weiterhin sollten wir das gemeinsam erarbeiten und darüber nachdenken, um weiter zu kommen. Ich glaube, daß die Methode und die Details Ihres Films die didaktische Absicht auf eine neue Ebene bringen. Der Film unterstreicht die Tatsache, daß der Dokumentarfilm, der mit rein historischen Fakten arbeitet, eine überholte Form ist.

Romm: Genau, ganz genau. Ich stelle das historische Material aus dem einen besonderen und einzigen Standpunkt dar, der mir gegenwärtig möglich ist, *mir* möglich ist. Und gerade diese Sicht und Methode rufen in verschiedenen Auditorien, die auf ganz unterschiedliche Weise vom Faschismus, vom Krieg, vom Personenkult Stalins betroffen sind, verschiedenartige Assoziationen hervor. In Moskau sind es die einen, in Leipzig die anderen, in der BRD und Amerika werden dazu dritte und vierte Assoziationen hinzukommen. Was mich besonders freute, war die Reaktion einer Gruppe japanischer Korrespondenten. Sie schauten sich meinen Film an, diskutierten auf dem Heimweg und stritten dann die ganze Nacht in einem ihrer Hotelzimmer auf japanisch, schrien manchmal recht laut dabei, dreimal klopfen Zimmernachbarn an und erbaten sich Ruhe, sie wollten schlafen, riefen die Nachbarn, die Gäste sollten sich ruhiger verhalten, obgleich es ja bekannt ist, daß die Japaner ein höfliches Volk sind, und sie konnten sich nicht beruhigen und schrien: „Ist das nicht auch in Japan möglich, ist nicht auch Japan am Vorabend dieser und jener Erscheinungen, bei der heutigen Situation Japans.“ Der Film berichtet über Deutschland und erregt die Japaner, denn an keiner Stelle sagte ich, hier habt ihr die Lektion der deutschen Geschichte. Denn eine Lektion der deutschen Geschichte berührt Japan nicht. Ich habe etwas anderes gesagt: hier habt ihr eine Lektion darüber, was mit dem Menschen, was mit Menschen geschehen kann, in was man Menschen verwandeln kann. Deshalb berührt es die Japaner. Ich bat darum, laßt uns gemeinsam nachdenken. Sie denken nach. Sie denken über den Faschismus nach und über Japan, über die Sowjetunion und über Japan, über China und Japan, über Hitler und ihren Kaiser. Das kommt daher, daß ich vermeiden wollte, eine Moralpredigt zu halten, einer engdidaktischen Erklärung aus dem Weg gehen wollte. Ich suchte den Weg zum Nachdenken. Deshalb schätze ich persönlich die Szene besonders, in der Rodins Denker und die jahrtausendalte Skulptur eines unbekannten Meisters gezeigt werden, die den Menschen im Geist aus dem 20. Jahrhundert herausnehmen und ihn zugleich zwingen, über das Jahrhundert im Ganzen nachzudenken. Ich sage so gut wie kein Wort über das 20. Jahrhundert. Ich spreche vom Faschismus. Doch dank der Tatsache, daß ich auf einige altertümliche historische Gemälde hinweise und aus dem speziellen Thema heraustrete, veranlasse ich den Zuschauer dazu, einzuhalten, und es schießt ihm noch ein Gedanke durch den Kopf: „Wie konnte das in unserer Zeit geschehen“. Dann kommt er später darauf zurück und er denkt. Für meinen Film wurde ein kleiner Reklamestreifen hergestellt, der sich so ausnimmt, als würde es sich um einen Film von Rotha oder Thorndyke handeln. Paraden, Hitler usw. Der Streifen hat mit meinem Film überhaupt nichts zu tun, obgleich diese Reklame recht kühn gemacht ist. Leider läuft diese Reklame im Westen, obschon ein Reklamestreifen nicht in meiner Kompetenz liegt. Das macht eine Handelsorganisation. Diese Organisation hat von dem Film nichts begriffen.

Offenbar denken Leute, die Handel treiben, weniger als Leute, die nicht Handel treiben. Den Eindruck habe ich.

In dem Kapitel „Der gewöhnliche Faschismus“ ist eine Sequenz zu sehen, die Romms Verhältnis zur Realität und Kunst eindrucksvoll charakterisiert. Lachende Soldaten marschieren an der Kamera vorbei; im Hintergrund hört man ein lustiges Landserlied; Romm kommentiert: „sympathische, schöne, wohlgezogene Burschen...“ Es sind Bilder vom „fröhlichen Soldatenleben“; sie werden unterbrochen von Dokumenten geschlagener, gefolterter und erhängter Zivilisten; Romm kommentiert die Soldaten: „und sie arbeiteten“, nachdem er zeigte, wie sie „marschierten und sich erholten“. Der Wechsel von Bildern über das Leben der Soldaten und den Opfern ihrer Arbeit erreicht den Höhepunkt mit den Fotos vom Pogrom in Lemberg. Man sieht eine in der Hocke verharrende nackte Frau, die ihre Blößen bedeckt; der Kommentar Romms: „Sogar in einem solchen Augenblicke kann der Mensch Mensch bleiben. Eine Heilige unseres Jahrhunderts.“ Unmittelbar darauf folgen wieder Bilder der deutschen Landser, das Tirallallallalla wird aufgenommen: Soldaten stehlen sich Hühner, rupfen und braten sie. Das ist keine symbolische Parallele zum Pogrom, sondern der Kontrast zwischen objektivem Geschehen („sie arbeiten“) und dem subjektiven Selbstverständnis der Täter („lustig ist's, Soldat zu sein“). (Gesprächsteilnehmer: Romm, Herlinghaus, Hitzer)

Herlinghaus: Ihre Methode kontrapunktiert Ernsthaftes und Lächerliches, Tragisches und Komisches, Alltägliches und Dauerhaftes. Dabei gehen Sie konsequent brechtisch vor. Lassen Sie mich für einen Augenblick einen anderen Standpunkt einnehmen und nach der Berechtigung eines Gefühls fragen, das eine bestimmte Montagefolge bewirkt. An einer Stelle kommt nämlich Zweifel an Ihrer Methode auf. Es handelt sich um den Übergang vom Bild der „Heiligen unseres Jahrhunderts“ zu den deutschen Landsern, die auf dem Bauernhof Hühner stehlen. Dieser Übergang ist übertrieben lakonisiert, so daß ein intensives Gefühl abreißt oder besser gesagt, unterbrochen wird. Ein durchaus legitimer Vorgang, der Ihr Konstruktionsprinzip kennzeichnet. Aber in diesem Fall das ausgelöste Gefühl der Erschütterung zurückwirft auf eine triviale Verallgemeinerung. Eine entwürdigte, nackte Frau des Pogroms von Lemberg — nackte (gerupfte) Hühner auf einem Haufen.

Romm: Seien Sie unbesorgt; Ihr Gefühl riß während des Films ab, später erinnerten Sie sich, nämlich jetzt, da Sie mir das erzählen.

Hitzer: Glauben Sie nicht, daß die Bereitschaft, das Gefühl abreißen zu lassen, schon vorher vorhanden war, Hermann? Nämlich die Gewohnheit, den deutschen Faschismus nur in der vorher schon erwähnten Methode aufzunehmen? Mir schien gerade diese Stelle eine der eindrucksvollsten zu sein, eine Stelle, bei der der Übergang vom Erhabensten zum Trivialen, zu der in der Realität erkennbaren Einheit der Widersprüche, erlauben Sie mir diese abstrakte Terminologie.

logie, vordringt. Vielleicht kommt mir beim Verständnis die „natürliche“ Bedingung westdeutscher Verhältnisse entgegen. Versteckte oder offene Formen der Zensur halten vom westdeutschen Zuschauer den antifaschistischen Film fern. Man kennt also nicht das große Pathos des traditionellen antifaschistischen Films, der das Alltägliche und Lächerliche im Faschismus vermissen läßt.

Herlinghaus: Ich appelliere nicht an traditionelle Formen. Auch dem Pathos bekannter antifaschistischer Filme ist die eingangs genannte Kontrapunktik nicht völlig fremd. Aber ich will hier gar nicht theoretisch werden und nur den möglichen Standpunkt des Zuschauers vertreten, den diese Assoziation vielleicht mehr an die publizistische Methode einer Fernsehdokumentation erinnert, der vom Kino...

Romm: Nein, das ist Kino, das ist eine rein kinematographische Methode. Ich will es erklären. Für diese Episode, wo Soldaten Hühner stehlen, nun zunächst mal etwas anderes. Sie kennen doch die Erzählung Babels „Meine erste Gans“?

Herlinghaus: Der Zuschauer kennt sie nicht, die Erzählung aus Isaak Babels „Budjonnys Reiterarmee“.

Romm: Ja, genau, in diesem großartigen Zyklus...

Herlinghaus: Man geht ins Konzert und hört sich die Fünfte Symphonie Beethovens an. Danach kann man nicht so schnell in eine Bierkneipe gehen.

Hitzer: Und wenn Sie Durst haben?

Herlinghaus: Nein, nicht dorthin.

Romm: Na, na, na, na...

Herlinghaus: Das kann man nicht!

Romm: Na, na, na, na...

Hitzer: Das ist die Schillersche Askese bei der deutschen Linken!

Romm: Na, na, na, na...

Herlinghaus: Kunst ohne Symbole ist undenkbar. Bestimmte Symbole erfordern soviel Erlebnistiefe, daß man Zeit braucht, um sie zu verarbeiten. Ohne diese Zeit wird das Kunsterlebnis — Sinn und Erkenntnis — gestört.

Romm: Nun will ich aber sagen, was ich wollte. Zunächst habe ich eine tiefe rein künstlerisch-formale Überzeugung, daß der Mensch des 20. Jahrhunderts das Material nur dann mit großer Spannung und Schärfe wahrnimmt, wenn er andere Aspekte der künstlerischen Einwirkung erfährt als die der Fünften Symphonie Beethovens und dergleichen. Es ist einfach so, daß aus Dir an dieser Stelle noch der Kunsthistoriker spricht, der an die Logik des Gefühls gewöhnt ist. Doch der Alogismus des Gefühls wirkt außerordentlich stark, das heißt ein scheinbar unlogischer Übergang, insbesondere dort, wo ich am intensivsten einwirken wollte. Mir selbst gefällt dieses Kapitel „Der gewöhnliche Faschismus“ sehr. Bei der Pogrom-Episode in Lemberg unterbreche ich das Soldatenlied, nur noch eine leise Trommel bleibt zu hören. Davor kommt folgende Episode: Fotos verschiedener getöteter und erhängter Menschen, plötzlich wird dann eines

dieser Fotos belebt und man sieht die im Frost erstarrten Körper hin- und herbaumeln. Das ist ein sehr heftiger Schock für die Nerven. Danach kommt die Badeszene: prachtvolle Burschen, diese Soldaten, die fröhlich und ausgelassen baden. Nicht wahr? Aus Sand machen sie sich einen Frauenkörper, den sie streicheln. Sie haben keine Frauen. Sie amüsieren sich. Darauf das Lemberger Pogrom. Als man mir Material für den nächsten Abschnitt vorlegte, aus dem ich mir auswählen wollte, fand ich Bilder von Plünderungen mit sehr abstoßenden, brutalen Gesichtern. Im übrigen werden diese Bilder von Schülern für einen Kurzfilm verwendet, nämlich aus den Resten meines Materials. Ich habe den größten Teil der grausamen Bilder abgestoßen, denn ich sagte: „Ich brauche hier keine Bilder des Schreckens, sondern Bilder aus dem Alltag des Krieges, die nichts Schreckliches an sich haben. Man treibt das Vieh zusammen und brät sich Hühner. Das ist die Norm des Krieges. Deshalb habe ich Babels Erzählung „Meine erste Gans“ erwähnt, um zu zeigen, daß es sich hier um die konstante Norm des Krieges handelt. Das heißt also: alle klauen, schlachten und essen Hühner. Dabei machen es diese Landser sogar in edler Haltung: sie fangen die Hühner nicht für sich selbst, sondern für die ganze Kompanie und braten sie auch für die ganze Kompanie, verteilen es gerecht aus dem gemeinsamen Kessel. Das ist kein Plünderer, der sich ein Huhn klaut und sich sofort vollfrisst. Sie haben es zusammen gemacht, ein Gemeinschaftessen für Soldaten. Nun gut, das ist die Norm des Krieges. Doch meiner Meinung nach ist es gerade diese Norm des Krieges, die das Schrecklichste darstellt. Wenn man davon spricht, was Spießbürgertum sei und was auf dem Boden des Spießertums wächst, was die Gewöhnung an Grausamkeit ist und was auf dem Boden dieser Gewöhnung wächst, was Gewöhnung an den Krieg heißt und auf dem Boden dieser Gewöhnung gedeiht, das ist das Kapitel „Der gewöhnliche Faschismus“, denn dieses Kapitel berichtet nicht von den Leichnamen, die natürlich auch zu sehen sind, sondern von denen, die Menschen zu Leichnamen machten und für die dieses Geschäft zur alltäglichen Beschäftigung wurde. Der Tod wurde zur Alltäglichkeit. Neben dem Tod kann man Hühner braten, Gurken essen. Neben dem Tod singt man fröhliche Lieder, lacht, hört Grammophon und macht sich eine Frau aus Sand...

Herlinghaus: Gut, aber nicht nur der Spießer beharrt auf der Respektierung seiner Gefühle.

Romm: Das ist kein Spießertum. Sie vertreten die strenge Logik des Gefühls, das den Kunsthistoriker auszeichnet.

Herlinghaus: Zurück zum Zuschauer. Ein Beispiel. Wenn ich in die Dresdner Gemäldegalerie gehe und ich stehe, sagen wir vor der „Sixtinischen Madonna“. Nehmen wir an, neben mir steht ein mir wohl bekannter Schuft, ein Umstand, der mir den Genuß des Bildes unmöglich macht. Nicht, daß ich das Bild alleine sehen will, im allgemeinen trifft sogar das Gegenteil zu. Denn mit einem anderen

könnte sich eine Unterhaltung ergeben, aus der ich einiges mitsehen kann. Irgendwie verlangt dies das Bild von mir. Es spiegelt menschliche Erfahrungen wider, die Konzentration des Gefühls und Verstands verlangen und das Triviale und Niederträchtige ausklammern.

Hitzer: Das widerspricht in der Tat der Aussage des Films. Der Schuft, der Ihnen persönlich und vielleicht anderen Niederträchtigkeiten angetan hat, bleibt bei dieser Betrachtung immer ein Schuft, während er doch die Chance haben sollte, danach gefragt zu werden, wie er zu Niederträchtigkeiten kam.

Romm: Das ist meine Grundhaltung, aber ich verrate sie manchmal. In der künstlerischen Gestaltung gelingt mir das nicht immer. Beispielsweise ist mir das im letzten Kapitel nicht gelungen, in manchen anderen vielleicht auch. Aber hier bin ich tief davon überzeugt...

Herlinghaus: Als Kunst- und Filmhistoriker bin ich mit Ihnen völlig einverstanden und finde in Ihrem Prinzip die Eisensteinsche Montage der Attraktionen, d. h. den metaphorischen Bezug, der bei Ihnen natürlich viel prosaischer in Szene gesetzt ist, schon indem Ihre Anordnung des dokumentarischen Materials die Dinge in ihrer absurden Alltäglichkeit so wiedergibt, wie sie sich in der Realität abgespielt haben.

Romm: Gerade das habe ich vermieden: Eisenstein hätte in seiner Montage von Attraktionen diese Episoden abgeschlossen. Seine Episoden hatten ein Ende. Er machte es folgendermaßen: die erste Diagonale, die zweite Diagonale, die dritte Diagonale, die vierte, fünfte, sechste, siebte und achte und danach drei nacheinanderfolgende frontal montierte Bilder. Wie in der Musik. Eine Symphonie und dann Ba-bam, bam, bam, bam, bam. Ich will es so machen: eine Diagonale, die zweite Diagonale, die dritte Diagonale und ich vermeide das Finale. Es soll kein Finale geben. Denn völlig unerwartet gehe ich zum zweiten Teil über. Und mir scheint, daß für die Filmkunst, wie für die moderne Kunst überhaupt, jener Kunstgriff, jene Methode eingehend studiert werden sollte. Ich will darüber gar nicht streiten: für viele dürfte diese Episode einen schlechten Schluß haben oder zu schroff unterbrochen sein. Mich haben schon fünf Leute gefragt, warum ist diese Frau, jene „Heilige des 20. Jahrhunderts“ so kurz im Bild: ich hätte sie gerne länger betrachtet. Ich weiß genau, was die Frager im Sinn hatten: warum ich ihren Eindruck unvermittelt zerstörte und auf das Bild mit den Hühnern übergang. Hätte ich jene Frau noch die klassischen drei Sekunden länger gehalten, danach die Zuschauer bei einem neutralen Bild beruhigen lassen, oder dieses Lemberger Pogrom irgendwie anders abgeschlossen, vielleicht im Kommentar, um dann nicht zu den Hühnern überzugehen, sondern zu einem ähnlichen, jedenfalls neutralen Material, dann hättest Du, Hermann, gesagt: „Sie haben eine sehr gute Episode im Film!“ Jetzt protestierst Du, aber diese „Heilige“ wirst Du niemals vergessen. Davon bin ich überzeugt.

Herlinghaus: Ich werde sie auch nicht vergessen, wenn auf ihr Bild eine andere Bildreihe folgt. Sie übt auf das Gefühl eine zentripetale Kraft aus.

Romm: Wissen Sie, warum Sie sie nicht vergessen werden — ist Ihnen klar, daß sie in der Mitte der Episode steht? Sie ist die Mitte der Episode, das Zentrum, danach folgt eine rapide Montage von Großaufnahmen, Füße, Hände, Augen, eins, zwei, drei, sodann die Menge, eine Totale und zurück zur Großaufnahme. Ich habe es so gebaut. Ich fing mit ihr an, kurz, kam zu derselben Einstellung zurück, und wie mit einem Stockhieb über den Kopf schloß ich die Szene mit den Hühnern an. Ich bin davon überzeugt. Übrigens glaube ich, gerade hier und dank dieser Szene kann ich zeigen, daß ich manchmal noch jung sein kann, denn ich besitze noch genug Frechheit. In dem Augenblick, in dem ich meine Frechheit verliere, beherrscht und vernünftig werde und alles bis zum letzten Ende hin logisch durcharbeite, dann verwandle ich mich in einen, nun ich will jetzt keinen Namen nennen, in einen meiner Altersgenossen. Als ich die Episode zum ersten Mal geschnitten hatte, freute ich mich riesig und sagte: du bist trotz alledem noch ein Frechdachs. Und das gefällt mir, ich bin noch ein Flegel. Ich kann Bilder nehmen, die mich selbst zum Weinen bringen, sie neben derbe, fröhliche Bilder und Bilder des Alltags stellen. Federn, Hühner, Gelächter, und im Saal kommt ein kurzes Lachen auf, das kurz danach wieder abstirbt. So begann ich auch im „Fettklößchen“. Das Mädchen sitzt und weint große Tränen. Die Schauspielerin konnte automatisch weinen. Sagte man: Weine! dann weinte sie usw. Ich dachte mir, das wird langweilig. Daneben saß ein Modell, Lawrenowitsch, der eine geniale Eigenschaft besaß: er konnte gekochte Eier ganz schlucken. Ich schnitt die Einstellung des weinenden „Fettklößchens“ auseinander und setzte Lawrenowitsch ein, der ein ganzes gekochtes Ei schluckt. Man sagte mir damals ähnliche Dinge. Im übrigen wurde die Szene nicht schwächer, sondern besser.

Auf meine Frage, wie Romm seine Methode klassifizieren würde, sagte er mir, daß man ihn in der Literatur der sowjetischen Filmgeschichte als „expressionistischen Realisten“ bezeichnen würde. Er schilderte dann sogleich anhand einer Aufnahme unseres Zimmers, wie er nun die vorhandenen Gegenstände und die Atmosphäre mit der Kamera einfangen würde. Wir kamen dann an dieser Stelle von der Methode auf den Standpunkt des Künstlers zu sprechen. (Gesprächspartner: Romm, Hitzer)

Hitzer: Wenn ich Sie recht verstehe, Michail Iliitsch, dann begreifen Sie die Klassifizierung impressionistisch und expressionistisch nicht als den historisch bekannten Strömungen zugehörig — beim Expressionismus könnte man denken, Sie seien vielleicht besonders gut mit dem deutschen Expressionismus vertraut —, sondern als ein optisches und intellektuelles Verhältnis zur Realität.

Romm: Von den deutschen Expressionisten kenne ich beispielsweise recht gut den Schriftsteller Kasimir Edschmid. Übrigens gefiel mir sein „Timur“ ganz gut, ein großartiges Buch. Seinerzeit studierte ich aber besonders aufmerksam Georg Grosz, von dem ich viel lernte.

Hitzer: Unter diesem Aspekt wäre dann Ihr „Expressionismus“ tatsächlich eine Schule des Realismus. In Ihrer Beschreibung einer möglichen Darstellung unseres Tisches mit den Flaschen, Zigarettenstummeln, Schachteln, Gläsern, Tellern skizzierten Sie ein formales und inhaltliches Prinzip, wie sie mit Realität umgehen.

Romm: Nur nicht eine Realität, wie sie der alltäglichen Gewohnheit entsprechend dargestellt wird, sondern in gewisser Weise „verblendet“, deshalb eine gebrochene und verstärkte Realität durch meine Wahrnehmung.

Hitzer: Das bedeutet aber auch zugleich Darlegung der vorgegebenen Wirklichkeit und Standpunkt ihr gegenüber.

Romm: Richtig — ein anderer würde bei derselben Methode einen Gegenstand hervorheben, dem ich keine Aufmerksamkeit schenkte. Schon die Auswahl des Gegenstands künstlerischer Darstellung ist der Ausdruck einer Weltanschauung.

Hitzer: Wie selbstverständlich und doch so widersprüchlich. Ihre Weltanschauung? Sind Sie Kommunist?

Romm: Ich bin Kommunist, und gerade deshalb sehe ich, wie verschieden, im höchsten Maße verschieden Kommunisten sind. In der Kunst ist dies deutlicher als in irgendeinem anderen Bereich der schöpferischen Tätigkeit: die Individualität ist hier absolut notwendig.

Hitzer: Wo bleibt dann das Ganze, wenn Sie mit Ihrer kommunistischen Weltanschauung als Individualität doch einem Ganzen, ja sogar in ihrem besonderen künstlerischen Ausdruck, Wahl des Gegenstands und dergleichen, zugehören wollen? Wie können Sie das ohne parteiliches Programm definieren, diese Weltanschauung, die Sie vertreten? Ist da kein Widerspruch? Können Sie diese Weltanschauung mit Ihren Filmen belegen?

Romm: Mit meinen Augen sehe ich die Welt, mit meinen Augen sehe ich die Sowjetunion, mit meinen Augen sehe ich die Probleme, die ich für die wichtigsten in der Welt, der Sowjetunion, der Kunst sehe, für den Menschen unserer Zeit, und diesen meinen Ausdruck halte ich für mich, je länger ich lebe, für stärker als irgend ein Gesetz. Ich habe es schon einmal gesagt, daß ich nachts einen Schwur ablegte. Ich schwor mir, daß ich in meinen Filmen nur davon sprechen werde, was mir interessant erscheint und was ich persönlich denke, ganz ohne Rücksicht darauf, ob das in diesem Augenblick eine allgemein anerkannte Überzeugung darstellt. Denn ich weiß, ich bin Kommunist und sage die Wahrheit. Ich habe damit recht, denn ich glaube an diese Sache auf meine Art, ganz und gar auf meine Art. Das verlangt die Verantwortung des Künstlers vor Partei und Gesellschaft.

Hitzer: Aber was ist daran allgemein? Was ist das Wichtigste, das doch ohne Zweifel nicht nur Sie angehen kann, wenn Sie außer dem Individuellen etwas Allgemeines voraussetzen?

Romm: Die wichtigste Idee meines Kommunismus besagt, daß es keine andere Möglichkeit gibt, die Menschheit vor dem Untergang zu bewahren und ihr in

gewisser Weise das Glück zu gewähren. Nicht das volle Glück, auch der Kommunismus wird die unglückliche Liebe nicht abschaffen können.

Hitzer: Sie sehen darin also kein ideales System, sondern das Mittel, die Katastrophe und das Unglück der Menschheit zu überwinden?

Romm: Wie das aussieht, möchte ich gar nicht ausmalen, schon allein deshalb, weil ich weiß, daß der Sozialismus nicht das Aussehen erhielt, wie ich mir das vor 40 Jahren vorgestellt hatte. Ich hatte ihn mir naiv vorgestellt und habe Lenin manchmal nicht verstanden, als er sagte, den Sozialismus muß man mit den Händen aufbauen, die vorhanden sind. Sind es schlechte Hände, dann mit den schlechten, ganz egal, man muß ihn aufbauen. Meiner Ansicht nach bedeutet Kommunismus für jeden Menschen die Möglichkeit, von Angst, Not und Unwissenheit frei zu sein. Ist die Menschheit von Angst, Not und Unwissenheit frei, dann wird jeder der Menschheit tausendmal mehr schenken können als es ihm die jetzigen Bedingungen erlauben.

Hitzer: Sie glauben ans Leben, denn Sie meinen, die Katastrophe ließe sich überwinden?

Romm: Ich versuche es, obgleich mir das Leben oft Kummer bringt.

Hitzer: Wenn man Sätze wie „Glaube ans Leben“ und dgl. in Ihren Zeitungen liest, hört sich das oft abstrakt an. Meinen Sie es konkret, nämlich Ihr Leben?

Romm: Was denn sonst? Meinen grauen Alltag meine ich. Sie sehen und hören mich? 65 Jahre alt, noch arbeitsfähig, humorvoll, wir Russen haben doch ein sehr schweres Leben gelebt. Denken Sie mal nach, wir kannten nicht einmal ein einziges, ruhiges Jahr. Ich war 16 Jahre alt, als die Februarrevolution ausbrach, dann kam die Oktoberrevolution, der Bürgerkrieg, die NEP usw. usw. Ungeheure unaufhörliche Prüfungen für jeden einzelnen. Was unser Volk aushalten mußte, was meine Generation durchmachte, dazu reichen keine drei Leo Tolstoj's, die 90 Jahre leben und ununterbrochen dicke Romane schreiben. Und jeder Tag bringt sein Neues. Das ist eine große Last. Wenn ich dann weiterlebe, meine Arbeitskraft und Freude erhalte, dann glaube ich ans Leben, sonst wäre ich längst draufgegangen oder ein vertrockneter Greis. Übrigens: wer sich anpaßt, altert rasch.

Hitzer: Meinen Sie die Opportunisten?

Romm: Die Anpassungsfähigen.

Thomas von Vegesack
Dokumentation zur „Ermittlung“

1. ZITATE

Mir will scheinen, das Stück kann nicht oft genug aufgeführt werden, besonders in der Bundesrepublik, damit die Zuschauer endlich die *Freiheit zur Beurteilung* bekommen. Wenn die Bürger der DDR sich sagen können: *Die Opfer leben unter uns*, so muß den Bürgern Westdeutschlands zu Bewußtsein kommen: *die Mörder leben unter ihnen*.
(Dr. Ernst Schumacher, Ost-„Berliner Zeitung“, 21. 10. 65)

Der Hinweis auf die Geschäfte zwischen Industrie und Gas-Verbrauchern ist nur kurz. Aber der Schriftsteller Peter Weiss konnte das Stück mit Hilfe von zahlreichen Interviews und Artikeln anreichern und Auschwitz dem Kalten Krieg dienstbar machen (...). Mit dieser Einbeziehung von Auschwitz in den West-Ost-Konflikt tat Peter Weiss das einzige, was verboten ist: Auschwitz in den Dienst des Ulbricht-Reichs zu stellen.
(Prof. Dr. Ludwig Marcuse, Bayerischer Rundfunk, 19. 10. 65)

Aber Peter Weiss benutzt diesen Prozeß als Vorwand, um dahinter etwas ganz anderes sichtbar zu machen. Es handelt sich um nicht mehr oder weniger als einen massiven Angriff auf die sozialen Verhältnisse in Westdeutschland, auf die Partnerschaft der modernen Industriegesellschaft, auf die wirtschaftliche Ordnung, welche die Arbeitnehmer zu Nutznießern einer hochentwickelten Wohlstandsgesellschaft gemacht hat.
(Industriekurier, Düsseldorf, 30. 10. 65)

Das Stück ermittelt: Die Hauptschuldigen, die nicht auf der Anklagebank saßen, sind die Mächtigsten im Bonner Staat. Hier liegt die politische Sprengkraft, die dem Stück von Peter Weiss innewohnt.
(D. Podzech, Ostseezeitung, Rostock, 25. 10. 65)

Er mißbraucht einen notwendigen Sühneprozeß zur politischen Agitation. Seine „Gerichtsreportage“, die den Eindruck der Authentizität erwecken soll, ist in zahlreichen Szenen gegenüber dem tatsächlichen Prozeßprotokoll verzerrt und

Th. v. Vegesack: Dokumentation zur „Ermittlung“

verfälscht, um dem Autor die Möglichkeit zum gezielten politischen Angriff zu geben. Dafür haben sich Bühne, Funk und Fernsehen in der Bundesrepublik Deutschland gewinnen lassen. Ihr Recht auf Zeit- und Gesellschaftskritik bleibt unbestritten, aber die Frage ist, ob sie sich der Folgen ihrer Entscheidung bewußt sind.

(F. W., Unternehmerbrief des Deutschen Industrieinstituts, Köln, 21. 10. 65)

Wer ein Gebirge transportiert, kommt ohne stabilen Wagen nicht aus. Weiss' Wagen ist nicht solide genug — und die mangelhafte Balance bei der Ordnung des Stoffs erscheint dabei nur als Fehler am Rande. Das Grundübel liegt darin, daß der außerordentliche Schriftsteller Peter Weiss die furchtbarste Wirklichkeit unserer Epoche in der Wirklichkeit des Protokolls belassen hat. Er läßt alles über Auschwitz sagen, so wie es gesagt worden ist. Er sagt selber fast nichts.

(Christian Ferber, Die Welt, Hamburg, 21. 10. 65)

So sehr ich Peter Weissens Scheu vor subjektiver Zutat und willkürlicher Akzentuierung verstehe: er hat ein Passionsstück geschrieben und nicht Bernd Nauemanns Berichte aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung in Verse gesetzt. Die Komposition verrät die Handschrift des Dramatikers und nicht allein sie: je entschlossener Weiss die Materialien bündelt und rafft, je mehr er interpretierend hinzufügt (das Höllensignal des uniformen Gelächters!), je konsequenter er seine Praktik verfolgt, die Szenen pointiert-provokatorisch schließen zu lassen — desto wahrer wird seine Geschichte, desto plausibler die Prozeß-Retraktion auf dem Theater.

(Walter Jens, Die Zeit, Hamburg, 29. 10. 65)

Das Publikum muß den Fakten parieren. Es hat keine Freiheit, weil sich auch der Autor keine Freiheit nahm, und während sogar die guten „Dokumentationsstücke“ des modernen Theaters dem Zuschauer eine Alternative bieten, ein Problem, eine Mitdenk-Freiheit, muß der Parkettbesucher sich in der „Ermittlung“ ducken unter der Gewalt des Faktischen. Er wird um genau jene Freiheit betrogen, die Bühne und Kunst versprechen.

(Joachim Kaiser, Süddeutsche Zeitung, München, 4./5. 9. 65)

Wer die „Ermittlung“ gesehen hat, ist auf Lebenszeit belehrt. Sind die Unbelehrbaren nicht längst wieder aktiv? Erzählte nicht ein Studienrat am Büsser Nordseegymnasium seinen Schülern, die Alliierten hätten die Verbrennungsöfen nachträglich installiert?

(Fred Hepp, Augsburger Allgemeine, 23. 10. 65)

Die Behauptung, der Emigrant Weiss ließe sich nur vom jüdischen Ressentiment treiben, ist sicher übertrieben. Daß er sich vom jüdischen SED-Kulturkommissar Abusch bewundern läßt, beweist nicht das Gegenteil. Wie die „The Canadian Jewish News“ nachweisen, sind in der nächsten Umgebung Ulbrichts auffallend viele Juden, um ein Vielfaches mehr als im Durchschnitt der mitteldeutschen Bevölkerung.

(Heinrich Härtler, *Deutsche Wochen-Zeitung*, Hannover, 29. 10. 65)

Ist der Versuch gelungen? Ist „Die Ermittlung“ eine gültige künstlerische Bewältigung des Auschwitz-Komplexes? (...) Unendlich viel hängt bei einer dramatischen Dichtung dieser Art von der Darstellung ab. Der Text jedenfalls ist so objektiv, daß er meines Erachtens die Grundlage zu einer künstlerisch voll wirksamen Darstellung bieten kann — vorausgesetzt, daß Regisseur und Darsteller nicht ihrerseits Emotion, Sentimentalität und Subjektivität in den so kühl objektiven Text hineinbringen.

(Martin Esslin, *Die Weltwoche*, Zürich, 29. 10. 65)

Denn von alldem, was da geschehen ist, in Auschwitz und Buchenwald und Theresienstadt und anderswo, müssen die erlöst werden, die es taten und die es zuließen. Das klingt absurd, aber es ist so. Und man wird sie nicht dadurch befreien, daß man sie in den Schraubstock ihrer Verbrechen spannt, um ihnen die Reue abzapfen. Peter Weiss besitzt dieses Wort nicht. Das ist schade. Denn man ist um eine Hoffnung ärmer. Schlimmer aber ist, daß die Hände nicht sauber genug waren, die sich an diese gewaltige Aufgabe machten, und daß sie wahrscheinlich mehr Unheil als Heil bringen werden.

(Hans Thomas, *Die Welt am Sonntag*, Hamburg, 24. 10. 65)

Wer aber ein derart schwerwiegendes und vorbelastetes Problem gestalten will, darf dies nur mit höchstem Verantwortungsbewußtsein versuchen. Das setzt voraus, daß man die zeitgeschichtlichen Tatbestände in ihren realen geschichtlichen Zusammenhang stellt. (...) Das setzt voraus, daß man nicht nur eine Seite beschreibt, sondern auch das Gegenüber darstellt, das Ineinander und Gegeneinander von Schuld und Schicksal, Tat und Verhängnis fair, gerecht und wahrhaftig beschreibt. Die Ehrfurcht vor den toten Opfern sollte davor bewahren, die Auschwitz-Opfer dadurch zu schmähen, daß man ihr Leid und ihr Elend für die SED-Propaganda mißbraucht. Wer das tut, treibt literarische Leichenfledderei.

(Heinrich Härtle, *Deutsche Nachrichten*, Hannover, 12. 11. 65)

Der Autor Peter Weiss mag auf Pressekonferenzen reden, was er will — bittere Worte über die Bundesrepublik, liebe Worte über den Kommunismus und die

Zone — sie ändern alle nichts an der Tatsache, daß seine Auschwitz-Dokumentation „Die Ermittlung“ wahrhaftig, intelligent und — hoffentlich — nachhaltig wirksam ist.

(Eva Stolze, *BZ*, Westberlin, 21. 10. 65)

2. CHRONOLOGIE

- | | |
|-------------------|--|
| 29. April 1964 | Uraufführung des „Marat“ von Peter Weiss am Schiller-Theater in Westberlin. |
| 20. August 1964 | Marat-Premiere im Aldwych-Theatre in London. Am Tag zuvor wird Weiss von der „Times“ interviewt. Er erklärt u. a., der „Marat“ sei „ein marxistisches Stück“ und Marat sollte der Sieger sein. „Wenn de Sade in der Debatte triumphiert, ist das schlecht.“
Weiss fand die Inszenierung von Peter Brooks besser als die Berliner Aufführung und der Grundkonzeption des Stücks näher. In einem Interview für „Partisan Review“ aus ungefähr der gleichen Zeit erklärt Weiss jedoch, daß sein Hauptinteresse darin lag, einen „endlosen Dialog“ vorzuführen, dessen Sinn es sein sollte, die Situation zu klären.
Einige Monate später wird er von A. Alvarez für die BBC zum selben Thema befragt. Diesmal formuliert er seine politischen Auffassungen deutlicher: „Ich könnte niemals in einer Gesellschaft leben, wo ich nicht lesen könnte, was ich wollte und wo mir nicht erlaubt wäre, zu sagen, was ich wollte. Aber ich weiß, genau so, wie Brecht es wußte, daß diese Gesellschaft, die westliche und kapitalistische Gesellschaft, nicht das ist, wo ich zu leben wünschte. (...) Aber es gibt Enttäuschungen auch mit der sozialistischen Bewegung.“ |
| 14. Dezember 1964 | Das Frankfurter Gericht besucht Auschwitz am gleichen Tag wie Peter Weiss. Er schreibt einen Bericht über seinen Besuch, der in der Weihnachtsausgabe von „Stockholms Tidningen“ gedruckt wird. (In leicht veränderter Fassung erscheint dieser Bericht später in der Anthologie „Atlas“ bei Klaus Wagenbach in Berlin.)
Weiss entscheidet sich — gegen seine ursprüngliche Idee, Auschwitz in eine neue Divina Comedia einzufügen — |

jetzt ein Stück zu schreiben, das nur die Ermittlung in Frankfurt zum Thema haben soll.

26. März 1965 „Marat“ wird vom Volkstheater Rostock in der DDR aufgeführt. Peter Weiss ist bei der Premiere anwesend und erklärt sich mit der prononcierten politischen Auffassung der Inszenierung von Hanns Anselm Perten einverstanden. Ein schwedischer Berichterstatter schreibt, Weiss sei als ein „westlicher Pasternak“ begrüßt worden.
23. April 1965 Peter Weiss erhält in Hamburg den dortigen Lessing-Preis. Seine Rede bei der Preisverleihung berührt keine politischen Themen.
19. Mai 1965 Peter Weiss besucht das Internationale Schriftstellertreffen in Ostberlin und Weimar, zu dem der Schriftstellerverband der DDR aus Anlaß des 20. Jahrestages der Niederlage des Hitlerfaschismus eingeladen hatte. Die Tatsache, daß nur wenige prominente Teilnehmer aus der Bundesrepublik gekommen waren, bewegt ihn zu einer improvisierten Ansprache auf der Schluß-Manifestation. Er sagt u. a.: „Für uns, die wir in der westlichen Gesellschaft leben und arbeiten, ist die Verbreitung der Wahrheit, von der Brecht spricht, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Zunächst müssen wir die erste Schwierigkeit überwinden, die Wahrheit überhaupt aufzufinden, und wenn wir sie gefunden haben, müssen wir als Partisanen arbeiten, um die Wahrheit zu verbreiten.“
Die Presse der Bundesrepublik berichtet über dieses Ereignis sehr tendenziös. Günter Zehm z. B. prophezeit („Die Welt“, 24. 5. 65) eine neue Frostperiode in der DDR und behauptet, Weiss habe seine Äußerung als ein „Feinfrostmittel“ zur Verfügung gestellt.
- Anfang Juni 1965 Peter Weiss beendet „Die Ermittlung“.
4. Juni 1965 In einem Interview mit „Stockholms Tidningen“ erklärt Peter Weiss u. a.: „Meine Solidarität mit den sozialistischen Ländern gilt den Möglichkeiten dieser Systeme. Ich erklärte auch in Berlin, daß der Sozialismus Selbstkritik und volle Redefreiheit voraussetzt. Ich glaube aber, daß

der Sozialismus heute das einzige System ist, das sich entwickeln wird. Ich stelle mich ganz hinter der Marxismus-Leninismus als Grundidee, weil er Kritik, Veränderung voraussetzt.“

Das Interview wird am 15. August in der Ostberliner Zeitschrift „Sonntag“ nachgedruckt, die Redaktion nimmt jedoch eine entscheidende Kürzung vor. In diesem — nicht übersetzten — Stück heißt es: „Die sozialistischen Länder sind heute antimarxistisch, wenn sie die Kritik an sich selbst und die öffentliche Debatte unterdrücken. Denken Sie, der künstlerischen Entwicklung, die nach der Revolution in der Sowjetunion begonnen hatte, wäre es erlaubt gewesen, sich zu entwickeln — dann wären die Schriftsteller heute in viel größerem Maße mit dem Sozialismus solidarisch.“

19. August 1965 Die Urteile im Auschwitz-Prozeß werden in Frankfurt verkündet.
1. September 1965 In „Dagens Nyheter“ veröffentlicht Peter Weiss seine „Zehn Arbeitspunkte in einer geteilten Welt“, die am folgenden Tag auch von der DDR-Zeitung „Neues Deutschland“ veröffentlicht werden. Die Arbeitspunkte schließen mit den Sätzen: „Meine Arbeit kann erst dann fruchtbar werden, wenn sie in einer direkten Beziehung zu den Kräften steht, die für mich die positiven in der Welt sind. Diese Kräfte sind heute auch überall in der westlichen Welt spürbar, und sie könnten ein größeres Gewicht, eine größere Solidarität und ein noch umfassenderes Engagement bekommen, wenn die Offenheit im östlichen Block erweitert würde und ein freier, undogmatischer Meinungs austausch stattfinden könnte.“
- 4./5. Septemb. 1965 Joachim Kaiser veröffentlicht in der „Süddeutschen Zeitung“ ein „Plädoyer gegen das Theater-Auschwitz“, in dem er „die Uraufführungssorgie“, die am 19. September stattfinden soll, als ein „Zeichen von Beflissenheit, Trägheit und falschem Eifer“ verurteilt.
18. September 1965 H. D. Sander schreibt in der „Welt“ einen Artikel „Das Ende eines ‚dritten Weges‘“. Sander berichtet äußerst tendenziös über Weiss' Äußerungen in „Stockholms Tidning“.

gen“ und „Dagens Nyheter“ und kommt zu folgendem Schluß: „In jedem Falle haben sich die 19 Bühnen und die Sender der Bundesrepublik durch betriebsame Bußfertigkeit und Ahnungslosigkeit in eine peinliche Zwickmühle manövriert. Hätte man die Erklärungen von Peter Weiss mehr auf die Waagschale gelegt, würde uns die zwielichtige Haupt- und Staatsaktion, die uns bevorsteht, erspart bleiben.“

19. Oktober 1965 Gleichzeitige Premiere der „Ermittlung“ an der Freien Volksbühne in Westberlin sowie in Köln, München, Essen, Rostock, Potsdam und London. Lesungen des Textes finden statt in Ostberlin, Cottbus, Dresden, Gera, Leuna, Meiningen, Neustrehlitz und Weimar. Später wird das Stück noch von anderen Theatern herausgebracht und im Rundfunk gesendet. In verschiedenen Städten werden auch Diskussionen über das Stück veranstaltet.
25. Oktober 1965 Günter Zehm schreibt einen Leitartikel in der „Welt“: unter dem Titel „Gehirnwäsche auf der Bühne“ protestiert er gegen das Unternehmen der westdeutschen Bühnen und Rundfunkanstalten und interpretiert es als „eine beispiellose Geschmacklosigkeit“.
6. November 1965 Die West-„Berliner Morgenpost“ veröffentlicht einen Brief Erwin Piscators, in dem der Regisseur der Westberliner Aufführung gegen die Kritik an dem Stück Stellung nimmt. Piscator schreibt u. a.: „Es geht hier auch nicht um die politische Äußerung von Peter Weiss. Abgesehen von der Tatsache, daß sie meist nur ungenau zitiert oder aus dem Zusammenhang gerissen werden, hat die ‚Ermittlung‘ nichts mit politischen Bekenntnissen, sondern mit harten Fakten zu tun.“
12. November 1965 Peter Weiss wird von der Münchener „National- und Soldatenzeitung“ beschuldigt, „Die Ermittlung“ sei ein Plagiat von Bernd Naumanns Prozeßberichten.
22. November 1965 In der Akademie der Künste in Ostberlin findet eine Diskussion über „Die Ermittlung“ statt, an der neben Peter Weiss u. a. Manfred Wekwerth, Stephan Hermlin und Alfred Kurella teilnehmen.

8. Dezember 1965 Bei den Etatberatungen der Hamburger Bürgerschaft übt Dr. Wilhelm Imhoff (CDU) Kritik an der Verleihung des Lessing-Preises an Peter Weiss. Er erklärt, er sei dagegen, einen kommunistischen Künstler mit einem Staatspreis aus Steuergeldern auszuzeichnen und befürwortet die Berufung von Parlamentariern in die Jury des Lessing-Preises.
16. Dezember 1965 Peter Weiss schreibt einen Brief an den Feuilletonchef der Zeitung „Neues Deutschland“, Klaus Höpcke, in dem er gegen die Angriffe innerhalb der DDR auf Wolf Biermann protestiert: „Ich bin kein Freund des Bonner Staats, doch ich habe, trotz der Angriffe, die auch über mich ergingen, bisher jede meiner Arbeiten dort veröffentlicht und meine Stücke aufführen können. Wenn ich für den Sozialismus eintrete, dann tue ich dies, weil zu meiner Vorstellung von Sozialismus die freie Meinungsäußerung gehört. Es ist völlig unvereinbar mit den Grundlagen derjenigen sozialistischen Gesellschaftsordnung, die ich anstrebe, daß einzelne Vertreter der Literatur und Kunst unterdrückt werden.“
- „Die Zeit“ und „Stockholms Tidningen“ veröffentlichen diese Stellungnahme, „Neues Deutschland“ dagegen läßt sie nicht drucken, veröffentlicht aber am 23. Dezember einen offenen Brief von Dr. Wilhelm Girnus an Peter Weiss, worin u. a. gefragt wird, was man über einen Staat denken solle, „der im Namen der abstrakten und utopischen Meinungsfreiheit für Krethi und Plethi, für Alt- und Neonazis, für Antisemiten und Antikommunisten, für Widerstandsfeinde und Militaristen, für Exhibitionisten und Pyromane . . ., die harte Wahrheit wohl kennend, auf die Ausübung seiner Macht verzichtet und den Dingen den Lauf läßt bis zur Katastrophe?“
26. Dezember 1965 Einige Tage vor der Premiere des „Marat“ in New York veröffentlicht „The New York Times“ das Interview, das Peter Weiss im Herbst 1964 A. Alvarez gegeben hatte. Weiss fügt ein Postscriptum an, in dem er seine politische Entwicklung seit diesem Zeitpunkt charakterisiert: „Ich verbrachte eine ziemlich lange Zeit in der Lage des dritten Standpunktes, ohne jedoch einen definitiven Standpunkt

zu erreichen. Zu viele Zweifel hinderten mich, aktiv am Sozialismus teilzunehmen. Durch Arbeit, durch größere Kenntnisse kann ich jetzt unter den Entstellungen und dem Versagen die Chancen entdecken, die der Sozialismus besitzt. Er ist noch sehr jung, aber allen voraus hat er die Möglichkeiten der Entwicklung. Er ist die einzige Alternative. Sein Gegenstück ist eine tote Welt.“

3. KOMMENTAR

Die Reaktionen der deutschen Presse auf die „Ermittlung“ können nicht nur durch die politischen Äußerungen erklärt werden, die Peter Weiss während der Monate vor der Uraufführung getan hat. Die chronologische Übersicht zeigt deutlich, daß es von westdeutscher Seite einen verbreiteten Wunsch gab, Weiss falsch zu verstehen und zu verächtigen. Die Stellungnahme von Weiss für den Sozialismus erfolgte jedoch nicht ohne Vorbehalte, auch sollte nicht vergessen werden, daß diese Äußerungen getan wurden, während die DDR eine Art von Tauwetter erlebte (das sich u. a. in der Druckerlaubnis für Kafka äußerte). Diese Periode fand ein schnelles Ende auf dem 11. Plenum des ZK der SED, wo die Hetze gegen die jungen Intellektuellen von neuem einsetzte: Maßnahmen, gegen die Weiss dann auch protestierte. Ebenfalls darf man nicht außer acht lassen, daß Peter Weiss in Schweden lebt — ein Land, in dem ein Wort wie Sozialismus einen durchaus positiven Wert hat.

Die Hetze gegen Weiss kam nicht nur aus einer Quelle. Auch außerhalb der Springer-Presse und erklärt reaktionärer Blätter wie der „National- und Soldatenzeitung“ in München oder der „Deutschen Wochen-Zeitung“ in Hannover gab es eine Menge autoritärer Stellungnahmen, die erklärt werden müssen. Ich denke an Ausführungen wie die von Ludwig Marcuse im Bayerischen Rundfunk oder die scharfen Reaktionen im „Unternehmerbrief des Deutschen Industrieinstituts“ in Köln und im „Industriekurier“ in Düsseldorf. Auch eine offizielle CDU-Zeitung wie das „Deutsche Monatsblatt“ hat sich an dieser Kampagne beteiligt.

Daß diese Reaktionen in einer langen Tradition stehen, beweist die Tatsache, daß z. B. der Auschwitz-Film von Alain Resnais „Nacht und Nebel“ 1955 von den Filmfestspielen in Cannes zurückgezogen werden mußte, nachdem das Auswärtige Amt in Bonn interveniert hatte. Auch bei den Aufführungen der „Ermittlung“ waren politische Rücksichtnahmen spürbar. In Köln und Essen z. B. wurden große Teile des Stückes, in denen Weiss über die Rolle der Industrie in Auschwitz berichtet, kurzerhand gestrichen.

Auch die Reaktion in der DDR war sehr einseitig. In Halle wurde z. B. die Aufführung mit antiwestdeutschen Bildern versehen, und in der Presse nahm

die Kampagne gegen die Bundesrepublik während dieser Zeit zu. Es gab aber auch Kräfte in der DDR, die diese publizistische Ausbeutung der „Ermittlung“ nicht gutheißen konnten. Die Diskussion, die einen Monat nach der Uraufführung in der Ostberliner Akademie der Künste stattfand, sollte die westdeutsche Reaktion auf die „Ermittlung“ zum Thema haben; einige Redner, wie Manfred Wekwerth und Stephan Hermlin, sprachen jedoch mehr über die Reaktion innerhalb der DDR. Wekwerth stellte fest, Auschwitz sei eine gesamtdeutsche Angelegenheit und keine westdeutsche und stellte die Frage, warum Stücke wie „Die Ermittlung“ oder „Der Stellvertreter“ in der Bundesrepublik geschrieben werden und nicht in der DDR. Er deutete an, daß eine Erklärung für diese Tatsache in der engen Kunstdoktrin liegen könne. Wenn sicher ein Teil des Interesses, das die DDR der Ermittlung entgegenbrachte, mit den Möglichkeiten zusammenhängt, das Stück gegen Bonn ausnützen zu können, so spricht es trotzdem für die DDR, daß die Premiere zu einem Staatsakt gemacht wurde. (Ein ähnlicher Vorschlag von Prof. Eugen Kogon für die Bundesrepublik wurde dort als Scherz aufgenommen.)

Auch in der Debatte über die literarische Methode von Weiss spürt man politische Wertung. Einige Kritiker warfen ihm vor, das Gerichtsprotokoll verfälscht zu haben, andere, daß er das Protokoll ohne Veränderungen wiedergegeben habe. Die „Deutsche National- und Soldatenzeitung“ wollte Weiss sogar wegen Plagiats (an Bernd Naumann) anzeigen — eine sinnlose Anklage. Man kann nicht in einem Theaterstück Gerichtsverhandlungen von 20 Monaten Dauer ohne Bearbeitung „plagiierten“, abgesehen davon, daß das Stück — wie auch Walter Jens in der „Zeit“ bestätigte — eine äußerst bewußte künstlerische Komposition darstellt. Natürlich kann man über die Art der Bearbeitung verschiedener Ansicht sein. Es gab auch in Schweden Kritiker, die mit der Methode von Peter Weiss nicht einverstanden waren, aber von einer solchen Kritik bis zu völliger Ablehnung ist es ein weiter Abstand.

Der 19. Oktober 1965 war in der deutschen Theaterkritik ein schwarzer Tag. Nicht weil das Stück von Peter Weiss nazistische Äußerungen und antisemitische Reaktionen provozierte — das hatte man erwartet — aber weil ein großer Teil der Kritiker sich der Situation nicht gewachsen zeigte. „Die Ermittlung“ hätte den Ausgangspunkt zu einer wesentlichen Debatte über die Möglichkeiten, die Ausrottung der Juden auf der Bühne zu beschreiben, bilden können. Statt dessen wurde das Stück ein Ausgangspunkt für die Maßnahmen der kalten Krieger in den beiden deutschen Staaten. Und das ist am Ende eine skandalöse Verschwendung wesentlichen Materials.

Ludwig Marcuse
Was ermittelte Peter Weiss?

Heute abend, während Sie diese „Marginalie“ hören, geht im Werkraumtheater der Münchener „Kammerspiele“ und auf dreizehn oder vierzehn oder noch mehr anderen deutschen Bühnen (West und Ost) Peter Weiss' Stück „Die Ermittlung“ in Szene oder in Lesung.

Das dramatisierte Protokoll des Auschwitz-Prozesses ist, wie der Autor es definiert, ein „Konzentrat“ der Aussagen, welche Angeklagte und Zeugen abgaben. Der heutige Theater-Abend in München und Berlin und und und ist ein Unikum in der Geschichte des deutschen Theaters: und nicht nur deshalb, weil ein Drama x-mal uraufgeführt wird; auch nicht nur, weil West und Ost sich in schöner Eintracht beteiligen. Das Zeitstück „Die Ermittlung“, das nur aus Zitaten, bisweilen etwas zurechtgeschliffen, besteht und außerdem den Anspruch macht, eine Dichtung zu sein, ist ein Novum in der Geschichte des Aktualitäten-Theaters, auch noch darin einzig, daß bereits vor den heutigen Aufführungen ausgiebig in den Blättern debattiert worden ist: ob das Auschwitz-„Konzentrat“ überhaupt aufgeführt werden soll; ob für die Darbietung nicht eine andere Stätte geeignet sei, als ein Theaterhaus. Mindestens ein Theaterkritiker kam bereits unumwunden heraus: „Auschwitz läßt sich nicht spielen.“

Auch meine „Marginalie“ ist niedergeschrieben worden, bevor sich heute abend um acht der Vorhang hob; und in diesem Moment ist der eiserne Vorhang noch nicht niedergegangen. Einige von uns sind also der Ansicht: die Aufführung kann in diesem Fall nicht viel entscheiden über dies Auschwitz-Spiel.

I.

Das deutsche Zeitstück ist nicht von heute und gestern. Im sechzehnten Jahrhundert war es sehr en vogue. Da spielte man das berühmte Lehrstück „Studentes“; heute nicht ganz unaktuell, da die Universitäten von faulen Studenten gesäubert werden sollen. Vor gut einem Jahrhundert, in den Tagen des „Jungen Deutschland“, gab es (zum Beispiel) Gutzkows „Uriel Acosta“. Die Geschichte von dem bekannten portugiesischen Juden, der vor der Inquisition nach Amsterdam floh und wegen Irrlehren angeklagt, verbrannt wurde, war sehr militant theatrialisiert: gegen die herrschende Intoleranz in der Mitte des deutschen neunzehnten Jahrhunderts, speziell gegen den virulenten Antisemitismus.

Die Geschichte des modernen deutschen Dramas begann mit einem „Zeitstück“: Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“; es war eine bühnenwirksame Streitschrift gegen das Elend des Proletariats und seine Flucht in den Suff. In den Zwanzigern kämpften Toller und Plivier mit der Waffe Theaterstück, vor allem aber Friedrich Wolf, der in „Cyankali“ gegen einen Paragraphen des Strafbuch und im „Professor Mamlock“ (1934) gegen den deutschen Terror zu Felde zog ... auf dem Feld, das ihm als Dramatiker zur Verfügung stand.

Das jüngste deutsche Zeitstück hat sich Zeit gelassen; es brauchte fast zwanzig Jahre. Jetzt schießt es ins Kraut. Drei Stücke über den 20. Juli sind in Vorbereitung. Hochhuth, Kipphardt und, jetzt, Peter Weiss sind die sichtbarsten Autoren, die mit der jüngsten Vergangenheit und der noch jüngeren Gegenwart abrechnen. Die frischeste Knospe am alten Stamm ist das „Auschwitz“-Stück, das heute abend in Szene geht.

Wie unterscheidet sich die aggressive Theater-Aktualität unserer sechziger Jahre von den Vorgängern vor vier Jahrzehnten und früher? Man will nicht mehr, worauf man zielt, in wirksamen Theater-Erfindungen treffen. Man gibt nicht Gleichnisse; nicht ausgedachte Figuren, deren Funktion es ist, stellvertretend Menschen der Vergangenheit und Gegenwart zu repräsentieren. In Büchners „Woyzeck“ sind der Doktor und der Hauptmann die denkbar einprägsamsten Abbilder der Bourgeoisie (nicht des Bürgertums), aber keine Momentaufnahmen einer Wirklichkeit. Heute will man Eigennamen und Sätze, welche uns bekannte Menschen gesprochen haben. Zur Zeit der Reformation gab es Ähnliches, damals traten Schauspieler als Luther auf.

Die Schwierigkeit, die sich ergibt, ist am Fall „Oppenheimer“ deutlich geworden und wird sich vielleicht (auf bescheidenerer Ebene) im Fall „Joel Brand“ wiederholen. Denn Kipphardt hat nicht nur zitiert, auch interpretiert und erfunden. Professor Oppenheimer hat den Bühnen-Oppenheimer desavouiert. In Büchners „Danton“ gibt es bekannte historische Figuren der Französischen Revolution und ihre gerichtsnotorischen Aussagen. Aber die Revolutions-Prozesse lagen ein halbes Jahrhundert zurück ... und der Dichter gab bewußt eine autobiographische Deutung Dantons, eine Mischung aus Aktivist und Nihilist.

Mit der Bühnen-Bearbeitung der Auschwitz-Akten ist eine Art von radikaler Theater-Dokumentation da, wie sie selbst Hochhuth und Kipphardt nicht erstrebt hatten, wie sie vielleicht noch nie versucht worden ist. Dies fast hundertprozentige Dokumenten-Stück ist (der Absicht nach) kaum zurechtgemacht; und behandelt (auch das ist unik) einen Vorgang, der erst wenige Wochen zurückliegt, die Verhandlungen in Frankfurt. Es geht nur indirekt um Auschwitz, direkt um die Sitzungen, die, 1965, zwanzig Jahre und mehr den Vorfällen folgten.

Hat irgendjemand etwas gegen die Gattung „Zeitstück“? Man braucht es nicht zu verteidigen. Es wurden jetzt in der Debatte, die nach dem Erscheinen des

Buchs einsetzte (leider nicht entbrannte), zur Legitimierung der „Ermittlung“ „Die Perser“ des Aeschylus herangezogen: eine pazifistische Dichtung, welche die Greuel des Kriegs zeigt, an dem Aeschylus auf Seiten der griechischen Sieger teilnahm. Aber in den „Persern“ geht es um den Krieg — nicht (wie in den vielen Auschwitz) um den Mord von Millionen, die nicht auf der andern Seite standen und sich nicht wehren konnten.

Wer einwendet: auch Krieg ist Mord, hat recht; und doch unrecht, wenn er (zum Beispiel) den Krieg gegen Hitler gleichsetzt mit seiner Ausrottung von Politikern, Christen, Juden und Zigeunern, die in seinem Lande lebten. „Die Perser“ und „Die Ermittlung“ können auch deshalb nicht verglichen werden, weil eine Tragödie von höchstem Rang nichts gemein hat mit einem gut zitierten Protokoll.

II.

Peter Weiss hatte den richtigen Instinkt, als er davon absah, ein theatrales Auschwitz vorzuführen. Er brachte nur den Widerschein: Auszüge aus dem Prozeß. Und auch hier trieb er, mit gutem Grund, die Askese so weit, daß er auf Gerichtsszenen verzichtete, die immer schon ein Moment des Theatralischen enthalten. Aber durch eine Hintertür spazierte der Theatraliker wieder ein. Er rhythmisierte (wenn auch leicht) die Aussagen der Befragten und machte ungeheuerliche Erinnerungen feierlich, indem er ihnen Szenentitel gab, die doch inszeniert werden sollen: „Gesang von der Schaukel“, „Gesang von der Möglichkeit des Überlebens“, „Gesang von der Schwarzen Wand“. Das wirkt weder erhebend noch satirisch: schlechthin peinlich. Wedekind und Brecht brachten mit solchen Zwischentiteln meist den Hohn zum Ausdruck, den sie einer Bühnenszene auf den Weg mitgeben wollten. Auschwitz ist heute weder in „Gesängen“ zu sublimieren noch durch Ironie auszulöschen.

Peter Weiss suchte, seine Scheu vor Theatralik zu mischen mit einer geheimen Theatralisierung; denn das Theater hat seine unabdingbaren Ansprüche. Der Trauergottesdienst hat andere. Die Schule hat wieder andere. Man kann die Zuschauer im Parkett und auf den Rängen weder als Schüler behandeln noch als Leidtragende. Daran muß „Die Ermittlung“ scheitern.

Das Theater-Publikum . . . ich setze eine großartige Momentaufnahme her. Als kürzlich in den Münchener „Kammerspielen“ Kipphardts „Joel Brand“ gegeben wurde, trat der Schauspieler Graf in der Titelrolle auf, mit einem überlebensgroßen Judenstern an der Brust. Er erhielt in der ersten Sekunde den stärksten Applaus des ganzen Abends. Ich zweifelte keine Sekunde daran, daß es eine Ovation für die Mitbürger war, die einst auf diese Weise als Opfer stigmatisiert wurden. Am nächsten Morgen belehrte mich die Theaterkritik, daß das stürmische Händeklatschen dem Schauspieler galt, der nach schwerer Krankheit wieder zurückgekehrt war. Eine schöne Äußerung der Dankbarkeit. Sie zeigt

aber auch, daß die Wiederkehr des beliebten Darstellers einen größeren Eindruck gemacht hatte als der Anblick des gehetzten Juden, behaftet mit dem auffallendsten Requisit des Abends, dem Gelben Stern, Erinnerung an die Kopfköpfe in den Dreißigern und Vierzigern.

Ergo: im Theater erwarten die Zuschauer Theater — nicht die veritable Auf-erstehung einer fürchterlichen Vergangenheit; sie hat nur eine schwache Gegenwart.

III.

Peter Weiss hatte kaum eine Möglichkeit, sein Akten-Extrakt propagandistisch zuzuspitzen; aber gerade das war, nach seiner Erklärung, sein Ziel. Vielleicht gibt eine einzige Stelle dem Regisseur Gelegenheit, szenisch über das Zitat hinauszugehen: wo es heißt, daß die Nachfolger der Konzerne, die für die Lager Lieferungen ausführten, „heute zu glanzvollen Abschlüssen kommen“ und sich „in einer neuen Expansionsphase befinden“.

Mehr war als Nutzenanwendung für 1965 aus den Dokumenten nicht herauszuholen. Der Hinweis auf die Geschäfte zwischen Industrie und Gas-Verbrauchern ist nur kurz. Aber der Schriftsteller Peter Weiss konnte das Stück mit Hilfe von zahlreichen Interviews und Artikeln anreichern und Auschwitz dem Kalten Krieg dienstbar machen. Er äußerte sich in Schweden, wo er lebt, gegen die Einschränkung der individuellen Freiheit und optierte für Ost-Deutschland gegen den „Kapitalismus“, der in Auschwitz sein wahres Gesicht gezeigt habe.

Auschwitz wird vielfältig interpretiert. Die Christen sagen: es sei eine Ausgeburt des Materialismus und Atheismus. Die Analytiker sagen: es war ein Durchbruch des ewigen Aggressionstrieb. Es läßt sich auch sagen, daß Stalin ein Vorbild gewesen ist; im Jahre 1936 lösten dann die Moskauer Prozesse eine Welle des Terrors aus, die parallel lief zur Geschichte der deutschen Lager.

Peter Weiss macht sich, in einem Interview, das er Thomas von Vegesack gab, die östliche Deutung zu eigen. Er sagt: „Das Stück entbehrt nicht der aktuellen Sprengkraft. Ein Großteil davon behandelt die Rolle der deutschen Großindustrie, bei der Judenausrottung. Ich will den Kapitalismus brandmarken, der sich sogar als Kundschaft für Gaskammern hergibt.“ Weshalb fügte er, im Osten, nicht hinzu: Ich will auch den Sozialismus brandmarken, wie er sich in denselben Jahren in den Todeslagern Stalins bekundete?

Mit dieser Einbeziehung seines „Konzentrats“ in den West-Ost-Konflikt tat Peter Weiss das Einzige, was verboten ist: Auschwitz in den Dienst des Ulbricht-Reichs zu stellen. *Es wäre ebenso schlimm gewesen, wenn er es in den Dienst der Bundesrepublik gestellt hätte.*

Noch leben viele unter uns, die an den Auschwitz-Stätten geprügelt und gedemütigt worden sind . . . und nur durch Zufall nicht in die Gaskammern kamen. Noch viel mehr sind da, welche Eltern, Kinder, Freunde dort verloren haben.

Sie wollen die Berichte über das Grauen, das für sie noch Gegenwart ist, nicht als „Gesang in den Feueröfen“ singen hören. Sie wollen erst recht nicht, daß Auschwitz für den Konflikt zwischen zwei politischen Systemen eingesetzt wird. Was ermittelte Peter Weiss? Daß die Industrie der Marktwirtschaft zu Auschwitz führt. Wohin führte die Industrie des Sozialisten Stalin und seiner vielen Freunde? Weiss ermittelte nicht, ob nicht vielleicht der „gute“ Sozialismus und der „gute“ Kapitalismus, die es noch nicht gibt, identisch sind. Der „Kapitalismus als Kundschaft für Gaskammern“ ist schlecht, da hat er recht. Nur ist der Sozialismus als Kundschaft für sibirische Vernichtungslager ebenso schlecht, womit allerdings das erste Schlechte nicht gerechtfertigt wird.

Auschwitz im theatralisch-politischen Rampenlicht, Auschwitz, „ein Oratorium in 11 Gesängen“, ist heute noch eine verbotene Verniedlichung.

IV.

Die sehr aktive Hilflosigkeit der als Intelligenz geehrten Schicht wird am besten demonstriert in der Analyse einiger Kern-Sätze des Peter Weiss (soweit Wolki- ges einen Kern hat).

Erstes Beispiel. Dieser Berliner ging ins Exil und lebt heute in Schweden. Autobiographisches Zitat: „Wer zu keinem Land gehört, wird dadurch ein Weltbürger“. Der Emigrant, der in Schweden sein Schlafzimmer und seine Küche hat, aber in deutscher Sprache für deutsche Theater und Blätter produziert, ist damit noch nicht Bürger der Welt. Dieser Ruhm ist eine Illusion, solange es die „Welt“ nicht gibt. Peter Weiss speziell ist ein sehr deutsches (allerdings kein berlinisches) Phänomen; er stochert im Nebel herum.

Zweites Beispiel: Er wünscht, sich „aus (?) der bürgerlichen Gesellschaft zu befreien, in der wir leben“. Wie wird diese Befreiung praktiziert? Er lebt im Westen — und optiert mit seiner „Ermittlung“ expressis verbis für den Osten; will aber nicht im Osten leben, weil der nicht frei von Sünden sei. Sind die westlichen Sünden (seiner Meinung nach) geringer? Nebel! Nebel! Oder vielleicht Privat-Ideologie?

Drittes Beispiel. Was hat er der Welt, die er von Ausbeutern befreien will, zu sagen? Antwort: Ich kann „keine klaren Lösungen anbieten, weil die Welt, in der ich lebe, auch nicht klar ist. Sie ist verrückt und zu kompliziert, als daß ich sie begreifen könnte“. Wenn dem aber so ist: wenn die Welt a) zu verrückt b) zu kompliziert c) unbegreiflich ist... wozu dann politische Dichtung, politische Kundgebung? Wozu erzählt er der Welt, daß Weiss nicht ein noch aus weiß? Andere, denen es ebenso geht, schweigen. Der Exhibitionist aber steigt auf die Bühne und Tribüne und verkündet: der Künstler muß die Welt retten — aber ich weiß nicht wie. „Natürlich“, sagt er, „ist das ein Zeichen von Schwäche.“ Dann möge er zunächst einmal erstarken!

Sein Künstler-Ideal in Ehren — aber was ist damit anzufangen? Er und die ganze Gesellschaft der raunenden politischen Angeber sind der Hintergrund, vor dem Günter Grass und das „Wahlkontor“ wenigstens ein bescheidener Anfang gewesen ist. Die Bescheidenheit und leise Skepsis, die sie bekundeten, war nicht ihr Schlechtestes.

Darf man wirklich noch „10 Arbeitspunkte (?) in der geteilten Welt“ (Peter Weiss) beginnen: „Jedes Wort, das ich niederschreibe und der Veröffentlichung übergebe, ist politisch, d. h. es zielt auf einen Kontakt mit größeren Bevölkerungsgruppen hin, um dort eine bestimmte Wirkung zu erlangen“. Dasselbe hätte Hitler sagen können (namentlich dies „der Veröffentlichung übergebe“) — und war kein Dichter wie Peter Weiss.

Es gibt vier Gruppen von Kalten Kriegern. Vom Westen her schießen sie mit dem Wort „Kommunist“, vom Osten her mit dem Wort „Kapitalist“. Sie und ihre ärmliche Munition sind bekannt.

Weniger bekannt ist Gruppe III: der Westler, der schweigt, wenn Nummer II im Westen verkündet: Leipzig wäre München um eine Revolution voraus; auch das feige Schweigen fördert den Kalten Krieg.

Gruppe IV genießt den Westen und kämpft gegen ihn, um die Seele zu retten. Das ist der Fall des Peter Weiss, der 1965 den Sozialismus entdeckt hat. Seine Qualität als Schriftsteller ist davon nicht berührt. „Auschwitz“ ist gut gearbeitet.

Ingrid Drexel Propaganda als Gottesdienst

Seit Jahren war in Feuilletons wieder und wieder zu lesen, Auschwitz sei noch nicht künstlerisch gestaltet worden und — seltener und manchmal mit Fragezeichen — Auschwitz sei wohl auch nicht künstlerisch zu gestalten. Diese Problematik sollte jetzt aus der Welt geschafft sein, nachdem Peter Weiss „Die Ermittlung“ geschrieben und damit einen offenbar dringenden Bedarf befriedigt hat — wie dringend dieser war, zeigt der Eifer, mit dem alle öffentlichen Kulturinstitutionen sich des Stücks bemächtigt haben, um es möglichst rasch möglichst weit zu verbreiten. So entlarvend dieser Eifer für das öffentliche Bewußtsein in der BRD insgesamt ist, so entlarvend war die Denkfigur von der wünschenswerten, (damals) noch ausstehenden künstlerischen Bewältigung des Themas Auschwitz für das Bewußtsein der bürgerlichen Intelligenz der BRD: Erstens hatte man ein „Konsum“bedürfnis nach ästhetischer Gestaltung — wohl, weil man sich von einem Kunstwerk über Auschwitz eine gewisse Relativierung des Tatbestandes erwartete, der einem ja noch immer als „der dunkelste Punkt der deutschen Geschichte“ im Bewußtsein sitzt, ohne daß man so recht weiß, was man davon denken soll; und zweitens hält man eine solche ästhetische Lösung ohne politische für möglich — nach politischer „Bewältigung der Vergangenheit“ (nicht zu verwechseln mit der strafrechtlichen, die ja auch nur als Surrogat für die politische benutzt wird!) wird selten gefragt.

Es scheint, als ob Peter Weiss — kraß gesagt — auf die Feuilletonistenforderung nach der „notwendigen“ ästhetischen Gestaltung des Themas Auschwitz hereingefallen sei. Selbstverständlich kann man nicht *ihm* die mangelnde Durchdringung dieser Forderung anlasten, aber sein Stück scheint aus denselben Gründen verfehlt, aus denen *sie* unsinnig ist.

Womit eigentlich wird diese Forderung begründet? Niemand, der wirklich von den Tatsachen — im weitesten Sinn — *betroffen* ist, wird durch eine ästhetische Behandlung des Themas weniger leiden, weniger betroffen oder gar getröstet sein (was immerhin eine gewisse Begründung wäre). Diese „Wunden heilende, tröstliche Wirkung der Kunst“ wird sich vielmehr bei den — wieder im weitesten Sinn — Nichtbetroffenen einstellen, die ihrer eigentlich nicht bedürfen, denen sie aber subjektiv durchaus zupafß kommt und objektiv schadet. Also Schein-Trost, Scheinbewältigung durch ein „Kunstwerk“ — wenn es nicht geschrieben ist, um Erkenntnisse zu vermitteln, die hier notwendigerweise poli-

tische sein müssen, da das Thema Auschwitz ja ein primär politisches ist. Wer es als „primär menschliches“ behandelt, verschweigt den wesentlichen Teil der Wahrheit, was eine Form der Unwahrheit ist. Das Argument, ein Dichter sei kein Erzieher, ein Stück über Auschwitz habe also nicht politische Einsichten zutage zu fördern, sondern die subjektive Wahrheit des Dichters, ist angesichts der Bedeutung des Problems Auschwitz für *alle* Menschen kaum geeignet, ein — das sei vorläufig unterstellt — schädliches Stück nur wegen der subjektiven Rechtfertigung für die Person des Autors hinreichend zu legitimieren.

Nun sieht Peter Weiss ja das Politische als einen wichtigsten Aspekt des Themas Auschwitz. Die Tatsache aber, daß das erwähnte Argument für sein Stück einen Beifall von der falschen Seite darstellt, läßt vermuten, daß er sich diese ungetroffenen Verteidiger durch unzureichende Ausführung seiner Absichten selbst auf den Hals gezogen hat.

Peter Weiss bringt Auschwitz durch die Gerichtsverhandlung *über* Auschwitz zur Sprache, als „Konzentrat der Aussagen“. Das ist wohl eine technische Entscheidung, um das Thema Auschwitz überhaupt in den Griff und auf die Bühne zu bekommen. Zielt diese Entscheidung auch auf die Gegenwart der BRD und deren Verhältnis zum III. Reich, zu Auschwitz, zur „Bewältigung der Vergangenheit“ allgemein? Sollte tatsächlich die kritische Beleuchtung der BRD vor dem Hintergrund des Faschismus Absicht des Stücks gewesen sein, ist ihre Ausführung mißglickt (wie auch die Diskussionen über das Stück beweisen, die sich so gut wie ausschließlich mit Auschwitz beschäftigen, nicht aber mit der BRD). Die Ursache dafür ist wohl vor allem in dem ungeheuren Gewicht zu sehen, das die Beschreibungen der Vernichtung haben, — sowohl durch den breiten Raum, den sie im Stück einnehmen, wie auch durch ihr Eigengewicht; alles andere wird dadurch hoffnungslos erdrückt. Außerdem ist, was von den als Zeugen auftretenden Opfern und von den Angeklagten im Stück sichtbar wird, so stark von der Vergangenheit geprägt, daß sie nur in geringem Maß für normale Bundesbürger repräsentativ sind. Diese normalen Bundesbürger kommen nur in Gestalt des Verteidigers zu Wort und das in einer ziemlich undifferenzierten Weise, die zwar in ihrem schmalen polemischen Ansatz stimmt, aber nichts erklärt.

Man hat es also doch, wenn auch vielleicht entgegen den Absichten des Autors, mit einem Stück über Auschwitz zu tun. Es vermittelt zunächst eine Menge Kenntnisse von Fakten: Details der Vernichtung, der Organisation und der Machtverhältnisse im Lager. Dazu kommt, wichtiger und interessanter, eine psychologische Studie: auf brillante Weise destilliert Peter Weiss aus dem Prozeßmaterial die Methoden heraus, mit denen sich die Angeklagten vor Gericht und ohne Zweifel auch weitgehend vor sich selbst rechtfertigten. Er zeigt die Sprachregelung, die sie, um mit sich selbst im Einklang zu bleiben, für die Tatbestände entwickelten, die heute das Wort Auschwitz bezeichnet. In immer neuen Varianten führt das Stück die verbalisierten und scheinrationalen Ergebnisse der Selbst-

schutzmanöver von Gewissen vor, die sich unter dem Druck teils äußerer, teils innerer Notwendigkeiten umfunktionieren ließen. Daraus ließe sich die Fragwürdigkeit juristischer „Bewältigung“ der Vorgänge von Auschwitz, allgemein die Fragwürdigkeit eines nur individuellen Schuldbegriffs ableiten (aus dem Stück ist diese Frage schon nicht mehr unmittelbar abzulesen) — im Wesentlichen beschränkt sich Weiss in dieser Hinsicht jedoch auf die Darstellung eines statischen Zustands, auf das Vorführen von den NS-Zwecken ausreichend bis maximal angepaßten Bewußtseinsformen.

Das ist aber nicht einmal für die Psychologie genug. Selbst für einen psychoanalytischen Befund müßte man Entwicklungs- und Sozialpsychologie konsultieren, die Erklärungen für die Umfunktionierbarkeit menschlicher Gewissen liefern würden. („Allgemeinmenschliche“ Einsichten wie die, daß „Menschen tatsächlich zu so etwas fähig sind“, daß es „Teufel in Menschengestalt, Ungeheuer, Bestien“ gibt, kann man den Kriminalberichten jeder Groschenzeitung entnehmen!) Wer sich nur für psychologische Momentaufnahmen solcher Menschen interessiert, unterschlägt wichtigere Fragen. Wichtiger ist im Fall der Auschwitzmörder z. B. die Frage, wodurch diese Menschen zu solchen „Bestien“ geworden sind, wieso es ihnen gerade in dieser Zeit möglich war, ihre Bestialität auszuleben, warum diese „gefragt“, d. h. anderen und damit auch ihnen nützlich war. Entsprang diese Bestialität nur den willkürlichen Einfällen von pathologischen Verbrechern oder war sie nicht eher notwendiger Bestandteil eines Systems, von dessen weniger grausamen Teilbereichen sie nicht zu trennen ist? Und andererseits: Hing es nur vom besseren oder schlechteren Charakter der Konzernherren ab, ob sie bei Auschwitz eine Firmenniederlassung gründeten und die Häftlinge dort für vier bzw. sechs Mark pro Tag elf Stunden lang bis zu ihrer völligen Erschöpfung — und damit verbunden: ihrem Tod — arbeiten ließen? War „die segensreiche Freundschaft zwischen Lagerverwaltung und Industrie“ nicht eher nur das sichtbare letzte Glied einer Kette ganz anderer Zusammenhänge, die nicht mehr nur aus individueller Skrupellosigkeit erklärt werden können? Ersieht man nicht aus dem Stück, daß die Mörder unter den gegebenen Umständen, wozu natürlich auch die Umstände ihres Lebens vor Auschwitz zählen, gar nicht anders konnten als „schuldig werden“, und daß lediglich das *Ausmaß* ihrer Beteiligung gewisse Rückschlüsse auf ihre individuelle Moral zuläßt? Sollte man diese Erkenntnis dann nicht auch auf die Konzernherren übertragen und damit die „Bewältigung“ vom moralischen auf das politische Terrain verlegen? Selbstverständlich behielt auch dann die Moral ihre Rolle, aber eben eine auf das Individuum beschränkte, die an den Bedingungen der Umwelt sehr schnell ihre Grenzen findet. Am konkreten Fall gezeigt: ein Flage hilft zwar einigen Häftlingen und riskiert so unter Umständen sein Leben, kann aber auch nicht verhindern, daß Millionen ermordet werden. (Sein Verhalten ist für ihn, für sein Gewissen von Belang, aber so gut wie ohne Einfluß auf die Ereignisse!)

Brecht hat gefordert, „wenn über Krieg und Faschismus geschrieben wird, (welche keine Naturkatastrophen sind)“ müsse eine „praktikable Wahrheit“ hergestellt werden. „Die Ermittlung“ hätte also die oben skizzierten Fragen beantworten oder doch das Material zu ihrer Beantwortung liefern müssen: und zwar durch den *Gesamtverlauf* des Stückes, nicht nur durch die Aussage einzelner Zeugen, die politische Interpretation anbieten, dem verehrten Zuschauer zur gefälligen Bedienung. Diese aufgepappten Interpretationen können gestrichen werden (und werden gestrichen!) — was man nicht als kleinlichen und nur praktischen Einwand abtun kann, schließlich ist ein Theaterstück für die Praxis der Aufführungen gemacht. Wenn ein Stück mit ein paar Strichen entschärft und den Absichten seines Autors entfremdet werden kann, ist aber — über die Schwäche für die Aufführungspraxis hinaus — sein entscheidender Mangel bezeichnet: Die Erklärungen der politisch bewußten Zeugen werden nicht durch den Gesamtverlauf des Stückes *bewiesen*. „Die Ermittlung“ zielt also, sicher entgegen den Absichten ihres Autors, nicht auf Verstehen und Aufklärung, sondern auf Glauben. Durch den Überdruck des Emotionalen, des Mitleids, der Hilflosigkeit, werden die Zuschauer gezwungen, Peter Weiss' politische Interpretationen zu akzeptieren, zu glauben: also Propaganda als Gottesdienst! Erich Fried schrieb, wenn auch durchaus nicht als Kritik, von einer „modernen Mitternachts-Totenmesse“.

Muß man sagen — den Zynikern vielleicht, die glauben, „die Masse“ sei für Aufklärung nicht erreichbar, aber mit Religion bzw. Propaganda „auf den rechten Weg zu bringen“ —, daß diese Propaganda nach hinten losgehen kann?! In diesem Fall: Manche werden sich von dieser moralischen Pression befreien und die politischen Interpretationen nicht annehmen wollen, entweder, weil sich das nachteilig auf ihren inneren Haushalt auswirken würde, oder weil sie die Pression durchschauen, sie ablehnen und mit ihr auch die Einsicht, die sie erzwingen sollte. Und andere werden die Thesen des Zeugen Drei annehmen, gläubig, sie dann aber nicht verwenden können, weil sie sie nicht selbst aus dem Stück heraus verstanden haben — was so gut ist, als hätten sie sie nicht angenommen. Auf die Verwendbarkeit der politischen Einsicht aber kommt es doch entscheidend an; Brecht schreibt, „daß man die Wahrheit nicht eben schreiben kann“, sondern sie „durchaus *jemandem* schreiben muß, der damit etwas anfangen kann“. Zu dem schädlichen Moment der unterbliebenen Aufklärung tritt ein weiteres: Die bloße Schilderung der Greuel samt ihrer heutigen Scheinrechtfertigung durch die Täter von damals, aber ohne die genaue Darstellung ihrer Ursachen, erlaubt Zuschauern und Lesern, sich zu distanzieren, ja, fordert sie geradezu dazu auf. Diese Distanzierung ist subjektiv völlig legitim, da sie sich nicht auf jene Verhältnisse bezieht, die die Greuel ermöglichten, sondern auf deren letzte grauenhafte Konsequenzen und ihre erbärmlichen Ausführer. Eben dadurch enthebt sie

jedoch den Einzelnen der Notwendigkeit, Folgerungen zu ziehen: als Einzelner kann sich jeder absolviert fühlen.

Selbst wenn man das Stück zusammenfassend sowohl überflüssig nennen muß (weil die ästhetische Bewältigung dieses Themas um ihrer selbst willen nicht notwendig ist) wie auch schädlich (weil es keine Aufklärung liefert, sondern nur der allgemeinen Ideologisierung Vorschub leistet), scheint eines immer noch zu seinen Gunsten zu sprechen: angeblich zwingt das Stück uns alle, uns mit Auschwitz auseinanderzusetzen, oder, mit anderen Worten, das Stück sei, wenn auch mißglückt, doch sehr nützlich, weil es in der Öffentlichkeit immerhin eine lebhaft Diskussion ausgelöst habe. Hinter diesem zunächst einleuchtenden Argument verbirgt sich die merkwürdige Vorstellung, daß, wenn nur feste diskutiert wird, schon alle hinter das Richtige kommen werden. Wie falsch diese Annahme ist, enthüllen auf fast schon groteske Weise jene Diskussionsbeiträge und Kritiken, deren jeweiliger Verfasser immer nur *das* aus dem Stück herausholt, was er schon vorher über den Faschismus gewußt oder gedacht hat. Da sich diese Äußerungen z. T. aufs Heftigste widersprechen, müssen logischerweise einige von ihnen falsch oder zumindest unzureichend sein. „Die Ermittlung“ schlägt jedoch anscheinend niemand diese mitgebrachten jeweiligen Meinungen aus der Hand (womit wenigstens für die Zuhörer der Diskussionen, für die Leser der Kritiken etwas erhellt wäre). Denjenigen, die noch keine derartigen Vorstellungen entwickelt haben, also vor allem jüngeren Menschen, gibt das Stück wiederum nicht das Material an die Hand, eigene Vorstellungen zu erarbeiten, sondern bestenfalls den Anstoß, sich nach Erklärungsmöglichkeiten umzuhören. Bei der weitgehenden Gleichschaltung des öffentlichen politischen Bewußtseins in der BRD werden sie aber nur selten erklärt und bewiesen bekommen, oder — Schwierigkeit der Materie — selbst herausfinden, was der Zeuge Drei einmal *sagt* und was durch ein Stück über Auschwitz eigentlich hätte *gezeigt* werden müssen: daß die KZs die letzte Konsequenz der „vertrauten“ (kapitalistischen) Ordnung unter bestimmten Bedingungen waren. Sobald sich der Kapitalismus vom Industrie- und Handelskapitalismus (der auf der freien Konkurrenz selbständiger Unternehmer aufbaut) zum modernen Monopolkapitalismus entwickelt hat, impliziert er immer den Totalitarismus als Möglichkeit, da die Interessendurchsetzung so großer Wirtschaftseinheiten eine starke Staatsgewalt fordert (und auch zur Verfügung hat), die alle Teilbereiche des Lebens einbezieht (Herbert Marcuse). Einer, den Auschwitz etwas angeht, und das sind wir (fast) alle — nicht wegen der „nationalen Schuld“ o. ä., sondern wegen unserer Haut — müßte aus der Aufführung eines Stückes über Auschwitz die Erkenntnis gewinnen können oder bei der nächsten Zeitungslektüre gewinnen, daß gewisse Entwicklungstendenzen unserer Gesellschaftsordnung in eine Richtung zielen, die eine neue Variante des Faschismus ermöglicht, ja, bei Verschärfung wirt-

schaftlicher Schwierigkeiten, notwendig herbeiführen wird. Mit anderen Worten, eine kapitalistische Gesellschaft kann immer wieder in Situationen kommen, in denen die Interessen der Herrschenden nur mit Hilfe von Hitler, Diem und Ky, den wechselnden Generalsdiktaturen Lateinamerikas etc. und mit sehr viel Bestialität durchgesetzt werden können.

Joachim Fiebach
Marginalien zu einem deutschen Oratorium

Bevor ich „Die Ermittlung“ von Peter Weiß in die Hände nahm, glaubte ich, um den Mechanismus der Vernichtungslager, um das Zusammenspiel von Großindustrie, Intellektuellen und SS und um das gefährliche Verdrängen dieser deutschen Vergangenheit in der Bundesrepublik hinreichend zu wissen, so hinreichend, daß mir die Lektüre keine wesentlichen Impulse und keine nennenswerten Einsichten mehr zu bieten hätte. Ich hatte mich sehr getäuscht.

Seit den ersten Berichten und Filmstreifen, die ich, noch ein halbes Kind, Ende der vierziger Jahre kennen lernte, haben mich kein Dokument und keine künstlerische Produktion über die Lager, das Gas und den millionenfachen Mord so berührt.

Das bedingen zunächst ganz einfache Tatsachen, wie sie der Zeuge 3 berichtet: „In der Latrine standen lange Betonbecken / darauf lagen Bretter mit runden Öffnungen / 200 Personen konnten auf einmal Platz nehmen / Das Latrinenkommmando paßte auf / daß niemand zu lange saß / Die Leute des Kommandos schlugen mit Stöcken zwischen die Häftlinge / um sie wegzujagen / Bei manchen ging es aber nicht so schnell / und vor Anstrengung trat ihnen der Mastdarm / ein Stück hervor . . . / Papier gab es nicht / Manche rissen Fetzen ihrer Kleidung ab / um sich zu reinigen / oder stahlen einander nachts / Stücke aus der Montur / um Vorrat zu haben“. Oder der Art, über die der Zeuge 7 spricht: „In den Krematorien II und III / wurden innerhalb von 24 Stunden / über 3000 Menschen verbrannt / Bei Überfüllung / verbrannte man die Leichen auch in Gruben / die neben den Krematorien / ausgehoben worden waren / Diese Gruben waren etwa 30 Meter lang / und 6 Meter tief / An den Enden der Gruben waren Abflußgräben / für das Fett / Das wurde mit Büchsen abgeschöpft / und über die Leichen gegossen / damit sie besser brannten“.

Das bedingen aber vor allem die Haltungen, die heute, in Frankfurt am Main, von den Mit-Machern der Lager gezeigt werden können.

Da lachen sie, die Todesspritzer, Todesschaukler und Totschläger; sie grüßen mit freundlicher Herablassung ihre Opfer. Da versichert der Adjutant des Lagerkommandanten, er habe nicht gewußt und sei an nichts beteiligt gewesen, was im Lager geschehen sei, ja er habe nicht einmal den Fuß dorthin gesetzt. Er hätte nur Preise zu kalkulieren gehabt und die Ehrenkompanie zu führen. Keiner der 18 Mit-Macher will an den Morden direkt beteiligt gewesen sein. Die hätten

Joachim Fiebach: Marginalien zu einem deutschen Oratorium

andere ausgeführt, möglichst Funktionshäftlinge, und wenn sie einmal, dann unter ärgstem Befehlszwang, und Befehl, das wisse man ja, ist Befehl, da war nichts zu machen.

Der Verteidiger, schließlich, belehrt das Gericht, die Deutschen, die Welt: „Strafrechtlich ist ein Untergebener / nur verantwortlich / wenn ihm bekannt gewesen ist / daß der Befehl seines Vorgesetzten / eine Handlung betrifft / welche ein bürgerliches oder militärisches / Verbrechen bezweckt / Unsere Mandanten handeln im besten Glauben / und nach dem Grundsatz der unbedingten / Gehorsamspflicht / Mit ihrem Treueid bis in den Tod / haben sie sich alle der Zielsetzung / der damaligen Staatsführung gebeugt / so wie es die Verwaltung Justiz und Wehrmacht / getan hat“.

Spätestens an dieser Stelle wurde mir klar, warum diese Ermittlung so berührt: sie denunziert ein System, dessen Anzeichen ich in den letzten Jahren mit Unbehagen beobachtete, dessen Bedrohlichkeit ich aber nicht in aller Bedeutsamkeit wahr haben wollte — weil sie so groß ist. Dieses System bedeutet das Reinwaschen, das Entschuldigen und Verniedlichen der Mittäterschaft Zehntausender am deutschen Faschismus, damit diese Zehntausende heute, in der Bundesrepublik, hohe Positionen einnehmen können. Es ist ein System, das den Kommentator der Rassengesetze als einen der höchsten Staatsbeamten integrierte, das die Manager der IG-Farben, der Gaslieferanten und wirtschaftlichen Nutznießer von Auschwitz, als Manager bundesdeutscher Industrie beschäftigt, das den Sechsmillionenmord der Lager als die Tat einiger weniger Psychopathen, ja eines einzigen, Hitlers, suggeriert, der mit eisernem Befehl — und Befehl ist Befehl und die deutsche Treue eine bis in den Tod — die Kommentatoren, die Richter und die Manager, bedauerlicherweise, verführte.

Man verstehe: Es geht gar nicht um eine Kollektivschuld, es geht nicht darum, daß kleine Mitmacher oder Mitgeher heute, nach zwanzig Jahren, nicht wieder in einer deutschen Gesellschaft wirken sollen. Es geht um die beängstigende Generalabsolution, die praktisch allen erteilt wird, selbst denen, die nachweislich Dienstgrade in Auschwitz waren. Was, so frage ich mich, ist der Zweck dieser Bemühung? Werden sie, diese Mit-Verderber Deutschlands, nicht wieder gebraucht, in unveränderter Haltung, um einen neuen deutschen Nationalismus zu führen, einen Nationalismus mit alten imperialen Machtansprüchen und bestürzender Großmannssucht? Wie der Auschwitz-Adjutant heute in Frankfurt am Main seine Reinwaschung begründet, ist symptomatisch: „Wir alle / das möchte ich nochmals betonen / haben nichts als unsere Schuldigkeit getan / selbst wenn es uns oft schwer fiel / und wenn wir daran verzweifeln wollten / Heute / da unsere Nation sich wieder / zu einer führenden Stellung / emporgearbeitet hat / sollten wir uns mit anderen Dingen befassen / als mit Vorwürfen / die längst als verjährt / angesehen werden müßten“.

Literatur wie „Die Ermittlung“ ist heute — schon wieder — ein notwendiges Instrument politischer Aufklärung und Warnung. Natürlich muß der Kunstwert dieser Literatur beachtet werden, will man ihre politische Praktikabilität richtig verstehen. Weiss hat nicht Publizistisches oder Wissenschaftliches vorgelegt, sondern ein Oratorium, ein Drama, wie es in der Vorbemerkung heißt. Ein besonderes Drama! Piscator und seine Dramaturgen in den zwanziger Jahren, Heiner Kipphardt heute, versuchten es bereits mit Erfolg: das Dokumentarstück.

„Die Ermittlung“ bestätigt mir nun endgültig, daß diese Dramatik, diese anscheinend so eklektische Struktur, die Publizistik, wissenschaftliche Analyse und alte Kunstformen berührt und zugleich einschmilzt, bedeutende Wirkungsmöglichkeiten und künstlerische Schönheiten haben kann. Manche sprechen ihr zwar den Kunstcharakter ab. Peter Hacks, zum Beispiel, bezichtigte unlängst die Dokumentaristen des Neonaturalismus. Ein falsches Urteil!

Das Oratorium des Peter Weiss ist, wie alles Künstlerische, eine wohlgezielte Auslese aus einer ungeheuren Stoffmasse und, vor allem, eine kunstvolle Formung, verwirklicht in der Spannung, die zwischen der Faktizität des Vorge-tragenen und des zum Alten, fast Archaischen stilisierten Vortrages herrscht. Oratorienhafte Gesänge, die nur typisierte Figuren vorstellen, ein Teil von ihnen völlig entpersönlicht, nur mit Ziffern versehen, eine anscheinend primitive Anordnung der Sätze, grob, ohne Interpunktion, wie aus ungefügten Quadern gehauen, doch voller Rhythmik, umfassen eine höchst moderne Sprache, den sachlichen Bericht heutiger Menschen. Diese Formung weist bereits auf die Vorgänge hin, auf das Barbarische, was in den Lagern geschehen, auf das Unge-heuerliche, was in den Verhaltensweisen der Angeklagten und ihrer Verteidiger heute droht. Die anscheinend archaisch strukturierten Gesänge sind formgewordene Inhalte — zugleich aber „verfremden“ sie die sachlichen Prozeßverhandlungen. Der Betrachter wird allein durch diese Gegensätze der Form zum kritischen Überdenken wachgerüttelt.

Dokumentarkunst hat viele Möglichkeiten. Die Authentizität vorgelegter Fakten ist zwingend, denn sie sind nachprüfbar, ja sie fordern das Nachprüfen. Diese Kunst ist ein echtes Produkt des wissenschaftlichen Zeitalters. Schwer durchschaubare Strukturen heutiger gesellschaftlicher Wirklichkeit sind klarer wiederzugeben, in vielen Fällen einsichtiger zu machen als, zum Beispiel, in dichterischen Chiffrierungen, wie sie Walser versucht. Vergleiche mit dem „Schwarzen Schwan“ wären aufschlußreich.

Das Dokumentarstück kann auch spezielle Übergangskunst sein, produziert von denen, für die die Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus historisch und philosophisch noch nicht entschieden ist, die von der alten Welt abgerückt sind, die neue noch nicht voll annehmen können. In einem Interview für BBC gefragt, ob das „ewige Irrenhaus“ seine politische Antwort sei, antwortete Peter Weiss noch im November 1964 ausweichend: „Weil ich nicht an

politische Gesellschaftsformen glaube — so wie sie heute sind — wage ich nicht, irgendeine andere vorzuschlagen. Natürlich ist das ein Zeichen von Schwäche. Es wäre viel besser, wenn ich von mir sagen könnte: ‚Ich bin überzeugter Kommunist‘ oder ‚Ich bin extremer Sozialist‘. Dann könnte ich etwas sagen. Ich stehe aber nur in der Mitte. Ich vertrete den dritten Standpunkt, der mir selbst nicht gefällt. Vielleicht kann ich, wenn ich weiter schreibe, langsam eine Konzeption herausarbeiten. Ich schreibe, um herauszufinden, wo ich stehe, und deshalb muß ich jedesmal all meine Zweifel hineinbringen. Bis jetzt sehe ich noch keine Alternative, ich hoffe aber, eines Tages dahin zu gelangen“.

In dieser Zeit schrieb er an seiner „Ermittlung“. Aber auch für die Literatur und das Theater der sozialistischen Welt ist es eine wichtige Form. Nicht zufällig gründete das Rostocker Volkstheater im Sommer 1965 eine kleine Bühne eigens für die Prozeßberichte und andere dokumentarische Literatur. Die Autoren der DDR sind eingeladen, das ihrige in dieser heute so möglichen Struktur zu leisten. (Eine sehr aufschlußreiche Erscheinung: seitdem die bundesrepublikanische Theaterliteratur politisches Instrument ist, wird sie zu einem Faktor des Kunstlebens auch in der DDR sowie im europäischen Rahmen.)

Die Dokumentarkunst birgt allerdings die Gefahr eines unentschlossenen, sich zu sehr bescheidenden Neutralismus. Man bietet Tatsachen, ein So-ist-es, vielleicht in undurchschaubarer Masse und Anordnung, und läßt den Betrachter ratlos und hilflos zurück. Beispiele sind bekannt aus den zwanziger Jahren, vom neusachlichen Roman, vom neusachlichen Theater, oder von Zeitschriften- und Fernsehpublizistik westeuropäischer und amerikanischer Prägung. Man muß sich dessen bewußt sein. „Die Ermittlung“ ist in diesem Sinne nicht unentschlossen. Sie bringt aufklärerische Ordnung in die Masse der Fakten. Trotzdem sehe ich eine gewisse Lücke: Die Rolle, die Besitzer und Manager der IG-Farben für die Vernichtungslager gespielt haben, ist erwähnt, kann aber, möglicherweise, in ihrer vollen Tragweite nicht richtig erkannt werden. Peter Weiss, denke ich, hat die Spuren dieser Drahtzieher Hitlers etwas kurzatmig verfolgt. Die Prozeßgeschehnisse hätten dazu einiges mehr liefern können. Es besteht die Gefahr, daß die Betrachter die angedeutete Spur übersehen, sich an die Teufeleien eines Boger, an die kleinen Phenolspritzen festkrallen, als kritisch zu prüfen, welche Positionen die Großindustriellen Hitlers heute in der Großindustrie der Bundesrepublik innehaben. Diese Prüfung scheint mir aber dringend nötig.

Literatur ist nicht nur Selbstverständigung des Autors. Sie ist nicht an eine völlig anonyme Menge gerichtet, vor allem nicht eine so eminent politische wie die von Peter Weiss. Sie muß rechnen mit den Möglichkeiten der Abnehmer, die diese Literatur, wenn sie wirksam werden soll, was sie ja will, zu Ende produzieren, zu Ende denken und damit ihre latenten Veränderungsabsichten realisieren können. Dazu daß die kritische Prüfung der großbourgeoisien Manager in *Auschwitz* und ihrer *heutigen* Verhaltensweisen weitergeht, möchten nicht zuletzt auch diese Assoziationen beitragen.

Erwin Piscator Nach-Ermittlung

Die Zeit der ERMITTLUNG an unserem Theater ist verstrichen. Vom 19. Oktober bis zum 18. Dezember 1965 spielten wir das Stück 63mal vor meist ausverkauftem Hause. Das schier Unmögliche hatte sich in zwiefacher Hinsicht als möglich erwiesen. Nicht nur dieses Stück hatte sich als spielbar erwiesen, auch seine Spielbarkeit en suite ist demonstriert worden. ERMITTLUNG war an unserem Theater Alltag wie jedes andere Stück, wurde von den 31 Akteuren jeden Tag aufs Neue dargeboten in unverminderter Präzision und Intensität. Ihnen vor allem gebührt hohes Lob. Es spricht für sie, daß es noch in der vorletzten Vorstellung zu lautstarker Zustimmung und Ablehnung kam, nachdem zuvor viele Vorstellungen stillschweigend akzeptiert worden waren.

Im Nachhinein ergibt sich für das Theater der Freien Volksbühne das doch einigermaßen Verblüffende, daß dies Theaterstück ein Erfolg gewesen ist. Es geht jetzt nicht darum, ob unsere Inszenierung der einen oder anderen gegenüber besser oder schlechter gewesen ist, sondern darum, wie sich die Zuschauer verhalten haben. Die Berliner Freie Volksbühne beschickt ihr Theater mit einem ziemlich großen Prozentsatz pro Abend. Leider muß man diesmal sagen, daß das Verhalten ihres Publikums nicht den Erwartungen entsprach. Es weigerte sich zunächst einmal, überhaupt zu kommen und sich das Stück anzusehen. Die Anrechtsscheine wurden zurückgesandt oder blieben am Abend liegen und verfielen. Man kann dies nur als Enttäuschung bezeichnen: jene, in deren Theater man arbeitet, ein Bekenntnis zu der Zeit und ihren Problemen ablegt, zumindest auf eine Auseinandersetzung hofft, jene weigern sich einfach, dem theatralischen Objekt gegenüberzutreten. Und es sind zumeist eben jene Jahrgänge, die die Zeit des tausendjährigen Reiches mit vollem Bewußtsein miterlebt haben und ihm ihre Zustimmung wohl nicht versagt haben werden. Man begreift das Unheilvolle einer Zeit und eines Volkes, versucht aber, die Erinnerung daran abzustreifen und sich fern zu halten von jeglicher gedanklichen Konfrontation. Was bleibt, sind dubiose Geschichtsbücher und Kolportageromane, in denen der Untergang noch den Anstrich des Heroischen bekommt und die Faszination einer riesigen Kriegsmaschinerie den Platz der Heldenverehrung einnimmt. So wird weder das Idol einer Zeit, noch seine Politik, noch sein Unterfangen verworfen; selbst die Folgen des mit eigener Zustimmung Geschehenen werden nicht akzeptiert, sondern aufgerechnet gegen die Übeltaten der Angegriffenen. Es scheint, als

Erwin Piscator: Nach - Ermittlung

ob ein Volk, das sich eines bestimmten, äußerst fatalen Abschnittes seiner Vergangenheit zu entledigen versucht, auf dem Wege ist, ein Volk ohne Geschichte zu werden. Mit der Weigerung, sich dieser Vergangenheit zu konfrontieren, umgeht es die notwendigen Konsequenzen, nämlich: eine Lehre aus der Vergangenheit zu ziehen. Und die Aufführung der ERMITTLUNG war hier ein angebrachter Hemmschuh. Allein die Resonanz bei den Zuschauern, in den Massenmedien, war so groß, daß das Bewußtsein eines jeden nachdrücklich hingelenkt wurde auf Auschwitz, auf seine Ursprünge und auf seine Folgen. Auch die, sowohl besonnenen wie wütenden, Angriffe gegen Weiss und sein Stück bezeugen nur seine Notwendigkeit und seine Funktion innerhalb unserer, vor allem auf materialistische Interessen ausgerichteten Gesellschaft.

Das große Interesse, das der Aufführung vom Berliner Publikum entgegengebracht wurde, war erfreulich. Dem entgegen stand jedoch die Zahl der Zuschauer, die Abend für Abend das Theater während der Vorstellung verließen. Die Zahlen schwankten zwischen 20 und 80 an den einzelnen Abenden (das Theater der Freien Volksbühne 1047 Plätze). Wir baten die Zuschauer, uns auf einem Fragebogen ihre Gründe anzugeben, die sie veranlaßten, die Aufführung vorzeitig zu verlassen. Die Hälfte der Befragten gaben an, daß sie das Ausgesagte nicht ertragen können und deswegen gehen. Wir machten die Beobachtung, daß vorwiegend ältere Damen die drei Stunden ERMITTLUNG nicht durchzustehen gewillt waren. Mehr als 25 Prozent hatten Einwände gegen eine Theatralisierung des Auschwitz-Prozesses. Allerdings können hier ja auch andere Motive als die reaktionären in der Befragung mit erfaßt worden sein, da auf die von uns gestellten Fragen nur mit 'ja' oder 'nein' zu antworten war. Die Zahl derjenigen, die sich gelangweilt fühlten, war verhältnismäßig gering: 15 Prozent von denen, die die Aufführung vor Schluß verließen. Im Laufe der Zeit stieg die Zahl der Nichtbeantwortungen unserer Fragebogen. Lag sie anfangs bei 32 Prozent, so stieg sie später auf 45 Prozent. Es ist die Frage, ob der Unwille, Fragen des Theaters zu beantworten, nur der Antipathie, überhaupt einer Instanz über ein ungemäßes Verhalten Auskunft zu geben, oder aber dem Schuldbewußtsein entsprang. Wie groß der Anteil der Reaktionen innerhalb des Publikums war, läßt sich, da wir nur jene befragten, die die Aufführungen verließen, nicht feststellen und auch die oben angegebenen Zahlen lassen sich wohl kaum als Indiz werten.

Die Zahl der Briefe, die wir im Zusammenhang mit der „Ermittlung“ erhielten, war gering. Man höhnte, schimpfte, drohte mit Prügel. Ziemlich seltsam mutete dann ein Brief an, in dem man das Haus in die Luft zu sprengen drohte. Es blieb bei der Drohung. Ähnliches geschieht immer wieder und man sollte, solange nicht Türen in Brand gesteckt werden, man also zur Tat schreitet, dem nicht übermäßige Bedeutung zumessen. Da einer gewissen Reaktion die Möglichkeit zur Artikulation ihrer ideologischen Einwände abgeht, schlägt ihre Sprachlosig-

keit um in Androhung von Gewalt; in einzelnen Fällen verhindert ihre Simplizität jegliche Gefährdung der Betroffenen.

Was auch nach der Aufführung weiterhin zu denken gibt, und nicht vergessen werden darf, ist die publizierte Reaktion der Reaktion. Schon bei Hochhuth gab es ungeheure Diskussionen über das Stück und seine Problematik. Die betroffene Gestalt, deren Konflikt aufgezeigt wurde und deren Entscheidung durch die Darstellung auf die Bühne in Frage gestellt wurde, war der Papst, eine einzige, wenn auch bedeutungsvolle Gestalt; allerdings ebenso eine Instanz, die Stellvertretung Gottes auf Erden. (Nach den Glaubenssätzen der Katholischen Kirche.) Betroffen war vor allem Pius XII., erst in zweiter Linie die Kirche und der Katholizismus. ERMITTLUNG nun richtet sich gegen eine ganze Nation, verhandelt auf der Bühne den Prozeß gegen die Schuld Einzelner, die stellvertretend für viele andere vor Gericht stehen. So war es nicht verwunderlich, mit welchem Eifer sich z. B. die Herren Walden, Zehm, Cramer und Sander — letztere drei alle angestellt beim gleichen Konzern — sich daran machten, die politische Haltung des Autors gegenüber einem anderen Sachverhalt umzumünzen in böswillige Tendenz in seinem Stück. Unterstellungen und Diffamierungen wechselten einander ab. Herr Zehm versuchte unter dem Deckmantel ästhetischer und literarischer Wertung seinen Vorwurf von einer Gehirnwäsche zu beweisen. Die gegen das Stück vorgebrachten ideologischen Vorbehalte entstammen jenem Bewußtsein, das die Negation einer Epoche verlangt — obwohl es in ihr seine größte Selbsterfüllung fand — und sich nicht schuldig glaubt, nach zwei Jahrzehnten; die Ankläger dieser Schuld sind schon stets suspekt gewesen, wie viel mehr erst einer mit dem politischen Bekenntnis eines Peter Weiss. Auf dieser Seite der mitten durch Deutschland verlaufenden Grenze bedeuten ein Sympathisieren mit oder nüchternes Betrachten der Gegenseite schon die Disqualifikation in sämtlichen politischen Fragen. Es wurde hier an anderer Stelle bereits über die Pressereaktionen geschrieben, und ich kann nur versichern, daß eben diese Reaktionen bestätigten, wie wichtig die Annahme dieses Stückes war.

Als Resumee nach ERMITTLUNG ergibt sich die Bestätigung einer deutschen Dramatik, die mit dem Begriff „Dokumentarisches Theater“ ungefähr zu umreißen ist. Es ist eine Dramatik, die aus der Wirklichkeit — Geschichte schon oder noch Gegenwart — ein Kunstwerk destilliert, das den Erfordernissen eines Theaterstückes entspricht und seinem Inhalt nach einen Grad von Aktualität und politischer Brisanz erreicht, wie ihn die dramatische Literatur wohl kaum je zuvor innehatte. Und die gegenwärtigen neuen Arbeiten deutscher Autoren beweisen, daß der beschrittene Weg nicht als Holzweg deklariert werden kann. Für mich, als Intendant und Regisseur, bedeuten die Erfolge dieser Stücke eine Bestätigung meiner Arbeit, aber auch die Richtigkeit der These von der Notwendigkeit und Möglichkeit politischen Theaters heute. Die ERMITTLUNG war in vielem außergewöhnlich, aber es zeigte sich, daß auch das Außergewöhnliche das durchaus Mögliche ist.

Leo Kofler
Die drei Hauptstufen
der dialektischen Gesellschaftsphilosophie

(Ein kritischer Abriß)

Seit Jahrtausenden war der gesellschaftliche Prozeß in seiner durchschnittlichen Struktur für die Miterlebenden durchsichtig, nichtsdestoweniger jedoch abstrakt. Man erinnere sich an die Tatsache, daß obgleich der Mensch durch lange Epochen in der Klassengesellschaft lebte, die Klasse erst in der Französischen Revolution entdeckt (Marat) und erst im 19. Jahrhundert von den utopischen Sozialisten wie den liberalen und konservativen französischen Historikern (Thiers, Thierry, Mignet, Guizot, Michelet) zum Begriff erhoben wird. Die Abstraktheit bestand sowohl in der Reflexion des historischen Geschehens als eines Neben- und Durcheinanders von Zufälligkeiten wie auch in der Vorstellung des vorrangigen Einflusses des Subjektiven, d. h. der mehr oder weniger machtvollen Persönlichkeit. Wo sich ihr die Ahnung eines übersubjektiven „Schicksals“ als ideologische Form der Ahnung objektiver Kräfte entgegensetzte, konnte es gleichfalls nur abstrakt begriffen werden, mythologisch wie in der Antike oder mit Hilfe der Astrologie wie in der Renaissance. Der Grund für diese ideologische Haltung ist zu suchen in der überwiegenden Naturgebundenheit, Einfachheit und Langsamkeit der Entwicklung der ökonomischen Bedingungen, in erster Linie der Produktivkräfte. Solche Bedingungen erschienen deshalb als bloße und passive Objekte menschlicher Anstrengung, des subjektiven Willens. Ein Wissen um ihre gesellschafts- und geschichtsbestimmende Gewalt konnte nicht aufkommen.

Die Französische Revolution hat diese Vorstellungswelt endgültig erschüttert. Sie macht bewußt, daß Geschichte sich nicht bloß aus Zufälligkeiten und subjektiven Aktionen zusammensetzt, sondern durchdrungen ist von der Gemeingültigkeit einer von Stufe zu Stufe drängenden Aufwärtsentwicklung und von einer über das Zufällige hinwegschreitenden umgreifenden Abhängigkeit der Teile untereinander. Das Bild einer objektiven, wenn auch widerspruchsvollen, Vernünftigkeit des historischen Geschehens drängt sich dem Bewußtsein der Zeit auf. Die auf scheinbarer Zufälligkeit beruhende Zersplitterung der ständischen Ordnung, ihre scheinbar ausschließliche Gebundenheit an den Willen und die Entscheidungen mächtiger Personen und Gruppen — nur der Unterschied zwischen den Menschen wurde als von Natur und Gott prädestiniert angesehen —, wurde abgelöst durch das Bild einer geschichtlichen Dynamik, die dieses Willens

nicht achtet, und vom bürgerlichen Anspruch der Erhebung aller geschichtlichen Existenz auf die Stufe zielgerichteter Formung des Lebens nach rational begründbaren und daher vernünftigen Grundsätzen. Selbst der von den mittelalterlichen Fesseln befreite subjektive Egoismus gab sich als ein über alle Zufälligkeit hinauswirkendes Moment der Verwirklichung vernünftiger „Naturgesetze“ im menschlichen Leben. Was stets als zur Totalität organisierter geschichtlicher Zusammenhang hinter dem noch verschleierte Wissen früherer Epochen sich durchsetzte, als Ergebnis des einfachen Umstandes, daß der Mensch seine Geschichte selbst macht und deshalb in jeder gesellschaftlichen Epoche die dialektische Bezogenheit aller ihr zugehörigen Momente aufeinander eben diese Epoche prägt, wurde erkennbar als ein allgemeines (formales) Prinzip aller Geschichte und drängte zur philosophischen Behandlung. Ja, noch mehr als das. Es drängte sich mit einer solchen Vehemenz dem betrachtenden Geiste auf, daß es von diesem vielfach als das allgemeinste Weltgesetz erlebt wurde, wofür wir in der Hegelschen Philosophie den extremsten Niederschlag finden. Hegel ging im Verständnis dieser Erscheinungen weit über die darauf gerichteten Aussagen der Philosophie des 18. Jahrhunderts, die durch den Hinweis auf die äußeren Naturbedingungen dem Geschehen einen nur sehr äußerlichen Rahmen setzte, hinaus, denn ihm wurde die Dialektik, die er der geschichtlichen Beobachtung entnahm, aber ins Weltgeistige der Zusammenschau von Naturwelt und Menschenwelt transponierte, die Dialektik von subjektiver Tätigkeit und objektivem Prozeß (Totalität) und in weiterer Folge davon von Einzelem und Ganzem präsent. Gleichzeitig konnten diese Zusammenhänge von ihm nur in ihrer philosophischen Allgemeinheit begriffen werden, weil infolge der unausgereiften und erst in der folgenden Epoche überwundenen ökonomischen Situation das sichtbar wurde (und worauf wir weiter unten noch zurückkommen), was hinter ihnen stand und sie sowohl in ihren subjektiven wie in ihren „naturgesetzlichen“ Bereichen antrieb, nämlich der stets zur Bewältigung drängende und stets von neuem aufbrechende Widerspruch zwischen der Anwendungsweise der Produktivkräfte und den herrschenden Produktionsverhältnissen, kurz die ökonomischen Bedingungen. Erst mit den realen Auswirkungen der industriellen Revolution nach dem Tode Hegels zeigte es sich, daß das, was für Hegel noch abstrakte Totalität hieß, seine konkrete strukturelle wie die Grenzen setzende Bestimmung durch die Produktionsverhältnisse erhielt, und daß das begriffliche Instrumentarium, mit dem diesem Begriff der Totalität beizukommen ist, vom dialektischen Begriff der ökonomischen Basis abgeleitet werden muß. Es sei hinzugefügt, daß erst durch diese reale wie erkenntnistmäßige Basis nicht nur das historisch konkrete Sichzusammenfügen der unendlichen und widerspruchsvollen Vielfalt der Erscheinungen einer Epoche zur dialektischen Einheit der Totalität abstrakt und real sichtbar wurde, sondern auch das Problem des Verhältnisses von Subjektivem und Objektivem, Tätigkeit und Prozeß, Denken und Sein einer befriedigenden Lösung zugeführt werden konnte.

War für Hegel das Geheimnis der Wirklichkeit die Totalität der Vernunft, so für Marx das Geheimnis der Vernunft die Totalität der Wirklichkeit. Aber indem Hegel Wirklichkeit und Vernunft als untereinander identische Totalität faßt — und wir haben gesehen, aus welchen historischen Gründen —, richtet er seine Aufmerksamkeit auf die innere Dynamik dieser Totalität, die eben als eine solche, falls bis ins letzte durchdacht, die Geheimnisse ihrer Wesenheit preisgibt, wenn auch zunächst und ganz im Sinne der Vernunft-Metaphysik in ihrer meta-historisch und deshalb abstrakt philosophischen Form. In dieser Abstraktheit ist der Weltgeist aber gleichzeitig äußerst konkret begriffen insofern, als die ihn durchwirkenden (in Wahrheit der Geschichte entnommenen) Bestimmungen der Negation der Negation, der Identität des Sichwidersprechenden, des Begriffs als des Wesens, des Ganzen als der Wahrheit, der Erscheinung als der Täuschung und gleichzeitig des in der Vermittlung zur Totalität erscheinenden (durchscheinenden) Wesens — was bereits in das Zentrum der späteren marxistischen Ideologiekritik weist — usw. Bestimmungen der realen Geschichte selbst sind. Indem Marx und Engels unter dem Eindruck des realen Heraustretens des *deus ex machina* des „Weltgeistes“, nämlich des ökonomisch-gesellschaftlichen Prozesses, die Hegelschen Bestimmungen umkehrt und ihrer metaphysischen Hülle entkleidet, erklimmen sie jene Stufe des geschichtsphilosophischen Denkens, von der aus es nur ein theoretisches Fortschreiten auf der gleichen theoretischen Ebene gibt oder einen Rückschritt.

Zwei Formen dieses Rückschritts sind in unserer Zeit festzustellen: den in den mechanischen Materialismus des 18. Jahrhunderts, wenn auch mit allen Begrenzungen, die einen totalen Rückschritt hinter Marx und Engels nicht mehr erlauben; und den in den Hegelschen Weltgeist-Idealismus, wenn auch mit allen Begrenzungen, die gleichfalls einen solchen Rückschritt nicht erlauben. Nur mit einigen Erscheinungen des letzteren werden wir uns im folgenden beschäftigen. Es sei aber hier schon gesagt, daß wir die Ergebnisse dieser Richtung nicht total verwerfen, insbesondere nicht, weil ihre innere Differenzierung und Kompliziertheit gerade da auch positive Züge zuläßt, wo sich ihre Vertreter noch immer der marxistischen Dialektik verpflichtet fühlen.

Die dritte Stufe der Entwicklung der dialektischen Gesellschaftsphilosophie fällt in die Epoche der bürgerlichen Dekadenz. Als die augenfälligsten Vertreter sind zu nennen Theodor Wiesengrund-Adorno, Herbert Marcuse und Günter Anders. Mit dem letzteren werden wir uns, da wir dies anderweitig bereits getan haben, hier nicht beschäftigen. Ihre Eigenart besteht in der, durch marxistische Reminiszenzen allerdings behinderten, Rückkehr zu einem System von verallgemeinernden quasi-philosophischen Bestimmungen der gesellschaftlich relevanten Phänomene und Begriffe, wie zusätzlich in einer energischen und die Analyse in manchen Bereichen durchaus befruchtenden Verquickung dieser Haltung mit tiefenpsychologischen Aspekten. Als *quasi*-philosophisch ist diese Haltung deshalb zu charakterisieren, weil sie nur in der Form einer die Einzelercheinungen

weitgehend vernachlässigenden und sie zu allgemeinen Bestimmungen zusammenfassenden Tendenz zuneigt, dagegen in den inhaltlichen Aussagen im Rahmen der gesellschaftstheoretischen und sozialpsychologischen Problematik verbleibt. Ein Begriffsapparat etwa im Sinne der Hegelschen Philosophie wird nicht entwickelt. Untereinander durchaus nicht in allem übereinstimmend, besonders nicht in der Beurteilung sogenannter „möglicher Praxis“, d. h. die bürgerliche Ordnung umwälzenden Handelns und auch nicht in der Einschätzung des utopischen Elements in diesem Handeln, liegt ihr Verdienst darin, die neuen Phänomene der modernen Gesellschaft ins kritische Licht gezogen zu haben; ihre Schranke dagegen darin, daß sie die in der hochbürgerlichen Epoche extrem in Erscheinung tretenden Tendenzen der Verdinglichung und Fetischisierung in quasi-philosophischer Manier zum Allgemeinen, oder soziologisch ausgedrückt, zum negativen Schicksal von gleichsam unentrinnbarer Gewalt mythologisieren und sich deshalb um die Vielzahl der Einzelerscheinungen entweder gar nicht oder von Fall zu Fall nur so weit kümmern, als sie ihre Thesen zu bestätigen scheinen. Phänomene wie Staat, Bürokratie, bürgerliche und progressive Intelligenz, modernes Proletariat, Kleinbürgertum, Managertum, Gewerkschaften, Verbände, Kriminalität, heutige Jugend usw. (sie alle hat der Autor dieser Zeilen eingehenden Analysen unterworfen) werden von ihnen vernachlässigt zugunsten des allgemeinen Trends, den sie im Sinne einer „zweiten Natur“ von fast verselbständigt-mechanischer Gewalt interpretieren. Woran, wenn es in der lebendigen Vermittlung zur widerspruchsvollen Totalität gesehen wird, viel Richtiges ist, was aber verfälscht wird durch ein unvermitteltes Stehenbleiben bei ihm.

Die „philosophische“ Manier ihrer Analysen nimmt den Charakter eines Quasi-Weltgeistes an, deutlich verfolgbar bei Adorno, verdeckter, weil nicht ins Gesamtgeschichtliche transponiert wie bei jenem, bei Marcuse. Adornos Weltgeist-Ideologie, die er vornehmlich in seiner „Dialektik der Aufklärung“ niederlegt, stellt eine Art Umkehrung der Hegelschen Weltgeist-Philosophie dar. Ist für Hegel der Weltgeist identisch mit der Vernunft, so für Adorno mit der Unvernunft. Da Adorno moderner ist und Geschichte nicht aus dem Weltgeist, sondern den seinigen empirisch aus der Geschichte zu extrapolieren versucht, ist hier alles nicht ganz so einheitlich, sondern widerspruchsvoller, ventiler. Zwar viel zurückhaltender als Marcuse, schließt er nicht grundsätzlich die Möglichkeit eines Praktischwerdens utopischer Bestrebungen aus. Aber er verneint energisch „mögliche Praxis“ heute aus angeblicher empirischer Einsicht in die Gegenwart. *Die empirische Einsicht ist aber bei Adorno die der Einsicht in das Allgemeine des verdinglichten Prozesses unter Ausschluß der Einsicht in die Einzelfakten.* So daß das gelegentliche Zugeben der Möglichkeit des Entgegengesetzten, des Ausbrechenden, des dem gegebenen Zustand der totalen Verdinglichung Widerstrebenden von nur dialektisch-formeller Bedeutung bleibt. In der Sache ist Adorno ein extremer Pessimist mit einem nihilistischen Pferdefuß.

Adornos „negative Dialektik“, wie er sie aus Aversion gegen „voreilige“ Intention auf klassenlose Gesellschaft und Ähnliches selbst bezeichnet und festlegt, bildet die methodische Voraussetzung für die Präposition des „Immergleichen“. Trotz aller Ventile, die er für eine gelockerte Interpretation seiner Auffassung offenhält, bleibt ihm, wie Friedrich Tomberg zutreffend formuliert, der Fluch des unaufhaltsamen Fortschritts die unaufhaltsame Regression. (F. Tomberg, Utopie und Negation, in: Das Argument, Berlin, Juli 1963.) Dialektik soll nach Adorno nicht anders als konkret ausgetragen werden. Konkrete Austragung der Dialektik im Bereich des „Immergleichen“ ist aber keine. Nirgends in Adornos Schrifttum gibt es einen deutlichen Hinweis, daß es innerhalb der Klassengesellschaft auch eine Geschichte der Freiheit gegeben hat, nirgends untersucht er die Dialektik von Geschichte und Repression und jener des teilweisen durchaus erfolgreichen Kampfes um die Freiheit. Adornos Abweisung eines jeglichen „Systems“, das die Wirklichkeit in ein Raster vorgegebener Ontologisierung („Idealismus“) einzufangen sucht, hilft wenig. Denn die Identifizierung von Naturbeherrschung und Unterdrückung, „aufklärerischer“ Erkenntnis, die er als einen Prozeß der gesamten Geschichte versteht, und unmenschlicher Anwendung, von Fortschritt und Regression, von humanistischer Ideologie und Mythos, bedeutet die Diremption der geschichtlichen Totalität zum bloß Negativen hin und damit die neue Setzung eines Systems, nämlich eines weltgeistig-pessimistischen.

Von welcher verheerenden Wirkung diese theoretische Position auf die Schüler und Sympatisanten Adornos ist, ließe sich an vielen Beispielen erhärten, doch verbietet dies hier der Raum. Ein Jürgen Habermas, ein Karl Markus Michel, der Kreis um die Frankfurter Studentenzeitung „neue kritik“ zum Teil und Einzelgänger wie z. B. ein Karl-Heinz Neumann — „Die Erkenntnis der gesellschaftlichen Wirklichkeit als Totalität vollendet sich nach Lukács erst nur mit dem Auftreten des Proletariats“ bemeckert er den marxistischen Standpunkt in einem herumgereichten Manuskript; offenbar meint er: statt mit dem Auftreten Adornos — verteidigen vehement das Nichtstun als den einzig möglichen „Ausweg“, verhöhnen den Humanismus und weichen feig vor der Kritik solcher Mächte wie z. B. der Gewerkschaften und Parteien aus, die historisch berufen wären, den Teufelskreis der verdinglichten Ideologie durchbrechen zu helfen. Gegen diese Argumentation pflegt der Einwand erhoben zu werden, daß die Macht der Integration, der „sedimentierten Strukturen“ und der sozialen wie psychologischen „Mechanismen“ beweist, daß auch mit Kritik nichts auszurichten ist. Haben wir aber an anderer Stelle gezeigt, daß nicht so sehr das Proletariat als viel mehr seine Organisationen verbürgerlicht sind, so würde bei entsprechend aufgewandter Energie und Ausdauer die kritische Anstrengung ihr Objekt, nämlich eben diese Organisationen, dazu bringen können und müssen, sich der eigentlichen Mentalität der von ihnen betreuten arbeitenden Massen wieder anzupassen und sich selbst dem kritischen Bewußtsein wie seinen prakti-

schen Konsequenzen zuzuwenden. Die gegen die verschiedenen verfeinerten Formen der Repression und der Integration gerichteten Schriften stehen ihnen in ausreichendem Maße zur Verfügung und könnten mit Hilfe der dafür eingesetzten Organe ausgewertet werden. Einen Beweis für diese Möglichkeit finden wir in der ebenso überraschenden wie weitläufig zu beobachtenden Tatsache, daß sich viele Funktionäre insbesondere der Gewerkschaften „privat“ mit den kritischen Untersuchungen vertraut machen, aber darüber und über die sich daraus ergebenden Konsequenzen nicht sprechen, weil sie fürchten, als „Kommunisten“ verleumdet zu werden, obgleich eine solche Haltung mit dem Kommunismus nichts zu tun hat. Die seit Jahrtausenden alte Unterdrückung durch Verleumdung verfehlt auch heute ihre Wirkung nicht. Anderweitig mehrfach dazu Ge-sagtes soll hier nicht wiederholt werden. Ein pseudokritisch-resigniertes Sich-abfinden mit dem Gegebenen, ein „nonkonformistisch getarnter Konformismus“, wie Georg Lukács formuliert, bleibt deshalb bezeichnend für die meisten Bekenner dieser Richtung. Verteidigt z. B. die Adorno-Schülerin Frl. von Alt dessen Standpunkt mit dem Hinweis, daß zum gegenwärtigen Zeitpunkt „Praxis“, und das heißt in dieser Argumentation progressive, nicht möglich sei, so wird zur Erhärtung dieser These nicht etwa ernstlich zur Kritik des entgegengesetzten oder zumindest abgewandelten Standpunkts geschritten, sondern eigensinnig auf dem Proklamierten bestanden, was natürlich keinen Beweis abgibt. Die genauere Kenntnisaufnahme der Texte von Lukács und Kofler würde zeigen, daß auch sie sich der großen Schwierigkeiten für eine progressive Praxis in der Gegenwart bewußt sind, daß aber z. B. letzterer in mehreren Analysen nachgewiesen hat, wie sehr das moderne Proletariat selbst in seiner extrem verdinglichten und integrierten Gestalt zwar mitmacht, aber nicht verbürgerlicht ist, daß es sich in einer besonderen (hier nicht darzustellenden) Weise ideologisch heraushält usw. Mitmachen ist noch nicht Verbürgerlichung — aber das geht nicht in den Kopf der Theoretiker der „Mechanismen“ (ein Lieblingsausdruck vieler Adorno-Apologeten). Wo „Mechanismen“ herrschen, da gibt es auch auf weite Sicht für die im praktischen Leben stehenden hilflosen Opfer keine Lücke des Entrinnens, erst recht nicht für die, die diese Situation bewußt durchschauen und reflektieren. So zumindest spiegelt sich die Sachlage in ihrem Selbstverständnis. Kontemplative Distanz zum Geschehen in verantwortungsloser Passivität verleiht angesichts der angeblichen Unmöglichkeit aller „möglichen Praxis“ das beruhigende Gefühl, nichts riskieren zu müssen, weil nichts riskieren zu können. Der entgegengesetzte Standpunkt heißt dann in dieser Perspektive „Vulgärmarxismus“, obgleich er keine „Mechanismen“ von totaler quasi-naturgesetzlicher Gewalt anerkennt. Für sich Reinheit von aller Belecktheit durch die Praxis in Anspruch nehmend, passiert dieser Richtung das Unterliegen unter ihre „verdinglichten Mechanismen“ in einem Maße, daß man Mühe hat, hier die letzten Reste von Dialektik zu entdecken; für sich deshalb Freiheit von aller

Ideologie beanspruchend, erweist es sich, daß die Ideologie der Nichtideologie auch eine ist.

Die Wurzel dieses modernen Rückgangs auf ein gedankliches Verhältnis zur Wirklichkeit, wie es der Form nach bereits bei Hegel vorlag und von Marx überwunden wurde, ist in dieser Wirklichkeit selbst zu suchen. Die im Bereich der modernen Verdinglichung und Vermassung sich durchsetzende Entindividualisierung und Uniformierung des Lebens erzeugt den Schein einer alles um-sichgreifenden „zweiten Natur“, die, obgleich sie nur Schein ist, für den Mit-erlebenden zur geltenden Realität wird. Die extreme Totalisierung und Verhärtung des Verdinglichungs- und Fetischisierungsprozesses im 20. Jahrhundert ist nicht zu bestreiten. Aber allein schon die Frage — als eine unter vielen —, ob das antisozialistische Trauma, das der blindwütig terroristische Stalinismus im Bewußtsein der westlichen Völker hinterlassen hat, nicht das meiste dazu beitrug, die humanistische Opposition gegen diesen Prozeß zu entnerven und in den Augen der Öffentlichkeit in ein inhumanes Licht zu stellen, und die damit eng zusammenhängende Frage, ob nicht unter anderen politischen Umständen die zur oppositionellen Kritik historisch berufenen Parteien und Gewerkschaften ein entwickeltes Bewußtsein seines unmenschlichen Wesens hätten aktualisieren können, um damit die ohnehin zur Kritik neigenden proletarischen Massen zu affizieren, zeigt als eine *mögliche Frage*, daß das starrsinnige Sichbeschränken auf die Beschreibung der Verdinglichungsphänomene ungerechtfertigt ist. Denn politische Anstöße entgegengesetzter Art können morgen oder übermorgen die heute schon in der Literatur und in der Kunst weitläufig angebotene Auseinandersetzung mit der verdinglichten Lebensform des modernen Kapitalismus selbst zu einem politischen Moment werden lassen, zu einem Element der Dynamisierung der erstarrten Fronten als Konsequenz einer humanistischen Aufklärung, die von der Kritik dieser Lebensform ausgeht. Zunächst würde aber, und das ist die vorrangige Aufgabe unserer Tage, eine solche humanistische Aufklärung selbst durchaus genügen; sie selbst wird vorrangig! Aufklärung *ist* Praxis jeweilig. Oder bleibt nach Adorno die Weltgeschichte auf dem heutigen Stand schlechthin stehen? Hat die „zweite Natur“ die Kraft, Geschichte gegenstandslos zu machen? Ist ein solcher Standpunkt nicht Eschatologie in Umkehrung, nicht (ungewollte) Implikation der Idee, daß der Endzustand nicht in der Zukunft, sondern jetzt schon gesetzt sei?

Unter dem Eindruck der nicht zu bestreitenden weitläufigen Fetischisierung stehend, läßt sich die Adorno-Strömung dazu verleiten, die verdinglichte Struktur des sozialen Prozesses in einem quasi naturphilosophischen Sinne zu behandeln. Zwar kann jeder gesellschaftliche Prozeß bis zu einem gewissen Grade so betrachtet werden, als ob wir es mit einer Naturerscheinung zu tun hätten, was eben die Möglichkeit von Gesellschaftswissenschaft überhaupt ausmacht. Auch Marx, dem es um die Erhellung des „Widerspruchs von Versubjektivierung und Verdinglichung“ geht, zerstört theoretisch nicht sofort die verdinglichte

Struktur des Kapitalismus als der Bühne der praktischen Bewegung der Individuen, sondern stellt sich zunächst auf den Boden des verdinglichten Scheins der den Individuen entgegentretenden Objektwelt, um ihn von da aus als Schein nachzuweisen. Gewiß hat sich seit Marx die Verdinglichung verschärft, ist sie total geworden, was vor und unabhängig von Adorno bereits andere Kritiker des Kapitalismus bemerkt haben. Der Fehler der Frankfurter Strömung liegt weniger in der Beschäftigung mit diesem Phänomen, vielmehr umgekehrt begründet sich darin ihre Überlegenheit über alle nichtdialektischen Richtungen, die sich entweder mit dem flachsten Empirismus begnügen oder sich der willkürlichsten Konstruktion, die sie vor ihm bewahren soll, in die Arme werfen, und dies mit dem einzigen Effekt der kritiklosen oder pseudokritischen Hingabe an das Vorhandene (König, Geiger, Topitsch, Dahrendorf u. a.). Der Fehler dieser Richtung liegt im Steckenbleiben in der, die Verdinglichung unvermittelt widerspiegelnden, abstrakten Verallgemeinerung von quasi-naturphilosophischer Relevanz. Diese Abstraktheit bewirkt ihrerseits, daß die einzelnen Phänomene, die ungeachtet der Gewalt, die ihnen Verdinglichung antut, eine gewisse Differenziertheit aufweisen, zu wenig Beachtung finden. Sie müssen aber beachtet werden, soll der ganze gesellschaftliche Prozeß in seinem wirklichen Charakter begriffen werden. Im dialektischen Spannungsfeld zwischen Verdinglichung und von Fall zu Fall unterschiedlicher Wirkungsweise eben derselben Verdinglichung stehend, ist dieses „von Fall zu Fall“ von einer entscheidenden Tragweite. Gerade an der Erscheinung des modernen Proletariats, auf das sich der ganze Unwille der Frankfurter Marxkritiker (z. B. Habermas) wegen seines noch heute beobachtbaren „antigesellschaftlichen Affekts“, der zum Zwecke der Verifizierung der eigenen sozialen Naturphilosophie weggeleugnet werden muß, ausschüttet, läßt sich deutlich machen, wie unachtsam Adornos Theorie vorgeht. Ähnliches trifft für gewisse Schichten der Intelligenz und sogar der Bürokratie, z. B. der gewerkschaftlichen, zu. Auch als Elemente der allgemeinen Verdinglichung, als in die Warenstruktur und ihre verdinglichten Ideologien Integrierte, sind sie von einer jeweils gesonderten Qualität und deshalb gesondert zu betrachten. Nur Unzureichendes ist über sie ausgesagt, wenn man sie in der Analyse der „zweiten Natur“ bloß mitdenkt, als gleichartige Tropfen in einem einheitlichen Fluß. Die Kritik hat kritisch zu sein nicht bloß in ihrer Allgemeinheit, sondern erst recht in ihrer Besonderheit, wodurch sie erst wahrhaft kritisch wird. Die Vermittlung der „zweiten Natur“ zu sich selbst ist keine. Erst das Aufsuchen der vielen Qualitäten und ihrer Vermittlung zum Fetischistisch-Ganzen macht sie zur eigentlichen. Dies außer acht zu lassen, ist die Schwäche der modernen dialektischen Gesellschaftsphilosophie. Allerdings ist diese Schwäche selbst zum Ganzen des fetischistischen Prozesses vermittelt und ihrerseits ideologiekritisch zu erklären.

Diese Schwäche wiederholt sich, wenn auch gemildert, im Schrifttum Herbert Marcuses. Insgesamt ist sein Denken differenzierter. Das erweist sich z. B. daran,

wenn er von einer nicht zu unterschätzenden Rolle der oppositionellen Intellektuellen spricht. Auch ein solcher Satz wie der folgende wäre bei Adorno, gar bei Habermas, undenkbar: „Noch heute sind die Gesänge, die für und in diesem Kampf (in Spanien, L. K.) gesungen wurden, für die junge Generation der einzige noch verbleibende Abglanz einer möglichen Revolution.“ Steht er in vielen, bezeichnenderweise in der undialektisch vereinseitigenden Bewertung der „absurden Literatur“ als eines Borns zutreffender Kritik, Adorno sehr nahe, so zielt er doch weitaus konkreter, und zudem läßt er sich gelegentlich Konzessionen in Hinsicht einer „möglichen Praxis“ abringen, wie etwa in den Diskussionen, die 1965 in Jugoslawien und in Salzburg stattfanden.

Da aber auch Marcuse, entsprechend seiner der Adornoschen ähnlichen Grundeinstellung (er ist seit Jugend mit Adorno befreundet), gleichfalls zu einer Vernachlässigung der Einzelphänomene neigt, gerät auch er ins Abstrakt-Allgemeine. Deshalb ist auch bei ihm trotz aller Auflockerung der pessimistische Zug unverkennbar. Aber dieser Pessimismus artet hier nicht in Nihilismus aus. Die energische Bejahung und analytische Behandlung nicht nur der Notwendigkeit, sondern auch der Möglichkeit des Schrittes über die Grenzen der bürgerlichen Gesellschaft hinaus, einer Möglichkeit allerdings, deren Verwirklichung pessimistisch beurteilt wird, gibt der Haltung Marcuses eine neutralere Farbe. Er macht aus seinem Pessimismus keine Weltanschauung, keine Weltgeist-Philosophie. Aber die Neigung zur Verphilosophierung der Probleme, gestützt durch die ebenso starke Neigung zu ihrer Verpsychologisierung, ist vorhanden.

Zunächst sei ein Beleg für das letztere angeboten. In der Aufsatzsammlung „Kultur und Gesellschaft II“ heißt es: „Diese Veränderungen (die das Ich beschränkenden Einflüsse von außen, L. K.) schmälern den ‚Lebensraum‘ und die Autonomie des Ich und bereiten der Entstehung der Massen den Boden. Die Vermittlung zwischen dem Selbst und dem anderen weicht unmittelbarer Identifikation . . . In der psychischen Struktur schrumpft das Ich dermaßen, daß es nicht mehr imstande erscheint, sich als ein Selbst, unterschieden vom Es und Über-Ich zu erhalten.“ (S. 89) Marcuses Definition eines wahrhaft zulänglich funktionierenden Ich geht also dahin, es vom Über-Ich (dem Gesellschaftlichen) scharf abzugrenzen. Die rein psychologische (Freudianische) Bestimmung des Ich widerspricht aber der geschichtlichen Entwicklung; sie ist dogmatisch und undialektisch gefaßt. Es ist nicht nur denkbar, sondern es ist einstmals, in einer vorgeschichtlichen Epoche, tatsächlich so gewesen, daß gerade wegen der totalen Identität von Ich und Gemeinschaft die unter den damaligen Bedingungen vorstellbar umfassendste Ausbildung dieses Ich und restloseste Befriedigung der individuellen Bedürfnisse, von den erotischen angefangen und bis in die Bereiche der mit dem „Spiel“ zusammenfallenden Tätigkeit reichenden, erzielt wurde. Eine klassen- und repressionslose Ordnung fordert geradezu eine solche Identität, durch deren besonderen Charakter der Übereinstimmung der Interessen und Bedürfnisse aller auch ein Höchstmaß der Befriedigung erreicht wird, heraus. Marcuses

kritische Bestimmung trifft voll und ganz für die Klassengesellschaft zu, sie wird aber gewaltsam ins Allgemeine gehoben, weil gewisse eingefahrene psychologische Theorien verifiziert werden müssen. Das ist auch der Grund, weshalb Marcuse niemals über die, von der modernen Wissenschaft zureichend nachgewiesene, urzeitliche Epoche spricht, in der sich die von der Freudschen Psychologie geforderte Triebbefriedigung erfüllt sah. Die Anerkennung dieser Epoche würde bedeuten das Fallenlassen des psychologischen Dogmas von der zulänglichen Verwirklichbarkeit des Ich nur im Gegensatz zum Über-Ich (und zum Es); sie würde bedeuten eine Verbesserung der Freudschen Theorie mit allen unvermeidlichen Folgen ihrer Änderung auch in anderen Punkten. Das würde aber auch bedeuten eine neue Einschätzung der künftigen freien Ordnung im Sinne der Anerkennung einer Freiheit, in der das individuelle Ich seine Kraft, sein Schöpfungsfertum, ja sogar seine Selbständigkeit (!) daraus bezieht, daß es mit den übrigen Ich identisch geworden ist. Eine solche Identität würde sich erst recht richten auf die Ausbildung und Erhaltung aller Möglichkeiten der Befriedigung der erotischen Bedürfnisse wie des spielend-schöpferischen Sichbetätigens — das definiert ist durch seinen Gegensatz zur repressiven Tätigkeit, der Arbeit —, vor allem in der Auseinandersetzung mit der Natur, in der Gestaltung des gemeinschaftlichen Zusammenlebens und in der Entfaltung der musischen Fähigkeiten, ohne die das Leben ohne Schönheit verlief, vergleichbar dem gegenwärtig repressiven. Es wäre eine Ordnung, in der das „Realitätsprinzip“ als solches gar nicht in Erscheinung treten würde, weil es identisch wäre mit den unentfremdeten Neigungen und Formen der Lebensverwirklichung aller.

Bei Marcuse tritt an die Stelle der wissenschaftlich bereits bestätigten Einsicht in die einstmalige harmonische Gesellschaft der jüngeren Eiszeit, die in der Urerinnerung des Menschengeschlechts fortlebt als „Paradies“ oder als „goldenes Zeitalter“, die völlig unbewiesene und rein mythologische Annahme der Freudschen Ur-Vater-Ordnung. Dieser Mythos erlaubt es, die unhaltbare Annahme der „Ich-Schwäche“ zu Beginn des Menschengeschlechts als eine negative zu beurteilen und durchzuhalten. Der Freudsche Formalismus, scheinhaft gestützt durch eine „historische“ Konstruktion, wird zum Maßstab aller Gesellschaft gemacht, auch der freien künftigen. Was für die repressive Ordnung durchaus zutrifft, wird zum Allgemeinen erhoben und Geschichte ausschließlich danach beurteilt, ob das Ich sich aus der Identifikation mit dem anderen heraushalten kann oder nicht. Aber gerade diese theoretische Haltung diffamiert alle mögliche und künftige Geschichte, in der ohne Schwächung der Kräfte des Ich die Identifikation mit dem Ganzen diese Kräfte noch steigert. Doch ist diese Tatsache nicht auf dem rein psychologischen Wege zu erschließen.

Was zudem auffällt bei der ins Sozialpsychologische gewendeten modernen Sozialphilosophie und Kritik, das ist der Mangel an Einsicht in die tatsächliche Dialektik von Fortschritt und Freiheit. Adornos geschichtspessimistische Philo-

sophie läßt am Rande, z. B. in „Minima moralia“, die Utopie als eine Möglichkeit realer künftiger Entwicklung aufleuchten, aber ohne einen wirklichen dialektischen Bezug zum Gang der Geschichte. Bei Herbert Marcuse heißt es: „Wenn der Archetyp der Freiheit das Fehlen der Unterdrückung ist, so besteht die Kultur im Kampf gegen diese Freiheit.“ (Eros und Kultur, S. 22) Da ist zu fragen: Alle Kultur, gibt es da keine Widersprüche, keine Gegentendenzen? Wenn eine geschichtliche Epoche zusammenfällt mit dem, was man ihre Kultur nennt, und wenn diese Kultur nichts anderes ist als Kampf gegen die Freiheit, dann allerdings kann es in keiner der bisherigen kultivierten Epochen und auch nicht auf den Stufen ihrer Aufeinanderfolge so etwas wie eine geschichtliche Entwicklung zu immer höheren Stufen der Freiheit, wirklicher Freiheit, geben. Das ist geschichtspessimistischer Nihilismus, einer, der alle widersprüchlich-dialektische Entwicklung im Sinne eines ebensolchen Fortschritts leugnet. Die der Freudschen Psychologie entnommene überspannte Verallgemeinerung des kulturkritischen Aspekts vernichtet die innere Vielfalt geschichtlichen Geschehens und zwingt zur Interpretation dieses Geschehens als eines eingeleisigen. Wobei diese Interpretation unterstützt wird und ihre scheinbare Bestätigung erhält aus der einseitigen Identifikation des in einem anthropologischen Sinne freien Individuums mit der Triebbefriedigung im Bemühen um die Definition des Menschen. So unendlich wichtig und entscheidend die Herausarbeitung des Verständnisses der Sexualität und ihrer Unterdrückung für die kritischen Erfolge der soziologischen und sozialpsychologischen Theorie ist — und es gehört zu den anerkennenswerten Leistungen der Frankfurter Strömung, wieder die Aufmerksamkeit darauf gelenkt zu haben —, so unzulänglich ist die aufweisbare Tendenz der Definition des Menschen durch die bloße Triebstruktur, d. h. die Vereinseitigung dieser Definition zum bloß Triebpsychologischen.

Es gehört nämlich in die anthropologische Bestimmung der menschlichen Wesenheit auch das Faktum des Tätigseins, das Begreifen des Menschen als eines unaufhebbar tätigen Wesens und des freien Menschen als eines „spielend“-tätig sich verwirklichenden Wesens, entsprechend der Theorie von Marx. Hierbei wird zwischen den repressiven Formen des Tätigseins und den freien des Spiels (nicht der leeren Spielerei) so scharf zu differenzieren sein, daß die Bestimmung des letzteren zunächst negativ ausfallen muß als das zu aller repressiven Tätigkeit schlechthin Entgegengesetzte. Marcuse selbst deutet an, daß eine menschenwürdige Ordnung vereinbar ist mit einer Tätigkeit, die „ein hohes Maß von libidinöser Befriedigung gewährt, die in ihrer Ausübung erfreulich ist.“ Er denkt in erster Linie an künstlerische Tätigkeit. Er sagt: „Künstlerische Arbeit, wo sie echt ist, scheint aus einer verdrängungslosen Triebkonstellation zu erwachsen und verdrängungslose Ziele und Zwecke zu erstreben — und das in einem Maße, das eine beträchtliche Modifizierung des Sublimierungsbegriffs erfordert, wenn man ihn auf diese Art von Arbeit anwenden will.“ (Eros und Kultur,

S. 87) Nur daß wir hier eben nicht mehr von Arbeit sprechen können, denn Arbeit ohne Triebsublimierung ist keine. Ich habe in meinem Buch „Staat, Gesellschaft und Elite“ Marcuse zweifellos unrecht getan, wenn ich ihm dort vorwarf, daß er eine künftige freie Gesellschaft sich nur in der Form bloßer untätiger Kontemplation vorstellen kann und als allein vereinbar mit einem verdrängungslosen Zustand der allseitigen Befriedigung menschlicher Bedürfnisse hält. Aber Marcuse sieht nicht, daß das Tätigsein, wenn auch anthropologisch in einer anderen Ecke menschlicher Existenz auftretend als die Triebkonstellation, eine ebenso originäre und aus der Definition des Menschen nicht herauszunehmende Bestimmung ist wie diese. Was allenfalls zu betonen wäre, das ist das Zusammenspiel beider, je nachdem ob das der Triebspäre zugehörige Lustprinzip in einer unterdrückend-sublimierenden oder in einer schöpferisch-befreienden Weise auf die Tätigkeit einwirkt und umgekehrt. Es muß der Begriff des Tätigseins a priori in den Begriff des Menschen hineingenommen werden; es genügt nicht, ihn a posteriori und hintenherum über die Sublimierungstheorie in Erscheinung treten zu lassen, weil die Erscheinung des verdrängungslosen echten „Spiels“ nicht übersehen werden kann und zu seiner Behandlung an einem späteren Orte der Ableitung dazu zwingt, statt, was allein richtig ist, zu Beginn und mit gleicher Berechtigung wie das Lustprinzip.

Vorstellungen aus der griechischen Mythologie helfen uns, das zutreffende anthropologische Verfahren abgekürzt darzustellen. Wir formulieren das in Frage stehende Problem als den Gegensatz und die dialektische Einheit von Apollinischem und Dionysischem. In ihrer dialektischen Bezogenheit aufeinander, in ihrer Einheit, definieren diese beiden Prinzipien geradezu den Menschen. Ist hierbei unter dem Apollinischen zu verstehen das Prinzip des Tätigseins (als Ausfluß der Begabtheit des Menschen mit Bewußtsein und des sich daraus ergebenden dauernden Dranges nach Bewältigung und Veränderung der Welt) und unter dem Dionysischen das Lustprinzip (als Ausfluß der Begabtheit des Menschen mit beglückenden Triebanlagen), wobei sich beide Seiten erst in ihrer gegenseitigen Durchdringung zum Eigentlichen ihres Wesens bringen — mehr darüber in meinem Beitrag „Das Apollinische und das Dionysische in der repressiven und in der utopischen Ordnung“, Festschrift für Georg Lukács, Luchterhand-Verlag —, so führt die Überbetonung des Lustprinzips aus Freudianischem Mißtrauen gegen die Tätigkeit zu einer Verzerrung des Menschenbildes. Das ist schon daran zu ersehen, wie sehr im einseitigen Licht des Lustprinzips alle geschichtlichen Fortschritte in Belangen der Freiheit verschwinden, wenn man die Verwirklichung dieses Prinzips mit Verwirklichung der Freiheit überhaupt gleichsetzt. Hier verschwinden die Unterschiede zwischen dem Sklaven und dem Leibeigenen, diesem und dem Proletarier, dem frühindustriellen und dem modernen Arbeiter, wie überhaupt zwischen den Epochen, da sie sich doch alle gleichermaßen im Zustande der Unterdrückung der Triebansprüche befanden. Wobei es noch eine offene Frage ist, ob selbst das letztere stimmt. Ge-

wiß hat alle Klassengesellschaft die Grenze, die den Fortschritten der Freiheit gesetzt sind, wo sie an den Punkt der Zerstörung dieser Gesellschaft selbst anlangen, was sich stets in der Begrenzung der Lustanforderung niedergeschlagen hat, streng gewahrt. Aber der Kampf des Menschengeschlechts um mehr Freiheit war auch innerhalb der Klassengeschichte nicht sinnlos. Indem im Wechsel von Vorwärtsschreiten und Niedergang, Aufstieg und Dekadenz stets neue Formen zunehmend freierer gesellschaftlicher und individueller Betätigung erkämpft wurden, wurde auch der Anspruch auf Freiheit des Erotischen vermehrt und zum Teil auch befriedigt. Selbst die durch die Verdinglichung nach allen Richtungen hin charakterisierte Niedergangsepoche des Kapitalismus weist ja den Widerspruch auf, diesen Anspruch verstärkt zu haben und gleichzeitig seine Befriedigung zu behindern. Was aus diesem Widerspruch wird, das hängt weitgehend von den ihn erkennenden progressiven Kräften ab. Sie haben eine Chance, wenn keine dekadente „Opposition“ und kein Marxo-Nihilismus, die beide, wenigstens was das Durchschauen der „Mechanismen der Verdinglichung“ betrifft, den Zugang zur kritischen Theorie offen halten, sich ihnen in den Weg stellen; und sie stellen sich ihnen in den Weg weniger durch ihr Nichtwissen, als im Gegenteil durch ihr Wissen um diese Mechanismen und durch deren pessimistisch-nihilistische Interpretation, die nicht nur aus ideologischen Wurzeln gespeist wird, sondern auch aus den theoretischen des vereinseitigten Freudianischen Menschenbildes. Spricht Marcuse von „Kompromissen, die auf Kosten der vollen Bedürfnisbefriedigung errungen wurden“ (S. 25), so zeigt er weder, worin die teilweise Bedürfnisbefriedigung besteht, noch daß in ihr sich ein Stück Freiheit niederschlägt: eine stets zurückgenommene und bedrohte Freiheit, die aber selbst in ihrer formalen Gestalt, in der Gestalt der politischen Emanzipation wie Marx sagt, eine Möglichkeit des im Vergleich zu früheren Epochen freieren Sichbetätigens impliziert, das trotz aller gefährlichen verfeinerten Formen der Manipulation des Individuums den Ausbruch denkbar macht. Was die repressive Ordnung nicht zu manipulieren vermag, das sind die konkreten Umstände in ihrer vielfältigen Widersprüchlichkeit und in ihrer unvorsehbaren Veränderung. Es hängt wiederum von den der kritischen Theorie mächtigen und ihre Ergebnisse mit Ausdauer propagierenden Kräften ab, ob gewisse günstige Umstände genützt werden oder nicht. Das Tempo spielt hierbei keine Rolle; die Weltgeschichte hat immer schon einen für menschliche Erwartungen langsamen Schritt gehabt, in unserer Zeit noch weiter verlangsamt durch den Stalinismus, eine integrierte „Opposition“ und moderne Formen der Herrschaft. Aber die Entwicklung weist auf einen bald erreichten Zustand, in dem eine lange Freizeit sowohl kontemplatives Genießertum wie gleichzeitig freies Tätigsein in enger Verwobenheit ermöglichen wird für die Masse der Menschen. Ob sich die humanistische Parole, die diese Möglichkeit realisiert, durchsetzt, hängt von vielerlei, nicht zuletzt aber von der Energie und Ausdauer der humanistischen Elite ab. Hierhin, auf diesen Umkreis des Geschehens, wird sich in der Zukunft

die wirkliche Konkurrenz zwischen Ost und West verlegen, hier wird sich das wahre Schicksal des Menschengeschlechts in der nächsten Epoche der Weltgeschichte entscheiden. Weder die Parole des bloßen Müßiggangs, die sich theoretisch aus der menschlichen Triebanlage ableitet und praktisch den Lebenssymbolen der herrschenden Klasse entnommen ist, noch die Parole des bloßen Tätigseins — „Arbeit macht das Leben süß“ —, die theoretisch aus der Einsicht in das Wesen des Menschen als eines tätigen abgeleitet ist und praktisch den Lebenssymbolen der Knechtschaft entstammt, kann für sich die Lösung sein, sondern nur das Apollinisch-Dionysische in seiner wechselseitigen Bestimmung und Einheit. So verstandene Freiheit oder Rückfall in die Barbarei, das ist die Perspektive der Zukunft, die mit einem gewaltigen Fragezeichen versehen ist. Um so mehr sind wir verpflichtet, mit Hilfe einer *wagenden* kritischen Theorie die Zukunft vorbereiten zu helfen und einem jeglichen Marxo-Nihilismus unsere Absage zu erteilen; wir haben kein Recht auf Vorentscheidungen pessimistischer Art, sondern sind als Humanisten daran gebunden, angesichts der sich eröffnenden und von Marcuse energisch unterstrichenen Möglichkeiten unsere Pflicht zu tun, jeder in seiner Weise und an seinem Orte.

Allerdings müssen wir Einsicht nehmen nicht nur in das Allgemeine des Geschehens, sondern auch in die Vielfalt des Besonderen, weil nur hier sich heute Tendenzen aufspüren lassen, an die die progressive humanistische Kritik ansetzen kann zu dem Zweck, nicht bloße Kritik zu bleiben, sondern durch humanistische Aufklärung Veränderung vorzubereiten. Die geistreiche, vor allem mit Hilfe tiefenpsychologischer Erkenntnisse durchgeführte Analyse der komplizierten Formen moderner Entfremdung darf nicht so weit ins Allgemeine, „Philosophische“ getrieben werden, daß durch die damit verbundene Vernachlässigung der Einzelprobleme ein quasi-naturphilosophisches Bild des gesellschaftlichen Prozesses entsteht. Diese ins Quasi-Naturphilosophische getriebene Verallgemeinerung zwingt schließlich die in dieser Richtung stehenden Autoren, alle auftretenden Faktoren nach einem einheitlichen Maß auszurichten. Des genaueren ist dies bei Günter Anders zu beobachten. Aber auch Herbert Marcuse bedient sich — und nicht bloß zum Zwecke der präliminären empirischen Beschreibung, wie wir noch sehen werden — einer Sprache, die jener der verdinglichten Ideologie recht nahe kommt. Die kritische Absicht ändert daran wenig; man vergesse nicht, daß auch im verdinglichten Bewußtsein das „kritische“ Moment nicht fehlt, wenn auch versehen mit der Tendenz der Abfindung mit dem Objekt, etwa in der Weise: es ist alles böse, aber der Mensch ist machtlos gegen die objektiven Gewalten. Man beachte z. B. die folgenden Sätze Marcuses: „Die Produkte beeinflussen, manipulieren; sie fördern ein falsches Bewußtsein, das gegen die Falschheit immun ist.“ „Die Medien des Massentransports und der Massenkommunikation, die Güter, die zu Nahrung, Obdach und Kleidung gehören . . . , bringen vorgeschriebene Haltungen und Gewohnheiten, bestimmte geistige und emotionale Reaktionen mit sich . . .“ (Der eindimensionale Mensch,

Teilabdruck in: Kurt Lenk, *Ideologie*, 2. Aufl., S. 352) Die „Produkte“ könnten gebraucht werden von einem Menschen, der die Totalität der repressiven Klassenverhältnisse durchschaut, ohne auf sie zu verzichten, könnte er sich „ihrer“ Beeinflussung entziehen. Die Produkte selbst bewirken nämlich gar nichts! Aber Marcuse läßt sich nicht abhalten fortzufahren: „Die Instrumente der Produktivität und des Fortschritts (des technischen, L. K.) bestimmen, organisiert zu einem totalitären System, nicht nur die tatsächliche, sondern auch die mögliche Nutzung.“ Die Produkte bestimmen also auch die mögliche Nutzung, nicht die Gesellschaft tut es.

Die Manie, alles quasi-naturphilosophisch zu betrachten, und dies nicht zu einem bloß propädeutischen Zweck, sondern um der Sache willen, hat auch theoretische Konsequenzen. Das in den Genuß der Eigenheime, Supermärkte, Warenhäuser usw. gelangte Individuum hält sein Bewußtsein, so schreibt Marcuse, mit dem Schein freiheitlicher und glückhafter Zustände so besetzt, daß die Begriffe Freiheit, Gleichheit und Glück nicht mehr als Forderungen auftreten. (ebda S. 339 f.) „Diese Gesellschaft hat ihre Ideologie“, schließt Marcuse, „bewältigt, indem sie sie in die Realität ihrer politischen Institutionen, ihrer Eigenheime . . . umsetzte.“ Dieses falsche Bewußtsein verschleiert tatsächlich die faktische ökonomische Askese und das schreiende menschliche Elend der Massen. Insofern kann man davon sprechen, daß die hochkapitalistische Gesellschaft ihre Ideologie bewältigt hat. Wobei allerdings die Frage offen bleibt, ob das Ausmaß der Bewältigung gelänge, wenn die oppositionellen Parteien und Gewerkschaften ihre gewaltigen Energien in den Dienst der Aufklärung stellen würden, wozu sie durch Kritik zu zwingen die Aufgabe der kritischen Theorie wäre. Anstelle des Beweises, daß ohnehin nichts zu machen ist, müßte der Beweis der kritischen Kraft der kritischen Theorie treten. Aber Marcuse zieht aus seiner Bestimmung der hochkapitalistischen Ideologie als einer bewältigten einen merkwürdigen Schluß, nämlich den, daß auch „der Begriff der Entfremdung fragwürdig wird.“ (ebda S. 351) Er wird nach Marcuse fragwürdig, weil die „einzelnen sich mit der ihnen aufgezwungenen Existenz identifizieren.“ Auch diese Identifikation wird als eine Art „Mechanismus“ quasi-naturphilosophischer Art dargestellt. Indem alle Spannung zur Realität infolge der Bewältigung der Ideologie aufgehoben ist, verschwindet auch die Spannung zwischen Individuum und Entfremdung. Marcuse begründet seinen Standpunkt auf die folgende Weise: „Die Menschen erkennen sich in ihren Gütern: sie finden ihre Seele in ihrem Automobil, ihrem Plattenspieler, in ihren supermodernen Wohnungseinrichtungen. Der Mechanismus (! L. K.), der den einzelnen mit seiner Gesellschaft verbindet, hat sich gewandelt: die soziale Kontrolle ist in den neuen Bedürfnissen verankert, die sie hervorgebracht haben.“ (S. 350) Es entsteht das „eindimensionale Denken“. (S. 353) Das bei allen Vertretern der Frankfurter Richtung beliebte Wort „Mechanismus“ verweist bereits auf die quasi-naturphilosophische Betrachtungsweise. Diese verifiziert sich im Bestreben, selbst das in

das verallgemeinernde Schema einzubeziehen, was seiner Natur nach außerhalb bleiben muß: den Maßstab der Beurteilung dessen, was Ideologie oder Entfremdung heißt. Ein solcher Maßstab ist nicht im gesellschaftlichen Prozeß selbst zu finden, schon gar nicht in dem zum Quasi-Naturprozeß totalisierten historischen Geschehen, sondern nur außerhalb, nämlich durch die Beantwortung der Frage nach dem originären Wesen des nichtentfremdeten und deshalb ohne falsches Bewußtsein (das von Marcuse gleichgesetzt wird mit Ideologie) auskommenden Menschen, in der anthropologischen Bestimmung dieses Menschen. Wobei diese Bestimmung vielleicht nur zufälliger-, aber auf jeden Fall glücklicherweise zusätzlich eine historische Bestätigung findet in urtümlichen Epochen der Menschheitsgeschichte. (Vgl. mein Buch „Der proletarische Bürger“, S. 69 f.) Auch die von Marcuse hochgeschätzte Ethnologin Margret Mead bekennt sich neuerdings zu diesem Standpunkt.

Offenbar will Marcuse sagen, daß, weil die heutige Gesellschaft ihre Ideologie in einer hochideologischen Weise bewältigt hat, weil das falsche Bewußtsein identisch geworden ist mit den scheinhaften Bedürfnissen der Scheinbefriedigung, deshalb auch die Tatsache der Entfremdung aus diesem Bewußtsein getilgt, es „gegenstandslos“ wurde. Marcuse hätte recht, wenn seine Behauptung in dieser totalisierenden Form zuträfe. Selbst in einer Epoche, in der das Individuum in der von Marcuse beschriebenen Weise zur „freiwilligen“ Identifikation mit der bestehenden repressiven Ordnung getrieben wird, wird der Druck der entfremdeten Lebensform von den Massen durchaus empfunden — allerdings nur empfunden und nicht ins volle Bewußtsein gehoben. Es gibt zahllose Belege dafür, mit denen wir uns an diesem Orte leider nicht beschäftigen können. Eine Andeutung muß genügen: das dauernde Klagen über die „Vermassung“, über die „Herrschaft der Technik“, die „verheerenden Wirkungen der Massenmedien“, das verbreitete Mißbehagen und die Lethargie, darüber daß „sich sowieso nichts ändert“ und „es immer schon so gewesen ist“, über „die da oben“ und „uns da unten“ usw. — dies alles in einer eigenartigen dialektischen Beziehung zu den Erscheinungen der Identifikation stehend, die Marcuse glänzend aufgewiesen hat —, überhaupt die verbreitete pessimistische Lebenseinstellung, die in einem merkwürdigen Widerspruch steht zur fast reibungslosen Integration in das Bestehende, beweist, daß die Dialektik der heutigen Ideologie komplizierter ist als dies aufs erste erscheint. Wiederum ist zu unterstreichen, daß sich der Kritik eine doppelte Aufgabe stellt: einerseits die aus der Tradition der Arbeiterbewegung herausgewachsenen und heute noch bestehenden Organisationen einer ausdauernden Kritik zu unterziehen und sie andererseits zu zwingen, die bei den Massen in nuce bestehende kritische Stimmung zu aktualisieren in der Richtung des Aufbrechens der harten ideologischen Schale der Identifikation mit dem Bestehenden. Vielfach ist diese Tendenz zur Identifikation nicht bloß begründet im „Konsummechanismus“ und im „psychischen Mechanismus“ (Adorno) oder ähnlichen „Mechanismen“, sondern ebenso in der Resignation, in der Stimmung

der Ausweglosigkeit und Hilflosigkeit. Wer viel herumkommt und gewohnt ist, mit den breiten Volksschichten in Berührung zu bleiben, weiß dies. Obgleich also Marcuse im großen Trend Richtiges sieht und treffend formuliert, verallgemeinert er seine Beobachtungen zu sehr zum „Eindimensionalen“, wodurch seine Analyse einen quasi-philosophischen Charakter von einer grundsätzlich pessimistischen Färbung erhält. Im System der totalen „eindimensionalen“ Identifikation von Individuum und Ordnung, von Ordnung und Ideologie, von Ideologie und Entfremdung erstarrt alle Bewegung zu nichts, wird Weltgeschichte gegenstandslos. Die Marx fälschlich unterstellte klassenlose Endzeitlichkeit in optimistischer Absicht verwandelt sich hier in eine klassengesellschaftliche Endzeitlichkeit von pessimistischer Bedeutung.

Sarah Kirsch
Legende über Lilja

- 1
ob sie schön war ist nicht zu verbürgen zumal
die Aussagen der überlebenden Lagerbewohner
sich widersprechen schon die Farbe des Haars
unterschiedlich benannt wird in der Kartei
sich kein Bild fand sie soll
aus Polen geschickt worden sein
- 2
im Sommer ging Lilja barfuß wie im Winter und schrieb
sieben Briefe
- 3
sechs drahtdünne Röllchen wandern
durch Häftlingskittel übern Appelplatz kleben
an müder Haut stören den Schlaf erreichen
den man nicht kennt (er kann nicht
Zeuge sein beim Prozeß)
- 4
das siebente gab einer gegen Brot
- 5
Lilja in der Schreibstube Lilja unterwegs Lilja im Bunker
Schlag mit der Peitsche den Namen warum sagt sie nichts wer weiß das
warum schweigt sie im August wenn die Vögel
singen im Rauch
- 6
einer mit Uniform Totenkopf am Kragen Liebhaber
alter Theaterstücke (sein Hund mit klassischem Namen) erfand
man sollte ihre Augen reden lassen
- 7
durch die gefangenen Männer wurde eine Straße gemacht
eine seltsame Allee geplündelter Bäume tat sich da auf
hier sollte sie gehen und einen verraten

- 8
nun brauch deine Augen Lilja befehl
den Muskeln dem Blut Sorglosigkeit hier bist du oft gegangen
kennst jeden Stein jeden
Stein
- 9
ihr Gesicht ging vorbei
sagten die Überlebenden sie
hätten gezittert Lilja wie tot ging ging
bis der kluge Mann dessen Hund Hamlet hieß
brüllte befahl genug
- 10
seitdem wurde sie nicht mehr gesehen
- 11
andere Zeugen sagten sie habe auf ihrem Weg
alle angelächelt sich mit den Fingern gekämmt
sei gleich ins Gas gekommen — das war
über zwanzig Jahre her —
- 12
alle sprachen lange von Lilja
- 13
die Richter von Frankfurt ließen im Jahr 65 protokollieren
offensichtlich
würden Legenden erzählt dieser Punkt
sei aus der Anklage zu streichen
- 14
in dem Brief soll gestanden haben wir
werden hier nicht rauskommen wir haben
zu viel gesehen

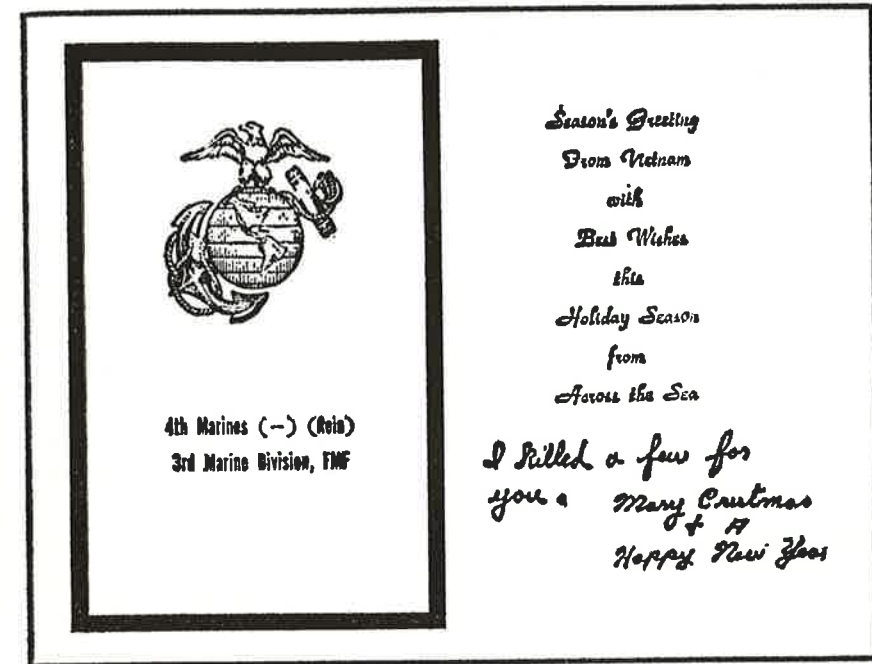
Der „american way of death“ in Süd-Vietnam

Augenzeugenberichte aus Vietnam und Briefe amerikanischer Soldaten in die Heimat geben einen finsternen, ja oft erschreckenden Eindruck von der Rolle des amerikanischen Militärs im dortigen Konflikt. Hier einige Beispiele:

Charles C. Moskos jr., Dozent für Soziologie an der Universität von Michigan, der sich im Sommer 1965 in Süd-Vietnam aufhielt, berichtet in den „Chicago Daily News“ vom 6. Dezember 65: „Angehörige der amerikanischen Armee haben in einigen Fällen ihren Feinden den Kopf abgeschlagen und Kriegsgefangene, welche die Aussage im Verhör verweigerten, aus Hubschraubern in die Tiefe gestürzt... Doch wurden die meisten Grausamkeiten in der Hitze des Gefechts und im Affekt begangen. So schlimm das auch ist, so finde ich es immer noch verständlicher und entschuldbarer als die kaltblütig vorgeplante Niederbrennung ganzer Dorfschaften mittels Napalmbomben.“ Moskos berichtet, er habe selbst gesehen, wie U. S.-Soldaten Angehörige der Nationalen Befreiungsfront verstümmelten und vietnamesischen Zivilpersonen „eine Abreibung“ verpaßten. Das Hinauswerfen von Kriegsgefangenen aus fliegenden Hubschraubern beschreibt er als Teil einer unter dem Namen „Langer Schritt“ bekannten Vernehmungsmethode: „Mehrere Gefangene werden in einen Hubschrauber verfrachtet und in der Luft verhört. Verweigert der erste die Aussage, kippt man ihn hinaus und er stürzt in den Tod.“

Ronald Garska, SP/4, aus Sargent in Nebraska, schrieb in einem Brief an seine Eltern vom 10. November 65: „Wir nahmen 131 Zivilisten gefangen, die heimlich Waffen aus unserem Operationsgebiet herauschafften, und haben die Leute dann überstellt (an die Soldaten der Süd-vietnamesischen Armee). Sie mußten in einer Reihe antreten und wurden erschossen. Uns war gar nicht wohl dabei, aber wir konnten nicht eingreifen.“

F. A. Clark, First Sergeant bei der Marineinfanterie aus Davis, California, schrieb im November 65 in einem Brief an Freunde: „Ich redete mit einigen von den Verwundeten (nach einem Gefecht bei Da Nang, in dem die Marineinfanteristen 16 Tote und 19 Verwundete verloren), und sie sagten mir alle das Gleiche, daß Kinder von 9 bis 10 Jahren bei den Angriffskommandos des Vietkong mit dabei sind. Ich wollte das zuerst nicht glauben, bis ich später darüber einen Bericht des Abwehrdienstes las. Diese Kinder gehen mit, um Waffen und alles, was sie irgendwie kriegen können, möglichst schnell wegzuschaffen.“ (Die Na-



Grüße von GIs aus Vietnam an Kriegsgegner unter den Studenten

Diese Karte war an „die Studentenschaft“ des kalifornischen Universitäts-Campus in Berkeley adressiert. Auf ihr steht in Handschrift zu lesen: „Ein paar hab' ich für Euch gekillt.“ Es folgen Weihnachts- und Neujahrswünsche.

tionale Befreiungsfront erbeutete bei diesem Gefecht 8 Karabiner des Modells M-14 und ein Maschinengewehr des Modells M-60). Clark beschrieb auch einen Zwischenfall, der sich ebenfalls bei Da Nang zugetragen hatte. „Ein kleines Mädchen, das Coca Cola an Marineinfanteristen verkaufte, tötete zwei Mann und verwundete drei, indem sie zwei Gewehrgranaten (ohne Verzögerungszünder) zur Explosion brachte, die sie unter ihrem Gewand versteckt trug.“

Timothy J. Johnson, Private First Class, 19, aus Milwaukee, in einem Brief an seine Tante in Chicago: „Vietnam ist die Hölle, ist Tod und Vernichtung. Ich weiß nicht, wie ein Mensch das durchstehen soll. Wenn ich hier herauskomme, will ich mein Leben ganz dem Wohl der Menschheit widmen, weil ich jetzt weiß, was draußen in der Welt gespielt wird.“ Johnson fiel, kurz nachdem er diesen Brief geschrieben hatte im Gefecht.

Richard Critchfield im „Milwaukee Journal“ (2. Dezember 65): „Im Stahlhelm führte der Wachtposten von der Marineinfanterie ein schwächliches vietnamesi-

sches Kind gefesselt und mit verbundenen Augen die Gangway eines C 123-Transporters hinunter, der soeben aus Chulai kommend (in Da Nang) gelandet war. „Was hat der denn gemacht?“, fragte einer der Umherstehenden. „Drei von der Marineinfanterie mit 'ner Thompson niedergeknallt“, gab man ihm zur Antwort... Es war kaum zu glauben, daß ein so schwächliches Kerlchen schon mit einer Maschinenpistole umgehen könnte. Ein Mastersergeant schüttelte den Kopf: „Sechs so Kinder wie der da sind vor ein paar Tagen auf uns los“, sagte er. „Eines mit 'ner Handgranate, die übrigen mit Felsbrocken, mit allem, was sie gerade in die Hand kriegen konnten.“ „Was hat den da dazu getrieben, Sergeant?“ fragte einer von der Marine. „Was so einen kleinen Jungen schon zu sowas treiben kann!“ erwiderte der. „Die Vietkong haben ihm gesagt, daß wir in seine Heimat eingefallen sind.“

Angehörige des Marineinfanterie-Corps stehen in dem Verdacht, Postkarten mit Weihnachtsgrüßen ironischen oder sarkastischen Inhalts an Studenten zu versenden, die gegen den Krieg in Vietnam Stellung nehmen (eine solche Karte zeigt unser Bild). Die anonymen Absender verwenden Karten des Marineinfanterie-Corps, die in von der Marine freigemachten Umschlägen abgeschickt werden. Sie sind an „die Studentenschaft“ in Berkeley in Kalifornien (dem Campus der Universität von Kalifornien) gerichtet. Hier eine Auswahl aus dem Inhalt: „Weihnachten und Neujahr werde ich mit einem Knall einläuten — was macht Ihr?“ Oder „Nik'laus bringt Euch schöne Spielzeugsachen, ich bring' Bomben auf Hanoi zum Krachen“. Oder einfach: „Wünsche, Ihr wär't hier.“

Elmar Altvater Ein Ende der Lohnpreisspirale?

Es ist einer der auffälligsten Widersprüche einer Marktwirtschaft, daß auf der einen Seite Wettbewerb und technischer Fortschritt zu ständig sinkenden Realkosten führen, auf der anderen Seite aber die Warenpreise ständig erhöht werden. Wenn man die sinkenden Realkosten als Steigerung der Arbeitsproduktivität ausdrückt, so betrug deren Zunahme in der Bundesrepublik von 1950 bis 1963 immerhin 91 v. H. Aber im gleichen Zeitraum stieg der Preisindex der Gesamtlebenshaltung um 32 v. H. und 1965 allein um runde 4 v. H.; ein Ergebnis, das nach der klassischen Wirtschaftstheorie nicht hätte eintreten können und nach den Maximen moderner Wirtschaftspolitik nicht hätte eintreten sollen. Denn Programm staatlicher Wirtschaftspolitik und Kriterium ihrer Effizienz ist das sogenannte magische Dreieck: stabiler Geldwert, Vollbeschäftigung und ausgeglichene Zahlungsbilanz. Ergänzt um die Forderungen nach stetigem Wachstum und „gerechter“ Vermögensverteilung (als ob es in einer kapitalistischen Marktwirtschaft Raum für moralische Kategorien wie gerecht und ungerecht gäbe!) haben wir den Katalog wirtschaftspolitischer Ziele vor uns, wie er uns ständig präsentiert wird. Zum Leidwesen der Wirtschaftspolitiker sind aber die einzelnen Ziele nur sehr schwer oder überhaupt nicht miteinander in Übereinstimmung zu bringen; Normalfall ist vielmehr eine innerhalb des institutionellen Rahmens der kapitalistischen Marktwirtschaft kaum zu überwindende Konfliktsituation. Am deutlichsten wird das, wenn man die Ziele Vollbeschäftigung und stabiles Preisniveau miteinander vergleicht: in den Ländern mit gelungener Vollbeschäftigungspolitik liefen die Preise mehr oder weniger schnell davon und in den Ländern, in denen die Preise einigermaßen stabil waren, existierte ein beunruhigender Bodensatz an Arbeitslosigkeit.

Ähnliche Zielkonkurrenz herrscht zwischen stetigem Wachstum und Preisstabilität. Die USA hatten mit einem mäßigen Wachstum der Industrieproduktion von 33 v. H. im Zeitraum 1958 bis 1963 nur Preiserhöhungen von 6 v. H. im gleichen Zeitraum zu verzeichnen. In der BRD lauten die entsprechenden Zahlen 43 v. H. Wachstum und 12 v. H. Preiserhöhungen, in Italien 75 v. H. Wachstum und 35 v. H. Preissteigerung, in Jugoslawien als Spezialtyp einer sozialistischen Marktwirtschaft waren es 96 v. H. Wachstum jedoch 41 v. H. Preissteigerung und in Japan verzeichnete man großartige 133 v. H. Wachstum aber immerhin 27 v. H. Preissteigerung. Ohne auf die in diesen Zahlen angedeuteten sehr kom-

plizierten Zusammenhänge ausführlich einzugehen, kann eine Erörterung der Beziehungen zwischen Löhnen und Preisen einige Einsicht in die ökonomischen Probleme der kapitalistischen Marktwirtschaft vermitteln. Das bedeutet also, jenes Problem in Angriff zu nehmen, das gemeinhin — je nach Standpunkt — als „Lohnpreisspirale“ oder „Preislohnspirale“ bezeichnet wird. Dabei werden wir zuerst den Mechanismus dieser Spirale aufzudecken versuchen, um daraus die wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Folgerungen zu ziehen.

I.

Die Erörterung dieser Zusammenhänge ist so alt wie die Arbeiterbewegung selbst. Bekanntestes Gesetz, das aus den Beziehungen zwischen Löhnen und Preisen abgeleitet wurde, ist Lassalles „ehernes Lohngesetz“, in dem nichts anderes verkündet wurde, als daß der Arbeiter das, was er durch Lohnerhöhungen gewinnen würde, als Konsument durch Preissteigerungen verlieren müsse. Der Reallohn ließe sich von der Schwelle des physischen Existenzminimums nicht anheben. Während dieses „eherne Lohngesetz“ an den Anfängen der Arbeiterbewegung die Leugnung von Verbesserungen für die Arbeiter im Kapitalismus fundieren half und deshalb die Begründung für einen Kampf der Arbeiter gegen und nicht im Kapitalismus lieferte (vgl. dazu die Diskussion zwischen John Weston und Karl Marx im Generalrat der „Internationalen Arbeiterassoziation“ 1865), wird heute der gleiche Mechanismus von der Arbeitgeberseite bemüht, um Lohnforderungen entgegenzutreten. So heißt es in einer diffamierenden Anzeige des „Gesamtverbandes der metallindustriellen Arbeitgeberverbände e. V.“ Anfang Januar in allen Zeitungen: „Das Lohnkarussell dreht sich wieder. — Die Industriegewerkschaft Metall hat alle Tarife gekündigt. Sie stellt neue, unerfüllbare Forderungen und besteht auf Arbeitszeitverkürzung. Sie geht weit über das hinaus, was die Metallindustrie leisten kann. — Das treibt die Kosten und die Preise in die Höhe. Das verdirbt die Währung.“ Das „eherne Lohngesetz“ als Waffe gegen die Arbeiter benutzt!

Aber so ehern wie es von Lassalle, Weston und anderen aufgestellt wurde und so zwingend, wie es uns die simplifizierende Arbeitgeberpropaganda weiszumachen versucht, ist der Zusammenhang zwischen Löhnen und Preisen gar nicht. In einer ersten Annäherung erscheint die Beziehung zwischen Löhnen und Preisen durchaus als eine wechselseitige. „Das allgemeine Preisniveau hängt vom Verhältnis des Niveaus der Geldlöhne zur Arbeitsproduktivität ab. Aber das Preisniveau beeinflusst selbst wieder das Niveau der Geldlöhne... Ein Steigen des allgemeinen Preisniveaus, wie auch immer es begonnen hat, neigt dazu, sich durch den Mechanismus der bösartigen Spirale ständig selbst zu nähren“, schreibt die englische Ökonomin Joan Robinson. Der Widerspruch „Lohnpreisspirale“ oder „Preislohnspirale“ muß also dahingehend aufgelöst werden, daß man beide als

jeweilige Kehrseite der gleichen Medaille begreift. Nur so lassen sich unfruchtbare Auseinandersetzungen darüber vermeiden, wer die Spirale zum Rotieren gebracht hat. Denn der Zusammenhang ist etwas komplizierter, als es diese Ebene der Argumentation vermuten läßt.

II.

Zwei Sätze sollen die Bestimmung der Preise ausdrücken: Erstens bestimmen die Kosten die Preise. Zweitens bestimmen Nachfrage und Angebot die Preise. Dem wird man aber sofort entgegenhalten, daß beide Sätze der Verbrämung der wahren Situation einer auf Privateigentum an den Produktionsmitteln basierenden Volkswirtschaft dienen. Denn schließlich seien es die Unternehmer, und nur sie allein, die die Preise setzten. Und daraus wäre dann zu folgern, daß nur Unternehmer für Preissteigerungen verantwortlich seien und die Gewerkschaften sich mit dem Gerede von der Lohnpreisspirale keinesfalls ins Bockshorn jagen lassen sollten. So blendend der Kern dieses Gedankenganges ist, so wenig wird er der komplizierten Wirtschaftswirklichkeit gerecht. Denn die Unternehmer sind nicht wirklich frei, wie es in dieser Argumentation angenommen wird und wie es „Freies-Unternehmertum-Ideologen“ gern behaupten. Sie sind lediglich Agenten des Kapitals und unterliegen seinen Verwertungsbedürfnissen. Sie brauchen nicht gezwungen zu werden, sich diesen Gesetzen zu unterwerfen — den kapitalistischen Geist, den man grob mit „Profitinteresse“ zu kennzeichnen pflegt, haben sie verinnerlicht zu ihrem eigenen gemacht. Unternehmer setzen zwar die Preise, aber nicht willkürlich, nach jeweiligem Gutdünken; sie unterliegen ökonomischen Gesetzmäßigkeiten. Während die Annahme, daß die Unternehmer die Preise setzen, in nutzlosen Appellen an deren „gesamtwirtschaftliches Verantwortungsbewußtsein“ verpuffen muß, wird die Einsicht in die ökonomischen Sachzusammenhänge uns helfen, die mit der Lohnpreisspirale zusammenhängenden Probleme an ihrer Wurzel zu packen. Wir kommen also nicht darum herum, die beiden obigen Sätze über die Preisbestimmung sehr genau zu analysieren.

Kosten der Produktion von Waren sind alle Rohstoffe, Materialien, die Abnutzung (Abschreibung) von Gebäuden und Maschinen und natürlich der in Löhnen und Gehältern ausgedrückte Arbeitsaufwand. Alle diese Kostenelemente gehen in den Wert der Waren ein. Aber hinzu kommt noch der Unternehmerprofit, der dem individuellen Kapitalisten als Aufschlag auf die Produktionskosten erscheinen mag und oft auch auf diese Weise (als prozentualer Aufschlag) kalkuliert wird. Tatsächlich aber verhält es sich etwas anders. Denn wenn alle an der Produktion Beteiligten in der Lage wären, einen Aufschlag auf den Produktpreis zu erheben, dann würden alle beim Kauf verlieren, was sie beim Verkauf gewinnen. Ein Profit könnte auf diese Weise nicht zustandekommen. Der individuelle Gewinnaufschlag entpuppt sich vielmehr als Teil des von den

Arbeitern produzierten Wertes, der von den Kapitalisten angeeignet wird. Im Lohn bekommen nämlich die Arbeiter (und natürlich die Angestellten) nur einen Teil dessen vergütet, was von ihnen in ihrer Arbeitszeit an Werten neu geschaffen worden ist. So betrug 1963 der Beitrag von Bergbau, Baugewerbe und verarbeitendem Gewerbe zum Bruttoinlandprodukt pro Beschäftigten rund 24 400 DM (geschätzt aufgrund der Angaben des Statistischen Jahrbuches), die Brutto Lohn- und Gehaltssumme pro Beschäftigten aber nur rund 8050 DM. Die Verhältnisse dieser beiden Zahlen lassen zwar keinen direkten Schluß auf die Ausbeutungsrate zu, vermitteln aber eine ungefähre Größenvorstellung zwischen dem Wert des Produkts der Arbeit und dem tatsächlichen Arbeitslohn. (Auch der „Skandal“ der ungleichen Vermögensbildung — denn die Profite werden zum größten Teil akkumuliert — beruht auf diesem institutionell bedingten Problem; 73 v. H. der Nettovermögensbildung 1950 bis 1959 in Höhe von 355 Mrd. DM entfielen auf die „Selbständigen“.)

Gesamtwirtschaftlich wird das Verhältnis zwischen Löhnen und Profiten ausgedrückt in der Lohn- und Gewinnquote. Auf Bruttowerte bezogen betrug die Lohnquote 1950 58,6 v. H., 1963 jedoch 64,8 v. H. Die Gewinnquote sank entsprechend von 41,4 v. H. auf 35,2 v. H. im gleichen Zeitraum. (Bei den Nettowerten lauten die entsprechenden Anteile für 1963 40 v. H. Lohnquote und 22 v. H. Gewinnquote, der Rest entfällt hauptsächlich auf den Staat.) Erhöhte Lohnkosten brauchen also nicht unbedingt und auf jeden Fall auf die Preise abgewälzt zu werden; sie können durchaus in einer Senkung der Profitquote — nicht der absoluten Profite — resultieren. Diese Erkenntnis lag der von Victor Agartz formulierten „expansiven Lohnpolitik“ zugrunde. Die Lohnpolitik sollte Produktivitäts- und Preiserhöhungen immer einen Schritt voraus sein und auf diese Weise die gesamtwirtschaftliche Einkommensverteilung zugunsten der Arbeiter und Angestellten anheben. Teilweise ist dieser Effekt — mehr oder weniger unbeabsichtigt — den Gewerkschaften im Verlauf des konjunkturellen Aufschwungs in der BRD gelungen; ein Beweis mehr, daß expansive Lohn erhöhungen nicht immer in Preiserhöhungen zunichtegemacht werden können. Auf der anderen Seite wiederum bietet eine „Status-quo-Lohnpolitik“ (also Lohnerhöhungen im Rahmen des Produktivitätsfortschritts), wie sie etwa in Holland geführt wurde, durchaus keine Gewähr dafür, daß die Preise konstant bleiben, die Reallöhne also tatsächlich im Rahmen des wirtschaftlichen Produktivitätsfortschritts steigen. Denn bei der heutigen starken außenwirtschaftlichen Verflechtung (in Holland beträgt die Außenhandelsverflechtung 50 v. H. des Bruttosozialprodukts; bei uns sind es vergleichsweise bescheidene 25 v. H.) haben weder Gewerkschaften noch staatliche Wirtschaftspolitik den allein entscheidenden Einfluß auf die Preisentwicklung.

Die Erkenntnis, daß Lohnerhöhungen nicht unter allen Umständen, wie es das eherne Lohngesetz und die mechanistische Theorie der Lohnpreisspirale vorher-

sagen, in Preiserhöhungen resultieren müssen, sondern unter bestimmten gesamtwirtschaftlichen Bedingungen Einschränkungen der Profitquote verursachen können, sagt nichts über die absolute Höhe der Profite aus. Trotz der Verbesserung des Lohnanteils am Volkseinkommen klafft nämlich eine Lücke zwischen der Einkommensentwicklung der Arbeitnehmer und Unternehmer: während die Pro-Kopf-Nettoeinkommen der Arbeitnehmer von 1950 bis 1963 um etwa 150 v. H. gestiegen sind, betrug der Anstieg der Unternehmereinkommen etwa 220 v. H. Grund für die Entwicklung: die Zahl der Arbeitnehmer nahm im gleichen Zeitraum von 15,63 Millionen auf 22,5 Millionen zu, die Anzahl der Selbständigen und mithelfenden Familienangehörigen sank von 6,43 auf 5,47 Millionen.

III.

Wenden wir uns nun dem zweiten Satz zu: Nachfrage und Angebot bestimmen die Preise. Wie verhält es sich damit? Wenn gesagt wird, die Löhne dürften nur im Verhältnis des Produktivitätszuwachses steigen, dann steht eben die Vorstellung von einem Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage (und von einer richtigen Einkommensverteilung) hinter diesem Satz. Denn der Produktivitätszuwachs äußert sich in einem vermehrten Güterangebot; damit dieses zusätzliche Güterangebot auch abgesetzt werden kann, müssen entweder die Preise gesenkt oder die Nachfrage, also die Einkommen, erhöht werden. Herrschte vollkommene Konkurrenz auf den Märkten, dann würden die Preise nach Maßgabe des Produktivitätszuwachses herunterkonkurriert. Aber vollständige Konkurrenz ist lediglich eine nützliche Fiktion. In einer von Monopolen und Oligopolen gekennzeichneten Wirtschaft sind Preissenkungen in der Regel nicht zu erwarten. Bevor Preise gesenkt werden, erhöhen Monopole eher die Verkaufs- und Werbekosten oder legen sich ein unproduktives Handelssystem zu, um das zusätzliche Güterangebot an den Mann zu bringen. Lohnerhöhungen im Rahmen des Produktivitätsfortschritts sind also zur Realisierung der Warenwerte und damit auch der Profite notwendig. Das soll jedoch kein Plädoyer für eine produktivitätsorientierte Lohnpolitik sein. Denn *erstens* verteilt sich der Produktivitätsfortschritt äußerst ungleichmäßig über die gesamte Wirtschaft, so daß bei Konstanz des Preisniveaus doch Preissenkungen und -erhöhungen notwendig werden; die Preisstruktur muß sich also ändern. Das kann aber für manche Verbrauchergruppen den gleichen Effekt haben wie eine volle Anhebung des Preisniveaus. Man braucht sich nur vorzustellen, daß Brot teurer wird, zum Ausgleich aber die Preise für Mockturtlesuppe oder Nerze fallen. *Zweitens* ist es auch mit modernen statistischen Methoden nur sehr schwer möglich, die Produktivität exakt zu messen. *Drittens* bedeutet Status-quo-Lohnpolitik im Rahmen des Produktivitätsfortschritts Anerkennung der gegenwärtigen Einkommensverteilung, d. h. der bestehenden Ausbeutungsrate. *Viertens* ist mit einer Orien-

tierung der gewerkschaftlichen Lohnpolitik am Produktivitätsfortschritt noch längst keine Garantie für konstante Preise erreicht. Das Verlangen, Lohnerhöhungen im Rahmen des Produktivitätsfortschritts zu halten, kann daher von den Gewerkschaften keineswegs als das „Sesam-öffne-Dich“ für eine ausgeglichene wirtschaftliche Entwicklung anerkannt werden. Denn die gesamtwirtschaftliche Nachfrage setzt sich nicht nur aus den Löhnen (Konsum der Arbeiter) zusammen. Es kommen noch einige andere Faktoren hinzu, als da sind: Konsum der Unternehmer, Investitionsnachfrage, Staatsnachfrage und Auslandsnachfrage. Wenn auch die Statistik nicht genau Unternehmer- und Arbeiterkonsum unterscheidet, sondern zu „privatem Verbrauch“ zusammenfaßt, so gewinnen wir doch eine ungefähre Vorstellung der Größenverhältnisse der einzelnen Nachfragefaktoren, wenn wir die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung zu Rate ziehen. Danach wurden 1963 215 Mrd. DM privat verbraucht, 58,52 Mrd. DM verbrauchte der Staat, die Investitionen (mit Vorratsveränderungen) betrugen 97,94 Mrd. DM und der Außenbeitrag macht 5,04 Mrd. DM aus. Das gesamte Bruttosozialprodukt summierte sich also zu 376,5 Mrd. DM. Der private Verbrauch macht hier lediglich ca. 57 v. H. der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage aus; mit anderen Worten: zu mindestens 43 v. H. sind andere Faktoren an Preissteigerungen beteiligt, will man die Nachfrageausweitung für Hebung des Preisniveaus verantwortlich machen. Daher müssen wir nun fragen, wer die Subjekte sind, die hinter den Nachfragefaktoren stehen. Sie sind nicht schwer zu identifizieren. Den privaten Konsum, das wissen wir bereits, gestalten im wesentlichen Arbeitnehmer und Unternehmer. Der Staatsverbrauch geht auf das Konto von Bund, Ländern und Gemeinden. Über die Investitionen verfügen aufgrund der Institution des Privateigentums die Unternehmer, und die Auslandsnachfrage ist zum größten Teil Ergebnis der wirtschaftlichen Dispositionen des Auslands. Damit haben wir die Subjekte identifiziert, die die Nachfrage bestimmen; aber es gibt noch wirtschaftspolitische Instanzen, die durch Steuerung von Geld, Kredit, Kapitalmarkt und durch administrative Eingriffe in das Wirtschaftsleben ebenfalls Einfluß auf das Preisniveau zu nehmen in der Lage sind. Das wären die Bundesbank, die Geld- und Kreditmenge zu beeinflussen vermag und dadurch vor allem die in Geld ausgedrückte Investitionsnachfrage regeln kann; dann die Kreditinstitute, die in gewissem Rahmen ebenfalls auf die Geldmenge Einfluß nehmen können, ansonsten aber von der Bundesbank gegängelt werden, wenn sie nicht die Bundesbank gängeln; der Staat mit seiner Wirtschafts- und Finanzpolitik; die großen Monopole, die — wie jüngst in den USA (Stahlpreiserhöhungen) — Startzeichen für allgemeine Preisbewegungen zu geben in der Lage sind. Es ist somit eine unstatthafte Vereinfachung, wenn man die Lohnpolitik allein für Preisbewegungen verantwortlich machen will. Die Ursachen für konkrete Preisniveauänderungen aufzuspüren, erfordert jeweils eingehende ökonomische Analysen, die alle hier aufgeführten Nachfragefaktoren und die dahinter ste-

henden Subjekte einerseits und die Faktoren des Angebots andererseits in Rechnung stellen. Solche Analysen liegen vor, seitdem der „Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung“ seine Jahresgutachten für 1964/65 und 1965/66 vorgelegt hat. Im ersten Gutachten wurde als einer der wichtigsten Faktoren der wirtschaftlichen Entwicklung die starke außenwirtschaftliche Verflechtung isoliert. So lautet gleich der erste Satz des Jahresgutachtens: „Die gesamtwirtschaftliche Entwicklung unserer Wirtschaft wird heute mehr denn je bestimmt durch den hohen Grad ihrer außenwirtschaftlichen Verflechtung, insbesondere mit den Partnerländern im europäisch-atlantischen Raum.“ Im zweiten Jahresgutachten wird die Rolle des Staates für Binnenkonjunktur und Preisauftrieb betont. Der Maßhalte-Staat hat sich nicht an die von ihm selbst propagierte Steigerungsrate für „Ansprüche ans Sozialprodukt“ gehalten.

IV.

Es sind also viele Faktoren, die die Nachfrage bestimmen. Die oberflächliche Aussage „die Löhne treiben die Preise“ kann also ad acta gelegt werden. Jedoch nicht ohne auf manche Implikationen hinzuweisen. Denn wenn es auch eine vulgäre Vereinfachung ist, Preissteigerungen allein auf Lohnerhöhungen zurückzuführen, so gilt doch umgekehrt, daß jede Preisplanung zwangsläufig durch Einkommens-, also Lohnplanung, komplettiert werden muß. Ohne Löhne in den Griff zu bekommen, wird man die Preise nicht halten können. Und wenn diese Planung unter kapitalistischem Vorzeichen steht, dann bedeutet eine solche Planung regelmäßig Aufrechterhaltung einer dem Kapital genehmen Ausbeutungsrate. Das war der Fall in Nazi-Deutschland, das wurde im Zusammenhang mit der französischen Planifikation versucht und steht auf dem Programm des neuen Kabinetts de Gaulles, das ist in Labour-England zur Zeit heißer Diskussionsgegenstand unter dem Titel „Einkommenspolitik“ — und diese Planung der Löhne nach kapitalistischen Bedürfnissen wird auch in der BRD immer wieder gefordert. Das jüngste Spitzengespräch zwischen Erhard, vier seiner Minister, dem Bundesbankpräsidenten, Arbeitgeber- und Gewerkschaftsvertretern ist als ein Ansatz zu verstehen, die Beteiligten zu „gleichzeitigem und gleichmäßigem konjunkturgerechten Verhalten aller“ (Erhard) zu bringen. Aus dem „bringen“ kann leicht ein „zwingen“ werden. Der Industriekurier, der ja Betriebe mit Zuchthäusern und Kasernen gleichsetzt (IK v. 7. 10. 65), machte Andeutungen: „Erhard wird nur dann auf diesem neuen Wege weiterkommen, wenn er bei den zukünftigen Round-table-Gesprächen seinen entschlossenen Willen bekundet, notfalls die Gespräche durch handfestere (!) Maßnahmen zu ersetzen.“ Die formierte Gesellschaft, deren Formierung ja erklärtermaßen an den Interessen des Großkapitals erfolgen soll (vgl. den aufschlußreichen Artikel von R. Opitz in den „Blättern für deutsche und inter-

nationale Politik“, Nr. 9, 1965), würde ohne Formierung von Gewerkschaften und Lohnpolitik (sogar unter dem Anschein von „Gerechtigkeit“, da ja nicht nur Löhne sondern auch Preise kontrolliert würden; bei der Konsumorientierung breiter Massen wäre sogar eine Begrüßung von Preisstillstand auch auf Kosten der Tarifautonomie zu erwarten!) nicht funktionieren können. Die Lohnpreisspirale hätte ein vorläufiges Ende erreicht, so wie die Preisentwicklung unter den Nazis ein Ende nahm — mit dem Ergebnis einer zurückgestauten Inflation von einigen 60 Mrd. RM und der Beschneidung jeglicher Rechte derjenigen, die den Preis des „Produktionsfaktors Arbeit“ verkörpert. Der liberal-kapitalistische Staat wäre im formiert-kapitalistischen Staat aufgegangen. Wenn die Forderung nach einem Ende der Lohnpreisspirale gestellt wird, ohne daß das kapitalistische System zugleich in Frage gestellt wird, sollte sich jedermann darüber klar sein, was das bedeutet: nichts anderes als staatlichen Dirigismus im Interesse des Kapitals.

An dieser Stelle muß der Nachfrage, mit der wir uns bisher beschäftigt haben, das Angebot gegenübergestellt werden. Es wurde nämlich bisher immer vorausgesetzt, daß auch tatsächlich die produzierten Güter als Angebot auftauchen. Das braucht durchaus nicht immer so zu sein. Beispielsweise stellen Rüstungsgüter kein Angebot dar, dem die bei der Produktion dieses Angebots verdienten Einkommen als Nachfrage gegenüber treten könnten. Einen Panzer sich in den Garten zu stellen würde man selbst in den USA für verrückt erklären. Rüstungsproduktion bringt also Nachfrage nach und Angebot von zivilen Gütern in ein Mißverhältnis mit dem Ergebnis, daß die Preise der zivilen Güter steigen. (Das hat die Folge, daß aus den gestiegenen Preisen und der Einschränkung potentiellen Wohlstands die Rüstungswirtschaft finanziert werden kann.) Diese Auswirkungen — und nicht nur diese — sind um so größer, je umfangreicher der Rüstungssektor und je geringer die Produktivität der Wirtschaft sind. In der BRD sind im neuen Bundeshaushalt die Ausgaben für „unproduktive Beschäftigung — einer Beschäftigung, die beschönigend Verteidigung genannt wird“ (Joan Robinson) mit immerhin über 21 Mrd. DM angesetzt; das sind ca. 5 v. H. des Bruttosozialprodukts. Es ist klar, daß bei einer solchen Größenordnung bereits Auswirkungen auf das Preisniveau angenommen werden können.

Je stärker die Rüstung und je gravierender die Auswirkungen auf das Preisniveau, desto eher wird auch der Ruf nach Stopp der rüstungsbedingten Preislawine auftauchen. Man kann aber fast als sicher annehmen, daß die Preise nicht durch Abrüstung und Produktion für zivilen Bedarf gestoppt werden; eher durch Preisplanung und daher auch Lohnplanung. Formierte Gesellschaft und ein ausgedehnter militärischer Apparat, die sowieso eine beinahe natürliche Affinität entfalten, entwickeln auch aus diesen simplen ökonomischen Gründen eine Tendenz zum Zusammenwachsen. Und der militärische Sektor hat die Eigenschaft, zugleich der formierten Gesellschaft das Repressionswerkzeug zur Verfügung stellen zu können, mit dem Lohnplanung „effizient“ gestaltet wer-

den kann. Einen Vorgesmack auf diese „Effizienz“ vermitteln die Bundesgrenzschutz- und Polizeiübungen zur Auflösung von „Streikdemonstrationen“, wie sie in den letzten Monaten mehrere Male geprobt wurden. (Wie hilflos Gewerkschafter darauf teilweise reagieren, zeigt das Beispiel der Freiburger Gewerkschafter, die sich in Jiu-Jitsu ausbilden lassen . . .)

V.

Noch ein Wort zur Vermögensbildung. Denn nicht selten wird die vermögenswirksame Anlage der über den Produktionsfortschritt gehenden Lohnerhöhungen als Ausweg aus der Mechanik der Lohnpreisspirale präsentiert. Die Argumentation verläuft dabei folgendermaßen: Löhne und Gewinne bilden zusammen die gesamtwirtschaftliche Nachfrage, Konsum- und Investitionsgüter das gesamtwirtschaftliche Angebot. Steigen die Löhne so hoch, daß sie mehr als das Konsumgüterangebot bei gegebenen Preisen decken, dann bleiben zwei Möglichkeiten: entweder steigen die Konsumgüterpreise oder die zusätzlichen Löhne werden „investiv“ angelegt (Investivlöhne).

Es kann hier nicht die ganze Argumentation gegen Vermögensbildung wiederholt werden; doch so viel steht fest, daß vermögenswirksame Anlagen sicher nicht die Preislohnspirale stoppen können. Auch bei preisneutralem Verhalten aller übrigen Wirtschaftssubjekte dürften die Vermögensbeträge über kurz oder lang in den Konsum fließen. Die kapitalistische „Konsumgesellschaft“ verfügt über genügend Methoden, die Arbeitervermögen als Konsumnachfrage zu mobilisieren. Packards „Geheime Verführer“ geben darüber Auskunft. So ist Paul M. Sweezy zuzustimmen, wenn er schreibt: „Kapitalisten akkumulieren um der Akkumulation und ihrer Vorteile willen, während die Arbeiter zu einer Zeit sparen, um in der Lage zu sein, das Gesparte zu einer anderen Zeit auszugeben.“ Und erscheint das Gesparte auf dem Konsumgütermarkt, dann dürften Preiserhöhungen die Folge sein.

Aber die Illusion, daß Vermögensbildung der Lohnpreisspirale und der „ungerechten“ Vermögensverteilung ein Ende bereiten könnte, wird allenfalls von hoffnungslosen Idealisten oder denjenigen, die die Zusammenhänge nicht durchschauen, gehegt. Es ist kein Zufall, daß Erhard in seiner Regierungserklärung vom 10. November 1965 die formierte Gesellschaft (die nach seinen Worten „keine philanthropische Vision“ sein wird) ankündigte, eine Ausdehnung der Mitbestimmung über den Montanbereich hinaus kategorisch ablehnte, sich zugleich aber für eine Vermögensbildung „in breiten Schichten unseres Volkes (aussprach), weil sie mehr als alles andere dazu geeignet ist, die Freiheit, Selbständigkeit und Verantwortlichkeit des einzelnen in der modernen Gesellschaft zu stützen.“ Mit einem geringfügigen Vermögen (312 DM im Jahr) können bestehende Machtpositionen weder geschwächt noch neue aufgebaut werden; aber die kleinen Leute werden mit kleinem Vermögen und kleinem Glück um so fester

an die marktwirtschaftlich-kapitalistische Ordnung gekettet und zur Hinnahme von Maßnahmen zur Sicherung dieser Ordnung (formierte Gesellschaft, Notstandsgesetze usw.) disponiert. So kann Leo Kofler feststellen: „Das beschränkte Eigentum des Arbeiters ist das Opium, das süchtig macht, ohne je zu befriedigen, denn es hinkt stets weit hinter dem Niveau der durch die gesellschaftliche Entwicklung hervorgebrachten Bedürfnisse nach. Es zwingt zur Unterwerfung, nicht selten unter dem Schein des Widerstands...“

So deckt sich die Politik der Bundesregierung (und mancher Einzelgewerkschaften) gegen die Lohnpreisspirale mit der Vermögenspolitik; beide laufen auf eine totale Integration der Arbeiterschaft in das herrschende System hinaus. Die Bildung eines Lohn- und Preisrats, „akkordierte Gespräche beim formierten Kanzler“ (so der „Spiegel“), läppische Vermögensbeteiligungen sind indirekte Methoden, die aber tendenziell durch direktere (Zwangs)methoden ergänzt werden können. Übungen von Streikauflösungen, Drohungen der Industriellen und mancher Abgeordneter gegen die Gewerkschaften und die Arbeiter überhaupt geben dafür beredtes Zeugnis. Was bleibt dann für die Gewerkschaften zu tun?

Aus der bisherigen Analyse geht bereits das Wesentliche hervor: Die Gewerkschaften müssen den Prozeß der Lohnpreisspirale und die sich daraus ergebenden Implikationen als einen Effekt der kapitalistischen Ordnung begreifen, d. h. sie müssen entweder die Lohnpreisspirale in Kauf nehmen und nicht große Klagegesänge darüber anstimmen oder sie müssen das kapitalistische System selbst in Frage stellen. Eine dritte Möglichkeit, die allerdings für keine Gewerkschaft akzeptabel ist, besteht in kapitalistischer Lohn- und Preisplanung wie angedeutet. Wird keine der beiden möglichen Positionen in aller Klarheit bezogen, dann bleibt jede Gewerkschaftspolitik nur hilflose Reaktion auf Maßnahmen und Politik von Unternehmern und Regierung, die auf dem Boden der herrschenden Gesellschaftsordnung ja doch die Stärkeren sind. Im DGB-Grundsatzprogramm sind Ansätze für eine über das kapitalistische System hinausgehende Politik enthalten, und die Mitbestimmungskampagnen von I. G. Chemie und I. G. Metall weisen in die gleiche Richtung. Aber diese Ansätze müssen konsequent weiterverfolgt werden. Um es zusammenzufassen: Gewerkschaftspolitik muß innerhalb des Kapitalismus herausholen, was herauszuholen ist. Aber es darf nie vergessen werden, daß die Grenzen systemimmanenter Politik — an Hand der Lohnpreisspirale wurde es deutlich — sehr eng sind. Das kapitalistische System selbst muß daher in Frage gestellt werden, will man den gesellschaftlichen Fortschritt der Arbeiterbevölkerung voll zugänglich machen. Karl Marx sagte dazu auf der eingangs erwähnten Zentralratssitzung der Internationalen Arbeiterassoziation: „Gewerkschaften tun gute Dienste als Sammelpunkte des Widerstands gegen die Gewalttaten des Kapitals. Sie verfehlen ihren Zweck zum Teil, sobald sie von ihrer Macht einen unsachgemäßen Gebrauch machen. Sie verfehlen ihren Zweck gänzlich, sobald sie sich darauf beschränken,

einen Kleinkrieg gegen die Wirkungen des bestehenden Systems zu führen, statt gleichzeitig zu versuchen, es zu ändern, statt ihre organisierten Kräfte zu gebrauchen als einen Hebel zur schließlichen Befreiung der Arbeiterklasse, d. h. zur endgültigen Abschaffung des Lohnsystems.“

Protokoll:

H. Günter Walraff auf der Werft

I.

„Wir brauchen Dich!“ locken die Plakate von Blohm & Voss und zwei stahlharte Männer mit Schutzhelmen blicken dich durchdringend an.

An Litfaßsäulen, auf Reklamewänden und in den U- und S-Bahnen wirbt das Plakat für Arbeitskräfte.

„Wo man dich braucht“, sagte ich mir, „nimmt man dich freundlich auf“, und ich bewarb mich bei Blohm & Voss.

„Du hast in der Zeit im Knast gesessen!“ fuhr mich der Angestellte im Arbeiterbüro an und wies auf meine Lohnsteuerkarte, auf der die letzte Arbeitseintragung zwei Monate zurücklag. — „Muß man als Arbeiter gleich gesessen haben, wenn man mal nicht arbeitet?“ wehrte ich mich.

„Was willst du denn in der Zeit gemacht haben, na?“ hakte er nach.

„Das ist meine Sache und nicht Ihre“, sagte ich ärgerlich.

„Soll uns im übrigen auch egal sein, ob du im Knast warst“, ließ er nicht locker, „hier kannst du groß nichts anstellen, da sorgen wir schon für! — Im Moment hätten wir eigentlich genug Leute, höchstens...“ er tat, als überlegte er, „auf den Helgen als Schiffsbauhelfer, vielleicht ist da noch 'was frei. Kannst es dir überlegen, sonst ist bei uns nichts zu machen, in den Hallen ist alles besetzt.“ — Ich war sicher, daß er log. Die Arbeiter auf dem Helgen machen nur einen Bruchteil der gesamten Werftarbeiter aus, aber ihre Arbeit ist die härteste und unbeliebteste. Die Fluktuation bei ihnen ist folglich am höchsten. Ich nahm an, fragte in einem nach einer Unterkunft. — Auf den Werbeplakaten wurden werkseigene Heime angepriesen.

„Nur für ausgesprochene Fachkräfte“, belehrte er mich. „Aber wo wohnen Sie denn im Augenblick? Dann kann ich Sie auf keinen Fall einstellen, wenn Sie keinen festen Wohnsitz haben.“ — Ich nannte schnell als Deckadresse die Wohnung eines Hamburger Freundes.

(Später habe ich Hafenarbeiter, Schauerleute, kennengelernt, die im Tageslohn stehen. — Keiner stellt sie fest ein, da sie keinen festen Wohnsitz nachweisen können. Sie übernachten im Hamburger Obdachlosenasyll „Pik As“. Um ein möbliertes Zimmer zu bekommen, müßten sie einen festen Arbeitsplatz nachweisen. — Ein Teufelskreis.)

Ein Sicherheitsingenieur hält den Neueingestellten einen kleinen Vortrag: „Schutzhelm tragen... und Spezialschuhe mit Stahlkuppen, das Werk gibt 5,— DM dazu. Seitdem ist der Arbeitsausfall durch Zehenverletzungen erheblich zurückgegangen.“ Und: „Immer auf der Hut sein. Zuerst die Sicherheit. Der ständig wechselnde Arbeitsplatz auf den Schiffen bringt jeweils neue, unbekannte Gefahrenquellen mit sich.“ Er erwähnt mehrmals einen Film von Blohm & Voss, der die Hauptgefahren auf einer Werft deutlich machen soll. Leider nur bekommen wir den Film nicht zu sehen.

Die ersten drei Tage sind noch Schonzeit für mich. — In einer Maschinenhalle lerne ich E-Schweißen. Ich kann mir Zeit dabei lassen. Nach Feierabend bin ich trotzdem wie erschlagen. Mein Kopf dröhnt von dem Lärm, der den Tag über auf mich einhämmerte. — Das pausenlose Knattern der Preßluftmeißel. — Ich versuche es abends mit klassischer Musik, wieder Ruhe in meinen Kopf zu bringen. — Aber das ist, als wollte man einen starken Schnupfen mit Anisbonbons vertreiben. — Schlagermusik, die ich sonst nicht gerade schätze, empfinde ich plötzlich als angenehm und ablenkend.

Am vierten Tag schickt man mich 'raus auf die Helgen. — Ich frage mich durch zu dem Meister, der mir genannt wurde, dieser schickt mich zu einem anderen Meister, das wird nun der für mich zuständige Meister sein, denke ich mir. Dieser nennt auch seinen Namen, wie das so üblich ist, wenn man sich vorstellt. Das geht dann immer sehr schnell, der Name wird undeutlich ausgesprochen, daß ich ihn mir beim ersten Mal meist nicht merke. — Ich weiß nicht, ob das fehlende Aufmerksamkeit bei mir ist oder ob es andern auch so geht. Jedenfalls wußte ich bis zuletzt nicht den Namen meines Meisters. — Einem Schiffsbauer werde ich als Helfer zugeteilt. — Von ihm weiß ich nur den Vornamen. — Er fragte am Anfang auch nicht „wo kommst du her?“ und „was hast du vorher gemacht?“ Meinen Namen muß er wohl vom Meister erfahren haben.

Ein Gespräch ist zuerst nie zwischen uns entstanden, es beschränkte sich auf seine Anweisungen, auf die knappste Formel gebracht und meist hastig hervorgestoßen. „Knacken“, und „Keil“, wobei er Knacken noch auf „Knkn“ reduziert, er hat es 'raus, die Vokale auf seltsame Weise zu verschlucken, wodurch das Wort kürzer und dringlicher wird. Das waren in der ersten Zeit beinahe ausschließlich die einzigen Worte, die ich von ihm zu hören bekam. Dann mußte ich eines von beiden ihm anreichen oder selbst anschweißen. Wir stehen im Akkord.

Es hat drei Wochen gedauert, bis wir das erste Mal näher ins Gespräch kamen. Das war, als uns der Kran im Stich ließ.

Für Lasten, die irgendwie noch zu zweit oder zu dritt fortzubewegen sind, ist der Kran nicht zuständig. — Vielleicht ist hier Körperkraft immer noch billiger als die Elektrizität, die den auf Schienen laufenden gigantischen Kran antreibt.

Wir hatten Steuerbord einen Schlingerkiel anzubringen. Die acht Meter langen Eisenleisten lagen im Gelände gestapelt. Wir konnten mit Stemmeisen noch so

darin herumbugsieren, wir bekamen sie nicht vom Boden hoch, geschweige denn bis auf die Schulter. — So forderten wir beim Meister den Kran an. Der Kran ließ auf sich warten, einen ganzen Tag lang. Wir konnten nicht weiterarbeiten. Der Meister lief wütend herum und wußte nicht, womit er uns beschäftigen sollte. Die Arbeitsaufteilung ist bis ins letzte durchrationalisiert. Ich wollte mich in einem Schuppen unterstellen, draußen war Schneegestöber. — Aber mein Kumpel hatte Bedenken. Er wollte den Ärger des Meisters nicht auf uns lenken. — Wir konnten zwar nichts dafür, daß wir untätig herumstehen mußten, außerdem froren wir. — So schlichen wir den ganzen Tag ums Schiff herum, immer wenn ein Meister in Sicht war, Arbeit vortäuschend.

An diesem Tag lernten wir uns etwas kennen. Ich erfuhr, daß er gelernter Bäcker war und seit fünf Jahren auf der Werft arbeitete. Täglich kam er von Lüneburg aus zur Arbeit. — Er wurde gesprächig an diesem Tag und ich sah ihn auf einmal mit anderen Augen. Es war auch das erste Mal, daß ich ihn lachen sah. Ich hatte gedacht, er hätte es verlernt.

Die nächsten Tage arbeiteten wir noch schneller als sonst. Auf Gerüsten in zehn Meter Höhe. — Von einer Gerüstetage zur anderen benutzten wir nicht den zeitraubenden Umweg über die Stahltreppe, sondern wir hangelten uns von Etag zu Etag.

Der Meister kontrollierte uns diesmal besonders oft. Es war wohl seine Aufgabe, es fertigzubringen, daß wir die verlorengegangene Zeit wieder aufholten. — Er stand da — weißes Hemd und Schlips blinkten aus der Lederjacke hervor, die Hände in den Hosentaschen vergraben —, und sah zu, wie wir uns abrackerten. — Der Schweiß lief mir über das Gesicht, der Schneematsch an den schweren Arbeitsschuhen gefror zu Klumpen.

Ich lag auf dem Rücken auf den Holzbrettern, um die Eisenleiste von unten an die Schiffshaut zu schweißen. Funken sprühten immer wieder ins Gesicht und stachen wie Nadeln, man kann deswegen nicht extra mit Schweißen einhalten. — Krampfhaft bog ich den Kopf so weit seitlich wie möglich, um dem Funkenflug zu entgehen. Durch die unbequeme Haltung ist man schnell erschöpft. — Fängt der ausgestreckte Arm an zu zittern, wird die Schweißnaht unsauber und kann später wieder aufplatzen. — Ich versuchte ein paarmal, eine kurze Pause einzulegen. Der Meister trieb mich dann an: „Immer im Fluß bleiben! Ist wie beim Motor, wenn der kalt wird, braucht er eine lange Anlaufzeit, bis er wieder warm ist.“

Mein Kumpel legte ein solches Arbeitstempo vor, daß er immer wieder vergaß, beim Brennen die dunkle Schutzbrille aufzusetzen. — Blickt man oft in die Flamme, sind die Augen verblitzt. Die Folgen stellen sich erst nachts ein, wenn die Augen gequollen sind und man unruhig wie im Fieber schläft. Oder wach liegt und sich „den Sand aus den Augen reiben“ will und so lange reibt, bis die Augen zu tränen anfangen.

Das Tempo brachte es mit sich, daß wir gegen die Sicherheitsvorschriften verstießen, während der Meister dabeistand. — Wir nahmen uns nicht die Zeit, die Knacken langsam genug abzuschlagen. Dabei fielen Knacken und Keile vom Gerüst. Zehn Meter tiefer gingen Arbeiter, die Glück hatten, daß sie nicht dort standen, wo die scharfkantigen Eisen aufschlugen. — Beim Abbrennen eines Bügels nahm mein Kumpel keine sonderliche Rücksicht auf den Arbeiter, der sich unter uns auf dem Gerüst zu schaffen machte. — Glühendes Eisen tropfte ihm in den Nacken. — Er schrie auf wie ein Tier und kam heraufgeklettert, uns beide zu verprügeln. Er wußte nicht, wer schuld war und nahm noch an, wir hätten es mit Absicht gemacht. — Es war ein „Gastarbeiter“, der von seinen „Gastgebern“ nicht gerade wie ein Gast behandelt worden war und darum gleich das Schlechteste von uns dachte. — In der zehnminütigen Frühstückspause wechselte ich später einmal ein paar Worte mit ihm. — Wir stehen dabei im Freien und trinken die von der Werft gespendete undefinierbare Muckefuckbrühe — ohne Milch und Zucker — aber heiß; manche füllen ihre Flaschen damit, um sich die klammen Finger zu wärmen und schütten die Brühe anschließend wieder weg.

In gebrochenem Deutsch machte er mir verständlich, wie er zu „Blohm & Voss“ gekommen ist. Er war Elektriker in Griechenland und wollte auch in Deutschland seinen erlernten Beruf ausüben. — In Griechenland unterschrieb er einen Kontrakt aus dem hervorging, daß er in Deutschland ebenfalls in der Elektroindustrie tätig sein würde.

Als er in die Fremdarbeiterbaracken neben dem Werftgelände einquartiert wurde und die Schiffskolosse sah, ahnte er erst, daß hier keine Glühbirnen produziert würden. — Er machte sich aber noch Hoffnungen. — Auch auf Schiffen müssen elektrische Leitungen gelegt werden. — Aber Elektriker hatte man genug. Schiffsbauhelfer sind immer Mangelware. So wurde er das, was er jetzt ist: Hilfsschwerarbeiter. — Er erzählt von Landsleuten, denen es ähnlich ergangen ist, die auch nicht wußten, wie ihnen geschah.

II.

Kurz nach 6.00 Uhr früh im Hamburger Vergnügungsviertel St. Pauli: die letzten übernachtigten Nutten verlassen ihre Stammpätze auf der Straße. Taxis befördern die letzten Kunden nach Hause. Nebel kriecht vom Wasser hoch und hängt dick in den Straßen. Der Tag läßt noch lange auf sich warten. Zuerst tropft da und dort ein Mensch auf die Straße, zehn Minuten später schon fließen ganze Menschengaren die Straßen hinunter. Ein grauer Strom, der an den Landungsbrücken von einer riesigen Senke geschluckt wird.

Im 50 m tiefen Schacht des Elbtunnels schaffen „Förderkörbe“ die Fracht nach unten. — Zusammengepfert, Kopf an Kopf, wer drinsteckt, empfindet die

körperliche Nähe als Wärme. — Neben den Förderkörben laufen zur Entlastung ‚Förderbänder‘ — Fahrtreppen mit dreifacher Geschwindigkeit.

Wie eine Wand schiebt sich der Inhalt der Förderkörbe durch den ca. 800 m langen Tunnel.

Etwa 4000 Werftarbeiter von Blohm & Voss werden hier täglich durchgeschleust. (Die anderen Werften im Freihafen schaukeln ihre Arbeiter in kleinen Barkassen über die Elbe. Oft quillen die Boote förmlich über von Menschen.)

Falltüren gehen viel zu langsam hoch, die ersten ziehen die Köpfe ein, die hinteren drängeln schon, die Stempeluhren drücken auch bei der minimalsten Verspätung kein Auge zu, sie stempeln die Zeit automatisch.

Gedränge in den Umkleidesälen. Spinde, nicht mal schulterbreit. — Warten, bis der Spindnachbar so weit ist. Gereiztheit, kleinliche Reibereien, „die letzten beißen die Hunde!“

Vor den Helgen ein einziger Frühstücksstand, nur vor der Arbeit ist hier was zu haben. — In einer langen Reihe stauen wir uns davor.

Ein italienischer Arbeiter besorgt Tagesproviant „16 Brötchen, mit nix drauf“, das ist einem älteren deutschen Arbeiter zu viel: „Das kann der Kerl allein nie fressen! Der holt wieder für seine ganze Brigade mit. — Wenn es nach mir ginge, hätten wir die Brüder längst rausgeprügelt. Wenn jeder deutsche Arbeiter täglich nur eine Stunde länger arbeitet, wären die längst überflüssig. — Das stand auch gestern in der Bildzeitung. — Diese Vaterlandsverräter, wir haben den letzten Krieg nur verloren, weil uns diese Schweine in den Rücken gefallen sind!“

Bei einem zweiten deutschen Arbeiter erwachen ebenfalls lange Jahre unterdrückte nationale Gefühle und er pflichtet eifrig bei. — Den meisten Arbeitern merkt man an, daß die Schimpftiraden nicht in ihrem Sinne sind, aber sie sagen auch nichts dagegen. — Sie warten ja auch und der Italiener hält wirklich den ganzen Laden auf.

Ein einziger Arbeiter verteidigt den Italiener, er sagt: „Halt endlich die Schnauze! Wenn wir die Ausländer nicht hätten, könnten wir noch mehr schuf-ten. Oder willst du statt drei Überstunden jeden Tag vier dranhängen? — Außerdem machen viele ausländische Arbeiter in punkto Fleiß uns Deutschen noch was vor.“ — Der die Hetzrede hielt, entgegnet ungerührt nur ein einziges Wort: „Kommunist!“

Schlangestehen vor den Stempeluhren, oft fünf Minuten warten, bis man an der Reihe ist. Wir können pünktlich am Arbeitsplatz sein und trotzdem zu spät kommen.

Sogar der sonst nicht eben zimperliche Obermeister findet, daß eine zusätzliche Stempeluhr angebracht wäre. Er hat Anträge an die Werksleitung gestellt, wiederholt, immer ohne Erfolg.

Ein wogender Andrang mittags vor der Kantine. Auf das Sirensignal hin wird die Tür von innen aufgestoßen. (Man wundert sich, wie der Türöffner es fertigbringt, immer schnell genug fortzuspringen.) — Wir gehen nicht mehr selbst, wir werden hineingerissen. Sich dagegenstemmen ist zwecklos, man wird um die eigene Achse gedreht und landet rückwärts vor der Treppe. Hinfallen ist nicht möglich.

Hier gab's bisher zwei Unfälle. Einem Arbeiter wurde der Arm ausgerenkt, einem zweiten gebrochen. Weitere Unfälle sind abzuwarten.

Die Werftsleitung könnte leicht Abhilfe schaffen, indem sie das Essen schichtweise austeilte. In der Regel stehen wir zehn Minuten in der Schlange, bis wir unseren Klatsch auf den Teller bekommen.

„Der letzte Fraß wieder“, ist ein oft zu hörendes Prädikat für das Kantinenessen. Oder: „1,— DM dafür ist zu teuer. Die Werft verdient damit noch an uns. — Die Schnellküchen von St. Pauli geben für das Geld ein besseres Essen.“ — Das Kantinenessen ist wirklich nicht ideal. Berge von Kartoffeln, ein wenig Gemüse oder Salat, wenn Fleisch, dann meist so fett, daß kein Metzger sich trauen würde, es einem Kunden anzubieten, höchstens „als Abfall für den Hund“, aber die Haustiere werden ja heute bereits Diät ernährt.

Die Meister haben einen Speiseraum für sich.

Auch den Angestellten mutet man es nicht zu, mit den Arbeitern zusammen zu essen. Sie sind nach unserer Abfütterung an der Reihe. Sie speisen an gedeckten Tischen und das Essen wird ihnen serviert.

Nicht umsonst wird die auf eine fast 100jährige Tradition zurückblickende Werft „die kaiserliche Werft“ genannt. — In früheren Zeiten, im wilhelminischen Obrigkeitsstaat, klang das respektvoll, ja beinahe ehrerbietig, heute sagt es der Arbeiter ironisch und verächtlich. Er will nicht mehr Untertan in einer kaiserlichen Hierarchie sein.

Der Meister bei Blohm & Voss ist sein eigener kleiner König. („Woran erkennt man den Meister?“: „Er kommandiert und hat die Hände in den Hosentaschen!“) Er steht aber noch nicht auf der untersten Stufe der herrschenden Klasse bei B. & V.

Der Kalfaktor auf der ‚kaiserlichen Werft‘ ist ebenfalls noch ein kleiner Fürst, denn er ist im Besitz des meisterlichen Stempels. — Er darf damit die Stempelkarten abstempeln, Urlaubsscheine, Materialscheine und was sonst so anfällt. — Er ist was Besseres als die anderen Arbeiter und blickt von oben auf sie herab, wenn er auch schlechter bezahlt wird als sie.

Der für mich zuständige Kalfaktor auf den Helgen hat es besonders auf die ausländischen Arbeiter abgesehen.

Er schnauzt sie an, wenn sie sich nicht verständlich machen können und sieht absichtlich weg, wenn sie ihm durch Abzählen an den Fingern eine bestimmte

Stückzahl klarmachen wollen. — Am liebsten würde er sie noch vor sich strammstehen lassen.

An früheste kaiserliche Landsknecht- und spätere Kommißzeit erinnert das „Organisieren“ auf der Werft.

Wenn es dem Kalfaktor nicht in den Kram paßt, Werkzeug auszuteilen oder Reparaturscheine auszuschreiben, empfiehlt er einem: „Besorg's Dir!“ was soviel heißt wie „klau es!“ Einer stößelt dem andern das Schweißkabel aus, „organisiert“ sich vom Kollegen die Druckpumpe, den Hammer oder was er sonst gerade braucht. — Morgens schicken die Schiffsbauer dann ihre Helfer aus, um das verlorengegangene Werkzeug vom Vortag in irgendeiner Kammer des verschachtelten Schiffsbauchs wieder aufzutreiben oder andernfalls neues zu „organisieren“. — Der Schiffsbauer, mit dem ich zusammenarbeite, versteckt jeden Abend unser Werkzeug in einer Nische oder unter einer Plane, wobei er genau aufpaßt, daß ihn keiner dabei beobachtet.

Es gibt auf der „kaiserlichen Werft“ Angestelltentoiletten und Arbeiterklos.

Als Angestellter genießt man den „Luxus“ verschließbarer Türen und Brillen auf den Toiletten. — Die „Toiletten“ für Arbeiter kann man schon nicht mehr als sanitäre Anlage bezeichnen, das Wort „Abtritt“ ist hier noch zu vornehm gewählt. — Keine Türen und keine Brillen.

Warum die Türen fehlen, macht mir ein älterer Arbeiter klar: „Wir könnten uns ja mal ein paar Minuten ausruhen auf dem Scheißhaus, eine Zigarette rauchen, eben mal wegtreten. So hat man uns selbst dort unter Kontrolle. — Das ganze ist zwar Humbug. Wir machen ja Akkord und müssen uns die Zeit selbst einteilen. Aber wir sind eben nur Arbeiter!“

Er erzählt noch, wie es vor 1933 auf der „kaiserlichen Werft“ war: „Da waren noch Türen vor. Wenn es dem Meister aber zu lang vorkam — nach drei Minuten in der Regel — kam er mit dem Wasserschlauch und scheuchte uns raus!“ —

III.

Dezember. „Leise rieselt der Schnee.“ — Die ganze Werft in Watte gepackt. Ein mächtiger Weihnachtsbaum wirft kalten matten Glanz.

Er erinnert daran, daß Weihnachten nicht mehr weit ist. „Das Fest der Liebe“.

Vor der Arbeit im Umkleidesaal diskutieren einzelne Arbeiter, wann denn nun Heiligabend sei. „Mittwoch oder Donnerstag?“ Sie werden sich nicht einig. Es ist der Montag vor Heiligabend. Auch mir ist nicht gerade weihnachtlich. Hamburg ist grau und die Arbeit schwer. Der Schnee macht uns auf dem Oberdeck viel zu schaffen. Jeden Morgen verlieren wir Stunden, bis wir die Schnee- und Eiskruste mit dem Schweißbrenner aufgetaut haben. Anschließend erst können wir mit der eigentlichen Arbeit anfangen.

Die Arbeiter feilschen mit ihren Vorarbeitern und Meistern um die Zeit, die ihnen dadurch verlorengeht und die sie extra verrechnet bekommen wollen. Der alte Kuddel flucht: „Eine ganze Stunde einfach nicht angerechnet!“ und der neue Schweißer, der die Naht, die ich angeheftet habe, nachziehen muß, sagt resigniert: „Diese ewige Hökerei um den Akkord bin ich satt! Bin ich hier denn Bettler oder Arbeiter?“

Der Akkord auf der Werft ist äußerst fragwürdig. Es gibt keine genormten Arbeitsplätze auf einer Werft. Jedes Schiff wird nach den speziellen Wünschen seines Auftraggebers angefertigt. Für jeden Arbeitsgang muß der Akkord gesondert kalkuliert werden.

Einzelne, schlauere Arbeiter verstehen es, Zeiten herauszuschlagen, die ihnen nicht zustehen. Es kommt darauf an, wie man sich mit seinem Vorarbeiter steht. Die Gutmütigen sind bei diesem System immer die Dummen.

Ich kenne einen 61jährigen Arbeiter — ein ehemaliger Seemann —, der trotz seines Alters noch im Akkord steht, auf eigenen Wunsch übrigens, er ist erst spät sesshaft geworden und hat eine Familie gegründet, hat jetzt drei Kinder im schulpflichtigen Alter und ist auf die Zulage angewiesen, um über die Runden zu kommen. Er ist Schweißer in einer Kolonne und steht im Gruppenakkord.

Nach der Schicht im Umkleidesaal haut er sich erst mal zehn Minuten hin und läßt Feierabend Feierabend sein, sogar den Schutzhelm behält er auf.

„Geht nicht so schnell, die Umstellung, braucht seine Zeit“, sagte er einmal, als ihn sein Spindnachbar, der dicke Hein, absichtlich schubste, um ihm zu verstehen zu geben, daß er im Weg sei.

Er beklagt sich oft nach der Arbeit, der ehemalige Seemann, und die Erschöpfung steht ihm noch im Gesicht geschrieben.

Er leidet unter dem Akkord, denn er „blickt nicht durch“ und „weiß nicht, was gespielt wird“.

„Ich weiß nie, ob ich mit meiner Zeit vor oder zurück bin. Wenn ich meinen Kolonnenführer frage, sagt der nur: „Das wirst du schon auf deiner Monatsabrechnung merken, mußt dich halt ranhalten und rausholen, was drinsteckt!“ So holt er das Letzte aus sich heraus, denn er hat Angst, er könnte den Akkord nicht voll ausnützen. Bei seiner Arbeit treibt ihn der ständige Gedanke „Geld, — 70 Pfennig Höchstzulage pro Stunde“, peitscht ihn voran; kein Sklavenaufseher in früheren Zeiten hätte es besser gekonnt.

Oft fühlt er sich betrogen. Er merkt es erst an seiner Monatsabrechnung, wenn 30,— bis 50,— DM weniger als sonst in der Lohntüte sind. „Dabei hab' ich mich abgerackert wie immer! Oft sogar noch unter schwierigeren Bedingungen. So, als ich im Seewasserkasten schweißen mußte, eingeklemmt in dem engen Loch. Nur auf dem Rücken liegend konnte ich arbeiten. Und der glühende Saft tropfte munter herunter, die Naht konnte ich nämlich nicht sehen. Durch den sackkleineren Schutzanzug fraß sich die Glut, versengte die Arbeitschale darunter und noch

die lange Unterhose und brannte bis auf die Haut. Und der Witz daran ist, daß ich da meinen Meter genauso bezahlt bekomme wie in der bequemsten Lage auf Deck. — Ebenso, wenn Luft beim Schweißen dazwischen ist. Ich muß doppelt so langsam und sorgfältig arbeiten, es ist mein Risiko, wenn die Naht wieder aufreißt. Aber Meter ist Meter für den Kalkulator am Schreibtisch.“

Durchschnittlich werden bei „Blohm & Voss“ 57 Stunden in der Woche gearbeitet. Freitags kommt der Vorarbeiter und fragt einen: „Nun, wie ist's? Samstag oder Sonntag? Oder beide?“ — Die meisten können dann nicht nein sagen, sie brauchen das Geld auch, entscheiden sich für den Samstag oder Sonntag oder auch für beide Tage. Lehnt jemand ab, kommt der Meister und spricht schon etwas deutlicher: „Sag nur, Du kannst mit den paar Kröten auskommen. Meinst wohl, Du hättest es nicht nötig! Warte nur ab, es kommen auch noch andere Zeiten. Und dann sag' ich nein!“ Der Obermeister spricht es generell aus (als ich in der langen Reihe vor der Stempeluhr stehe, wir haben heute nur acht Stunden gearbeitet): „Ab sofort hebe ich hiermit die blödsinnige 41-Stunden-Woche auf. Es ist die Pflicht eines jeden, täglich mindestens zehn Stunden zu arbeiten. Das ist wohl das Mindeste, was wir von euch Brüdern verlangen können!“ Sogar Wochenarbeitszeiten von siebzig Stunden sind bei „Blohm & Voss“ keine Seltenheit.

Manchmal arbeiten welche zwei Schichten hintereinander. Besonders die Nachtschicht haben, hängen oft die Frühschicht noch mit dran. Die reguläre Nachtschicht geht von abends 6.00 Uhr bis morgens 6.00 Uhr, da um diese Zeit der erste Bus fährt.

Die Arbeit ist hart und gefährlich. Wir zwängen uns durch enge Luken, um von einem Deck zum andern zu gelangen. Der Lärm im Schiffsbauch dröhnt doppelt stark. Die Eisenkammern sind Schalltrichter. Wenn der Hauer mit seinem Preßluftmeißel in derselben Kammer arbeitet, ist es kaum auszuhalten. Ich spüre, wie mein Trommelfell zittert und befürchte, es könnte platzen. Der Hauer hat seine Ohrlöcher mit Wachspfropfen verstopft, sonst wäre er längst taub.

Wir stemmen die Decks hoch, die der Kran provisorisch eingesetzt hat. Wir hantieren mit 5-t-Oldruckpumpen, schweren Zugschrauben, Stemmeisen und schweren Hämmern. Auf schmalen Gerüsten und in niedrigen Löchern, in denen man nur mit eingezogenem Kopf stehen kann. Oft tagelang in gebückter Haltung. Die Füße knatschen in den klebrigen Arbeitsschuhen vor Nässe, die Asbesthandschuhe sind von Feuchtigkeit vollgesogen. Feuchtigkeit erdet und schließt den Stromkreis. Wenn mein Kumpel ein schweres Eisenteil hochstemmt, damit ich es anschweiße, kann ich nicht lange überlegen. Auch wenn ich dabei unter Strom stehe und mein Arm von den Stromstößen hin- und hergeschüttelt wird. Es heißt auf die Zähne beißen, denn wenn ich loslasse, ist mein Kumpel am Ende seiner Kraft — er bricht unter dem schweren Knieeisen förmlich zusam-

men, länger als 5, 6 Sekunden stemmt das keiner — und die Prozedur muß von vorn beginnen. In den ersten Wochen, als ich auf die Stromstöße noch besonders empfindlich reagierte, mußten wir bei dieser Arbeit oft drei- oder viermal ansetzen, bis es endlich hinhaute.

Einer bekam auf den andern eine sinnlose Wut und bei den geringsten Kleinigkeiten brüllten wir uns an.

Oft halten die Pumpen nicht. Wir können sie noch so genau einsetzen — je nachdem, wie das Deck sich verzieht, wir sind schließlich keine Statiker — springen sie wieder ab.

Einmal hatte ich großes Glück — ich pumpte auf einem schmalen Holzbrett, als die Pumpe mit einem trockenen Knall absprang, dicht an meinem Kopf vorbeisauste, der Schutzhelm wurde noch leicht gestreift und schepperte.

Der Schreck saß mir in den Knochen — hier hätte der Schutzhelm gar nichts genützt: „das Genick gebrochen“ oder „wie ein Bolzenschuß vor's Gehirn“ — ich spürte ein schwaches Gefühl in den Kniekehlen, als ich daran dachte.

Mein Kumpel war ungerührt. Ich hätte zumindest erwartet, daß er „Scheiße“ sagen würde, wie er es immer tat, wenn etwas schief ging oder auch gut ging, zum Beispiel, wenn ihm ein Stück Eisen auf den Schutzhelm fiel und daran abprallte, ohne ihn zu verletzen. — Aber er tat nichts dergleichen, stellte nur die Pumpe zurück und sagte „noch 'mal“.

Im Durchschnitt verunglücken bei „Blohm & Voss“ drei Mann pro Tag. 1962 kamen auf 3362 Arbeiter 872 „anzeigepflichtige Betriebsunfälle“, zwei davon waren tödlich. Jeder vierte Arbeiter hatte in diesem Jahr seinen Unfall.

Ein Werksarzt und eine Krankenschwester leisten Erste Hilfe. Die Unfallstation ist auch für erkrankte Arbeiter gedacht. Ich war zweimal da. Vorher mußte ich mich bei meinem Meister abmelden, vor dem Untersuchungszimmer ist eine Stempeluhr angebracht. Bevor der Arzt fragt, was man hat, muß man ihm das Stempelkärtchen vorlegen, er fragt dann „Nummer?“ und „bei welchem Meister?“. Er reicht einem den Kuli und man muß beides auf der Karte vermerken.

Dann fragte er mich: „Was ist?“ Ich sagte: „Schnupfen und Husten. Vielleicht auch Fieber, weiß aber nicht, habe kein Thermometer zum Messen. Ich fühle mich ziemlich schlapp und letzte Nacht hatte ich Schüttelfrost.“

Er sagte: „A-Sagen“ und pinselte mir in einem eine rote beißende Tinktur in den Hals. Dann gab er mir etwa 20 Tabletten und sagte: „Dreimal am Tag zwei Stück, bis es weg ist“, und „der Nächste...“

Die Tabletten machten mich noch schlapper, ich war jetzt sicher, daß ich Fieber hatte, denn mein Herz pochte im Kopf und der kalte Schweiß stand mir bei der geringsten Anstrengung auf der Stirn.

Am übernächsten Tag ging ich wieder hin, der Husten war jetzt weg, aber auch meine Stimme. Er erkannte mich zuerst natürlich nicht wieder, aber als ich ihm

den Rest der Tabletten zeigte, die er mir gegeben hatte und kaum hörbar hervorkrächzte „die haben nicht geholfen“, wußte er Bescheid. Er schüttelte den Kopf — etwas unwillig — und gab mir neue Tabletten, diesmal kleine graue, die schmeckten wie Lakritze, etwas schärfer aber. Dann konnte ich wieder gehen. Über Weihnachten lag ich dann krank in meinem Hotelzimmer. Der Portier bestand darauf, einen Arzt aufzutreiben, da ich hohes Fieber hatte und ziemlich durcheinander redete. — Ein Arzt kam auch am späten Nachmittag, sprach von „verschlepptem Grippeinfekt“ und verordnete „strengste Bettruhe“.

IV.

Weil heute Heiligabend ist, hat die Werftleitung uns zwei Arbeitsstunden geschenkt. Ein Aushang an den Stempeluhren wünscht: „Gesegnete Festtage!“ — Die Möwen schreien, weil sie Hunger haben. Im frischgefallenen Schnee sind Spuren wie von einer Katze. Sie laufen ums Schiff herum und enden am Wasser, von wo aus sie nicht mehr zurückführen. „Wasserratten“, meint mein Kumpel, „in den kalten Wintern wagen sie sich in die Schiffe und suchen nach Brotresten. Im vorigen Jahr, während der Flutkatastrophe, als die halbe Werft unter Wasser stand, wimmelte es hier von Ratten. Wir mußten auch damals arbeiten, in hohen Gummistiefeln. Ob Überschwemmung, ob 30 Grad Frost, gearbeitet wird trotzdem. Die Arbeit auf dem Bau ist nicht so schlecht wie bei uns, da gibt's aber Feierschichten und Schlechtwettergeld.“

Wir machen uns heute noch lustloser als sonst an die Arbeit. Es breitet sich so eine Art Weihnachtsstimmung bei den Arbeitern aus, die sich bei meinem Kumpel in dem Ausspruch kundtut: „Weihnachten volllaufen lassen bis hier“ — er legt seine Hand waagrecht über seinen Schutzhelm — „nichts mehr hören und nichts mehr sehen von der ganzen Sauerarbeit!“

Gegen 12.00 Uhr liegt weihnachtliche Stille über den Schiffen. Eine halbe Stunde später gröhlen Schlager aus den Schiffsbäuchen. „Oh, Susannah, wie bist du schön“ — „Es steht ein Soldat am Wolgastrand“ und „Stille Nacht, Heilige Nacht!“

Schichtschluß! — zwei Stunden vor der üblichen Zeit, weil heute ja Heiligabend ist; die Glocken bimmeln es schon die andere Seite die Elbe herüber und der kolossale Tannenbaum auf dem Werksgelände flimmert es uns mit seinen elektrischen Lichtern ebenfalls vor.

Die meisten Arbeiter bewegen sich noch erstaunlich aufrecht zu den Umkleidekästen in Anbetracht der zahlreichen leeren Rum- und Schnapsflaschen, die jetzt sinnlos leer auf den Helgen zurückgeblieben sind.

Der Riesenfahrstuhl im Tunnelschacht ist ganz von eng aneinandergedrängten Körpern angefüllt, so daß nur die Köpfe zu sehen sind, die kaum freien Raum zwischeneinander lassen. Alle sind regungslos. Die Gesichter sind erstarrt und zeigen weder Ärger noch Ungeduld noch Freude noch Hoffnung.

Kurz vor Weihnachten ist auch Betriebsversammlung. Sie ist nur mäßig besucht. In der Schiffsbauhalle der ehemaligen Schlieker-Werft. Blohm & Voss hat sie aufgekauft. Sie liegt ziemlich abseits von der übrigen Werft.

„Hier sollen in Zukunft Kriegsschiffe gebaut werden“, spricht mich ein Arbeiter neben mir an, „das soll keiner wissen, aber das weiß bald jeder.“

Es ist kalt in der weiträumigen demontierten Halle. Ein paar Fensterscheiben sind zerbrochen, und der Wind bläst herein.

Der Arbeiter, der mich angesprochen hat, stapft von einem Fuß auf den anderen. Ein anderer haut sich im Rhythmus die Arme um den Leib; das hat schon der alte Turnvater Jahn gegen Frieren empfohlen.

Wir stehen und warten.

Uns gegenüber an einem langgestreckten Tisch haben Betriebsrat, ein Vorstandsmitglied und ein Funktionär der Gewerkschaft Platz genommen.

Man läßt uns auch nicht mehr allzulange warten und die Betriebsversammlung geht brav über die Runden.

Schön der Reihe nach, zuerst der 1. Vorsitzende des Betriebsrates. Er liest hastig etwas von einem Blatt herunter, blickt einige Male auf dabei und seitwärts, wo der Herr van Riet vom Vorstand seinen Platz einnimmt und anerkennend nickt. Er kommt auch bald zu Ende mit seinem „Rechenschaftsbericht“ und strapaziert uns nicht weiter. Lahmes Klatschen anschließend.

In der neuen Nummer der Werftszeitung von Blohm & Voss können wir dann nachlesen, was er so im einzelnen genau gesagt hat: „Herr R. sprach über die zufriedenstellende Regelung der Bezahlung bei Probefahrten, über die neue Parkplatzanlage für rd. 160 Kraftwagen sowie über die Aufstellung von mehreren Heißgetränkeautomaten und über betriebliche Verbesserungen für die Betriebsangehörigen.“ („Was kann damit nur gemeint sein?“, rätselt ein Arbeiter herum, der bei der Versammlung nicht da war, aber den Bericht darüber gelesen hat. — „Ich kann mich nicht erinnern und zwei weitere Arbeiter, die dabei waren, auch nicht.“)

Weiter steht in der Werftszeitung über die Rede des Betriebsrates: „Zwei schwierige Prozesse vor dem Sozialgericht konnten zugunsten der Hinterbliebenen tödlich verunglückter Betriebsangehöriger entschieden werden“, und in einem Atemzug, ohne Absatz: „Auch über die finanzielle Unterstützung, die Blohm & Voss den Betriebssportlern gewährt, wurde gesprochen.“ Der Herr vom Vorstand, Direktor van Riet, richtet anschließend das Wort an uns. Er liest eine überaus lange Rede vom Blatt ab, findet noch weit schönere Worte als der nicht so redegewandte Betriebsrat, spricht auch mit mehr Vehemenz und Gestikulation und flicht in seine lange Rede ein paarmal geschickt ein, daß „er sich kurz fassen wolle“ und „gleich zu Ende sei“, wodurch seine Rede an Dynamik gewinnt.

In seiner Rede verurteilt er u. a. die starke Fluktuation (die bei Blohm & Voss ganz besonders stark ist) und wundert sich darüber. Er sagt wörtlich: „Wie Sie wissen, wird langjährige, treue Zugehörigkeit zu uns belohnt, und anlässlich meiner Gespräche mit Jubilaren habe ich immer wieder gehört, wieviel mehr Sicherheit ein Arbeitsplatz bietet, den man so lange innehat. Manche haben sich in längerer Zugehörigkeit so gut eingearbeitet, daß ihr Verantwortungsbereich vergrößert werden konnte oder daß ihnen Auszeichnungen zuteil wurden.“

Ein Arbeiter vor mir, bei dem das graue Haar unterm Schutzhelm zu sehen ist, kann daraufhin nur den Kopf schütteln. — Es stimmt in der Regel auch nicht. Wer alt wird und den Akkord nicht mehr mithält, wird ausrangiert und kommt aufs Abstellgleis. Wenn er es nicht vorzieht, sich vorzeitig pensionieren zu lassen, was weniger Rente für ihn bedeutet, steckt man ihn ins Lager oder in die Werkzeugausgabe, dann bekommt er an die 100,— bis 250,— DM weniger im Monat. Oder er muß bei jüngeren Arbeitern Handlanger spielen und bekommt ebenfalls viel weniger als zuvor.

Direktor van Riet macht seinen Arbeitern auch Mut. (Bekanntlich kann die deutsche Werftindustrie kaum noch auf dem Weltmarkt konkurrieren. Besonders die japanischen Werften produzieren billiger. Die BILD-Zeitung hat es in einer reißerischen Schlagzeile einmal übertrieben formuliert: „In 10 Jahren kein deutscher Schiffsbau mehr!“ — Manche Werftarbeiter fürchten, ihren Arbeitsplatz zu verlieren.) Aber die ruhm- und traditionsreiche Kaiserliche Werft hat vorgesorgt. Direktor van Riet umschreibt es so: „Blohm & Voss hat aus der seit Jahren schwierigen Situation der deutschen Schiffbauindustrie wohl als einziges Unternehmen rechtzeitig und schon vor Jahren die Folgerung gezogen, neben dem Schiffbau auch andere Fertigungen aufzunehmen, was uns für mindestens die nächsten fünf Jahre eine Menge Arbeit bringen wird.“

Er spricht dunkel von „Wannenherstellung“ und „Behälterbau“. Bis 1966 sollen etwa 50 Prozent des Umsatzes „nicht mehr schiffsbaugebunden“ sein. — Die wenigsten Arbeiter wissen, daß sich hinter der „Wannenherstellung“ und dem „Behälterbau“ Panzerteile verbergen.

Schon einmal war die Kaiserliche Werft maßgeblich am deutschen Rüstungsgeschäft beteiligt. Ihr damaliger Besitzer Blohm war Wehrwirtschaftsführer. Die großen Schlachtschiffe liefen hier vom Stapel. Mancher ältere Arbeiter, der damals daran mitgearbeitet hat und es später bereut haben mag, weiß nicht, daß es wieder einmal so weit ist. Er meint womöglich, daß er bei der Herstellung von recht merkwürdigen, aber immerhin friedlichen Badewannen mitwirke.

Die Werftleitung, zumal die zu 50 Prozent am Aktienkapital beteiligte „Gruppe Blohm“, will heute von ihrer „ruhmreichen Rüstungstradition“ nichts mehr wissen. In Nachrufen auf den kürzlich verstorbenen ehemaligen Wehrwirtschaftsführer wird in den Regionalzeitungen hervorgehoben, daß die Kaiser-

liche Werft stets der „Christlichen Seefahrt“ treu ergeben gewesen sei. Um so „unverständlicher“ sei es darum auch, daß die Alliierten die Kaiserliche Werft am Wiederaufbau noch hinderten, als andere deutsche Werften schon flott wieder verdienten.“

Wie Hohn für den Eingeweihten klingt es dann auch, als Direktor van Riet in seinen abschließenden Worten versichert: „Auf Grund dieser ‚voranschauenden Planung‘ sind wir bei Blohm & Voss heute in einer wesentlich besseren Situation als manch andere Werft.“

Zum Schluß dürfen sich noch Arbeiter melden, die was „auf dem Herzen haben“. Denn es ist schließlich eine Betriebsversammlung, wo es um die Belange der Arbeiter gehen soll, weniger um die des Unternehmens.

Aber keiner meldet sich zu Wort. Dabei hatten vorher welche groß geredet, daß „sie es denen mal sagen wollten, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen!“ Jetzt traut sich keiner.

Vielleicht hat man auch zuviel verlangt: „Wer was zur Diskussion vorzubringen hätte, müßte allerdings hier nach vorn kommen und durchs Mikrophon sprechen.“

Nachdem das Mikrophon wohl die vorher Mutigen eingeschüchtert hat, „sieht man sich leider gezwungen, die Versammlung zu beschließen.“

Was sollten die Arbeiter auch schon vorzubringen haben: für ihre Zukunft ist schließlich durch Wannen- und Behälterbau auf lange Zeit gesorgt.

Was die Regierung betrifft, so wird sie, wie ehemals, nach Kräften bemüht sein, das Beste an der alten Kunst zu wahren, denn dessen Aneignung ist notwendig für die weiteren Schritte einer erneuerten Kunst; und zugleich wird sie sich um die tätige Unterstützung jedweden Neuerertums bemühen, wenn es für die Entwicklung der Volksmassen von Nutzen sein wird. Die Regierung steht der Entwicklung eines Neuen, wie problematisch es auch sein mag, nicht im Wege, um darin keine Fehler zu machen und um etwas Lebenswertes, doch noch Junges und Ungefestigtes nicht zu erschlagen.

(Anatol Lunatscharski „Die Revolution und die Kunst“, 1922)

S. M. Budjonny:

Brief an Maxim Gorkij

Hochverehrter Alexej Maximowitsch!

In unseren zentralen Zeitungen „Prawda“ und „Iswestija“ vom 30. September dieses Jahres wurde ein Aufsatz aus Ihrer Broschüre „An die Dorfkorrespondenten und Kriegskorrespondenten darüber, wie ich schreiben lernte“ abgedruckt. In diesem Aufsatz heißt es an der Stelle, an der Sie die literarischen Richtungen „Romantik“ und „Realismus“ erklärten: „Gogol schrieb ‚Wie Iwan Iwanowitsch und Iwan Nikiforowitsch sich stritten‘, er schrieb ‚Tote Seelen‘ und ‚Die alten Gutsbesitzer‘, er schrieb aber auch ‚Taras Bulba‘. In den drei erstgenannten Arbeiten schilderte er Menschen mit ‚toten Seelen‘ und zeigte uns damit eine durchaus lästige Wahrheit: solche Menschen lebten und leben noch heute; Gogol stellte sie ‚realistisch‘ dar. In der Erzählung ‚Taras Bulba‘ beschreibt er die Zaporoger als gottesfürchtige Recken, handfeste Burschen, die den Feind auf ihre Pike aufgespießt davontragen, obwohl eine hölzerne Pike das Gewicht von fünf Pud niemals aushalten kann und zerbricht. Natürlich hat es derartige Zaporoger gar nicht gegeben, und Gogols Erzählung ist schöne Unwahrheit. In

dieser wie in all den Geschichten vom ‚starken Panjok‘ und in vielen anderen ist Gogol Romantiker, und wahrscheinlich darum Romantiker, weil es ihn bedrückte, das ‚quärend armselige‘ Leben von ‚toten Seelen‘ zu beobachten. Genosse Budjonny schmäht Babels ‚Reiterarmee‘ — mir scheint, das ist ungerecht, selbst Genosse Budjonny liebt es doch, nicht nur seine Soldaten, sondern sogar seine Pferde zu idealisieren. Babel verschönt seine Helden innerlich und meiner Meinung nach besser und wahrhaftiger als Gogol seine Zaporoger. Der Mensch ist in vieler Hinsicht noch ein Tier, gleichzeitig aber steht er kulturell im Entwicklungsalter, ihn zu verschönen, zu preisen, ist daher unbedingt nützlich . . .“ Obwohl es nicht leicht ist, mit Ihnen in literarischen Fragen zu polemisieren, zumal es sich schon wieder um Babels „Reiterarmee“ handelt, bin ich trotz meiner großen Hochachtung vor Ihnen, Alexej Maximowitsch, anderer Meinung als Sie. Und ich muß Ihnen sagen, warum ich Babels „Reiterarmee“ verurteile; und ich glaube, daß ich nicht ungerecht bin. Vor allem muß ich bezüglich der Babelschen Quellen betonen, daß Babel niemals ein wirklicher und aktiver Soldat der 1. Reiterarmee war und es auch gar nicht gewesen sein konnte. Mir ist bekannt, daß er sich lediglich irgendwo bei einer Einheit der hintersten Etappe herumtrieb — der Etappe, die zu unserem Unglück stets das heroische Leben der 1. Reiterarmee belastet hat — Babel befand sich also in Wirklichkeit nur in den Hinterhöfen der Reiterarmee.

Worüber schreibt Babel? Und hat er das Recht, dem was er schreibt, den weitberühmten Titel „Reiterarmee“ zu geben? Babel erzählt uns Weiberklatsch über die Reiterarmee, er wühlt in Weibergerümpel herum, mit weibischem Entsetzen erzählt er davon, wie ein ausgehungertes Soldat einmal ein Stück Brot oder ein Huhn genommen hat. Er phantasiert lauter Unmöglichkeiten zusammen, überschüttet die besten kommunistischen Kommandeure mit Schmutz, schwadroniert und lügt drauflos. Der Inhalt seiner Skizzen ist bis zum Übelwerden mit den Impressionen eines erotomanen Autors garniert. Sie drehen sich um die irren Fäseleien eines verrückten Juden, um Kirchenraub, um die Niedermetzlung einer Schwadron von der eigenen Infanterie, um die Charaktereigenschaften eines syphilitischen Rotarmisten und schließlich um die Befriedigung der Neugier des Autors, eine jüdische Frau zu sehen, die von einem Dutzend Machno-Leuten vergewaltigt wurde. Für den Verfasser ist das Leben ein weites Feld, auf dem in der Maisonnette Hengste und Stuten sich paaren. Er betrachtet die Taten der Reiterarmee allein durch das Prisma der Erotik.

Ich habe allen Grund festzustellen, daß außer Weiberbrüsten und nackten Schenkeln, die Babel in den Verpflegungsstationen, in der Gesindestube der Herrin Elisa und im Waldesdickicht im Traum und im Wachen in den verschiedensten Kombinationen betrachten konnte, er nichts von dem bemerkt hat, was die Reiterarmee wirklich tat. Und das ist durchaus verständlich und natürlich. Konnte Babel überhaupt von seinem Standpunkt aus — von der hintersten

Etappe aus — jene Stellen sehen, an denen sich mehr als einmal die Sache der Arbeiter und Bauern entschied? Selbstverständlich konnte er das nicht. Besser wäre es meiner Meinung nach gewesen, Babel hätte in genauer Entsprechung von Stil und Genre seiner Sittenschilderungen diese Skizzen „Auf den Hinterhöfen der Reiterarmee“ genannt. Das wäre richtig gewesen.

Jetzt stelle ich die Frage:

Genügt der Autor auch nur den elementarsten Forderungen an Gewissenhaftigkeit der historischen Perspektive gegenüber, zu der ein realistischer Autor verpflichtet ist, um so mehr verpflichtet, als er von lebenden Menschen und Fakten erzählt, an die jeder Rote Kavallerist sich erinnert? O weh, Alexej Maximowitsch, nicht im mindesten hat Babel diese Gewissenhaftigkeit beobachtet.

Ich glaube, Alexej Maximowitsch, Sie werden mit mir darin übereinstimmen, daß, um den heldenhaften, in der Geschichte der Menschheit einmaligen Kampf der Klassen zu schildern, es vor allem nötig ist, das Wesen dieses Kampfes und die Natur der Klassen zu begreifen, d. h. daß eine derartige Schilderung nur von einem marxistischen Künstler vorgenommen werden kann, der sich der Dialektik voll bewußt ist. Davon aber versteht Babel absolut nichts. Und darum ist sein Versuch, Leben, Verfassung und Tradition der 1. Reiterarmee darzustellen, zu einer schändlichen Karrikatur geworden. Sein ganzes Buch beherrschen spießbürgerliche Gesichtspunkte und reinste Kleinbürgerpsychologie.

Gewiß, die heroischen Kämpfer der 1. Reiterarmee sind ganz gewöhnliche, einfache und zum Teil ungebildete Leute, und eben deshalb glaube ich, sind uns derartige „Kunstwerke“ — in einer Zeit, da uns die Geschichte selbst in die Phase der entscheidenden Kämpfe zwischen Arbeit und Kapital gestellt hat — nicht nur nicht notwendig, sondern ganz und gar und in jedem Betracht schädlich. Deshalb habe ich die „Reiterarmee“ von Babel scharf verurteilt und nicht nur ich, sondern die gesamte revolutionäre Masse, durch deren Kraft wir vor Ihren Augen den Sozialismus aufbauen.

Kann man danach noch sagen, Babel verschönt seine Helden innerlich und dies besser und wahrhafter als Gogol seine Zaporoger? Haben denn Sie, Alexej Maximowitsch, der Sie so feinfühlig und scharfsinnig sind, nicht bemerkt, daß Gogol, selbst wo er die „schöne Unwahrheit“ über die Zaporoger schreibt, er wie alle großen Künstler sich jedes höhnischen Tones enthält? Aber Babel, der „realistische Künstler“ „verschönt innerlich“ die Kämpfe der 1. Reiterarmee auf eine Art und Weise, daß ich noch heute Briefe bekomme, die aufs schärfste gegen die offen zutage tretende grobe, ja ich muß schon sagen, jedes Maß überschreitende Babelsche Verleumdung der Reiterarmee protestieren.

Die Arbeit Babels haben wir schon längst verurteilt, haben sie als Schmähschrift abgetan; und ich hätte mich auch nicht noch einmal mit ihr befaßt, wenn sie nicht ausgerechnet von Ihnen an einer Stelle erwähnt worden wäre, an der Sie, Alexej Maximowitsch, unsere künftigen proletarischen Literaten unterrichten. Und mir

scheint, daß so, wie Babel es tat, unsere Zeit nicht beschrieben werden darf. Mit vorzüglicher Hochachtung!

S. Budjonny

(Brief des Reitergenerals Budjonny an Maxim Gorki, „Prawda“ vom 26. Oktober 1928)

(Babel schrieb dazu an seine Schwester: „Eben las ich in der ‚Prawda‘ einen Brief von Budjonny an Gorkij und wurde dadurch rundherum vergnügt, barst geradezu vor Vergnügen. Und so, aus der Überfülle meiner Gefühle, schicke ich Euch, meine Lieben, eine schöne Verbeugung.“)

Nicht alle ähneln wir Marx, der da sagte, daß die Dichter einer großen Zartheit bedürfen.

(Anatol Lunatscharski „Gedenkrede auf Majakowski“, 1931)

Einigen Leuten scheint es sonderbar, daß das ZK solche strengen Maßnahmen in der literarischen Frage ergriffen hat. Daran ist man bei uns nicht gewöhnt. Man ist der Meinung, wenn in der Produktion Ausschuß erzeugt wird oder das Produktionsprogramm für Massenbedarfsartikel oder der Holzbeschaffungsplan nicht erfüllt werden, so sei es ganz natürlich, einen Verweis dafür zu erteilen (zustimmende Heiterkeit im Saal), aber wenn Ausschuß bei der Erziehung der menschlichen Seele gemacht wird, wenn Ausschuß bei der Erziehung der Jugend gemacht wird, so könne man das durchaus dulden. Aber ist denn das nicht ein schlimmeres Vergehen als die Nichterfüllung des Produktionsprogramms oder die Sabotage an den Produktionsaufgaben? Das ZK verfolgt mit seinem Beschluß das Ziel, die ideologische Front mit allen anderen Abschnitten unserer Arbeit in eine Linie zu bringen.“

(A. Schdanow, Referat über die Zeitschriften „Swesda“ und „Leningrad“, 1946)

Glossen und Rezensionen

Torsten Carecz
Haut den Lukács!

Die Wiederentdeckung des deutschen Expressionismus wird seit etwa zehn Jahren von der Kulturindustrie der Bundesrepublik als Kollektiv-Unternehmen betrieben. Kaum ein namhafter Verlag, der sich nicht mit Auswahlbänden, Gesamtausgaben oder Anthologien an der Ehrenrettung jener Generation beteiligte, die in zwei Weltkriegen und unter nationalsozialistischer Verfolgung fast bis zum letzten Mann aufgerieben wurde. Der letzte Mann hieß in diesem Fall Gottfried Benn: die Umstände, die ihm das Überleben ermöglichten, werden verschieden bewertet, unumstritten ermöglichte ihm jedoch das Überleben, zum Sprecher und Repräsentanten einer ausgestorbenen Generation zu werden. Da von Toten kein Widerspruch kommt, ist diese Repräsentanz nach 1945 nie ernstlich angezweifelt worden.

Wie Benn sich der Verpflichtung seinen toten Weggefährten gegenüber entledigte, zeigt das Beispiel jener Einleitung, die er 1955 für die „Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts“ (im Limes-Verlag) — weniger verfaßte, als größtenteils aus einer eigenen älteren Arbeit abschrieb. Benn griff auf sein „Bekenntnis zum Expressionismus“ zurück, das er 1933 als Antwort auf eine Attacke des Balladenverfassers Börries von Münchhausen veröffentlicht hatte. Benn setzte damals auf einen Schelm anderthalbe und bot den neuen Machthabern die Dienste der Dichter in einer verwegenen Konstruktion an: „Sehr viele Freunde der nationalsozialistischen Bewegung betrachten die Züchtungs- und Rassenfragen skeptisch, das ist zu naturalistisch gesehen, sagen sie, zu materialistisch —, wir wollen uns an den Tisch setzen und träumen, indessen die Raben fliegen und durch den Stein wächst Barbarossas Bart. Man kann diese Dinge gar nicht naturalistisch genug sehen, sage ich, man kann sie nur naturalistisch sehen: Propaganda berührt die Keimzellen, das Wort streift die Geschlechtsdrüsen, es ist gar kein Zweifel, es ist die härteste Tatsache der Natur, daß das Gehirnleben auf die Beschaffenheit des Keimplasmas Einwirkung hat, daß der Geist ein dynamisches und gestaltendes Element ist im entwicklungsgeschichtlichen Werden, hier ist Einheit: was politisch geprägt wird, wird organisch erzeugt.“ Die zuständigen Stellen des Dritten Reiches bevorzugten bekanntlich konservativere

Methoden; die Lösung hieß nicht Lyrik, sondern „Lebensborn e. V.“. Gottfried Benn jedoch, der offenbar auch seine eigene Produktion gar nicht materialistisch genug auswerten konnte, sah reichlich zwei Jahrzehnte später seine Stunde noch einmal gekommen und brachte die alten Weisheiten erneut unter das Publikum. Zwar trug er den veränderten Zeitumständen Rechnungen und ließ das Züchtungsprogramm für diesmal fort, die Expressionisten aber galten ihm — 1955 wörtlich wie schon 1933 — als Dichter, die „mit dieser expressiven Methode sich, ihren Geist, die aufgelöste, qualvolle, zerrüttete Existenz ihrer Jahrzehnte bis in jene Sphären der Form erhoben, in denen über versunkenen Metropolen und zerfallenden Imperien der Künstler, er allein, seine Epoche und sein Volk der menschlichen Unsterblichkeit weiht.“

Man muß sich vor Augen halten, daß dieses hehre Programm aus einem Futtertrog-Streit mit einem altertümelnden Barden stammt, aus dem Zank zweier Literaten, die — jeder auf seine Weise — den neuen Herren angenehm sein wollen, man kann, um nochmals Benn zu zitieren, „diese Dinge gar nicht naturalistisch genug sehen, sage ich, man kann sie nur naturalistisch sehen“. Wie verwandt im Grunde die Positionen des Balladenautors und des experimentellen Lyrikers waren, erhellt aus der Tatsache, daß Benns über versunkenen Metropolen und zerfallenden Imperien seine Epoche und sein Volk der menschlichen Unsterblichkeit Weihender Künstler jener wohlbekannte Herr ist, über den es in einer minderen Ballade heißt: „Und wenn der Weltenball zerspringt / Sitzt der Dichter mit der Leier auf der Klippe noch und singt“: eine etwas belustigende Parallele. Weniger belustigend dagegen, daß derlei todessüchtiges Gerede noch 1955 nicht nur widerspruchlos hingenommen wurde, sondern sogar die Rezeption des literarischen Expressionismus in der Bundesrepublik weitgehend mitbestimmt hat. Wie erfolgreich Benn seine Ansichten durchsetzen konnte, beweist eine im Mai vergangenen Jahres im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienene Dokumentation „Expressionismus. Der Kampf um eine literarische Bewegung. Herausgegeben von Paul Raabe.“

Über den Herausgeber wird mitgeteilt: „(. . .) Paul Raabe, 1927 geboren, ist Leiter der Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum in Marbach a. N., das die größte Sammlung des literarischen Expressionismus besitzt. Raabe ist Herausgeber der Faksimileausgabe der Zeitschrift ‚Aktion‘ (. . .), des Bandes ‚Die Zeitschriften und Sammlungen des literarischen Expressionismus 1910—1921‘ (1964) und der Sammlung ‚Expressionismus. Aufzeichnungen und Erinnerungen der Zeitgenossen‘ (1965)“. Ferner war Paul Raabe an der Vorbereitung der Ausstellung und des Kataloges „Expressionismus. Literatur und Kunst“ 1960 beteiligt. Diese Angaben stehen hier um zu zeigen, daß man es mit einem in Editionen erfahrenen Mann zu tun hat: ein Umstand, der aus dem dtv-Bändchen nicht immer zu ersehen ist.

Dieses Bändchen nämlich dokumentiert die theoretische Auseinandersetzung um den Expressionismus mit Artikeln, Reden und Aufsätzen der Jahre 1909 bis

1938. Der letzte Teil ist überschrieben „Nachspiel: Das ideologische Ärgernis. 1933 bis 1938“. Laut Inhaltsverzeichnis handelt es sich dabei um die Artikel Börries v. Münchhausens, Gottfried Benns, eines gewissen Gerd Rühle sowie drei Beispiele der marxistischen Expressionismus-Diskussion: „Größe und Verfall“ des Expressionismus“ von Georg Lukács, Alfred Kurellas (unter dem Pseudonym Bernhard Ziegler veröffentlichter) Aufsatz „Nun ist dies Erbe zuende . . .“ sowie Ernst Blochs Antwort an Lukács und Kurella „Diskussionen über den Expressionismus“.

Dieses „Nachspiel“ nun bietet wirklich ein ideologisches Ärgernis. Blättert man sich nämlich bis Seite 254 durch, so findet man dort hinter dem Titel der Lukács'schen Arbeit in Klammern den Vermerk „Gekürzt“. Über das Ausmaß der Kürzung geben zunächst lediglich Punkte in eckigen Klammern Aufschluß, jeweils am Anfang oder Ende eines Absatzes stehend, insgesamt vier Mal. Auch den Anmerkungen am Schluß des Buches ist nichts zu entnehmen, obwohl sie — bei anderen Beiträgen — mit wissenschaftlicher Akribie verfaßt sind. (So werden z. B. für eine Rede Kasimir Edschmids Erstdruck und Wiederabdruck unter geändertem Titel, ferner ein Neudruck des Wiederabdrucks aufgeführt, sowie die Unterschiede zwischen den einzelnen Fassungen mitgeteilt, es folgt der Vermerk: „Wir legen den Erstdruck zugrunde unter Heranziehung der Zweitveröffentlichung, in der einige offensichtliche Druckfehler verbessert sind.“) Bei Lukács beschränkt sich der Herausgeber auf die Angabe von Erst- und Nachdrucken, jedoch fehlt bei der Angabe über die einzige in der Bundesrepublik erschienene Ausgabe (bei Luchterhand) die Seitenangabe, die sonst immer mit aufgeführt ist. Über die Kürzung schweigt sich die Anmerkung völlig aus, statt dessen polemisiert sie gegen den „führende(n) marxistische(n) Literaturwissenschaftler“, der angeblich „unter dem Zwang einer dogmatischen Literaturtheorie“ mit dem Expressionismus abrechnet und dabei „zum Teil von einseitigen Voraussetzungen“ ausging, „denn er legt seiner Untersuchung vor allem die theoretischen Zeugnisse über den Expressionismus (Pinthus, Edschmid), weniger die Dichtungen selbst zugrunde.“ (Die mangelhafte Zeitenfolge „rechnet ab — ging aus — legt zugrunde“ ist aus der Anmerkung übernommen.) Wer den Wahrheitsgehalt dieses Vorwurfes prüfen will, sollte sich nach einer sauber edierten Fassung des angegriffenen Textes umsehen, er findet sie z. B. in dem Band: Georg Lukács „Probleme des Realismus“ Aufbau-Verlag, Berlin, 1955, Seite 146—183.

Nach dieser Ausgabe nun besteht Lukács' Aufsatz aus einer Einleitung, drei — jeweils mit einem Zwischentitel versehenen und römisch durchnummerierten — Hauptteilen sowie einem — vom letzten Hauptteil durch ein Sternchen getrennten — Schlußresumée. Das dtv-Bändchen enthält den mittleren Hauptteil überhaupt nicht, um diese Kürzung um ein knappes Drittel des Gesamttextes zu verschleiern, hat man bei den Titeln der Teile I und III einfach die

römische Bezifferung unterschlagen: nach zwei Kürzungsklammern im Abschnitt „Zur Ideologie der deutschen Intelligenz in der imperialistischen Periode“ (im Original „I“) folgt am Schluß des letzten Absatzes dieses Teils eine weitere Klammer, die nicht nur für die gestrichenen letzten zwei Seiten dieses Abschnitts, sondern gleichfalls für den gesamten Mittelteil „II Der Expressionismus und die USP-Ideologie“ steht. Nach einer Freizeile folgt bei dtv dann der dritte Zwischentitel, „Schöpferische Methode des Expressionismus“ (im Original „III“), der nur an einer Stelle gekürzt ist.

Die unsauberen Methoden, mit denen der Umfang der Kürzungen hier verschleiert wird, legen den Verdacht nahe, dieser Umfang eben sei nicht technisch, sondern ideologisch bedingt. Bei einer anderen Kürzung nämlich (der neben Lukács einzigen des Bändchens) steht zwischen Titel und Text eine Vorbemerkung des Herausgebers; es handelt sich um den Aufsatz des oben erwähnten Gerd Rühle. Rühle war im Dritten Reich Reichsamtssleiter der NSDAP, Mitglied des Reichstages und Mitglied der Akademie für Deutsches Recht, über seinen Verbleib nach 1945 hat Raabe nichts ermitteln können. Vor seinem Aufsatz bemerkt Raabe: „Um sich das barbarische Vokabular und die brutalen Methoden nationalsozialistischer Literaturpropaganda ins Gedächtnis zu rufen, geben wir einige Auszüge aus einem für die Partei damals richtungsweisenden Artikel gegen den Expressionismus wieder.“ Der Grund für die Kürzung und das Prinzip des Herausgebers in diesem Fall ist damit klar: der betreffende Artikel ist wissenschaftlich wertlos, er soll lediglich Zeitkolorit geben, eine Kostprobe Stürmer-Jargon. Lukács gegenüber glaubt Raabe dagegen auf derartige Genauigkeit verzichten zu können. Warum?

Der von Raabe unterschlagene Mittelteil enthält z. B. Zitate aus Gedichten von Karl Otten, René Schickele, Franz Werfel und Walter Hasenclever, die einzige Kürzung im dritten Teil eliminiert ein langes Zitat aus Hasenclevers Drama „Der Sohn“ samt dazugehöriger Analyse — „denn er legt seiner Untersuchung vor allem die theoretischen Zeugnisse über den Expressionismus (Pinthus, Edschmid), weniger die Dichtungen selbst zugrunde“ (Raabe). Das heiße ich einen Mann erst kastrieren, nur um ihn dann impotent schelten zu können!

Die übrigen Kürzungen dienen offensichtlich dem Zweck, das Niveau des so verstümmelten Textes zu drücken und sich damit die Gegenargumentation zu erleichtern. Im ersten Teil fehlen viereinhalb Seiten (nach der Ausgabe im Aufbau-Verlag) über die Zusammenhänge zwischen erkenntnistheoretischer Grundlegung und gesellschaftlicher Lage der bürgerlichen Intelligenz Deutschlands vor dem ersten Weltkrieg, der dtv-Text setzt mitten im Absatz wieder ein, um anderthalb Absätze später wieder knapp zwei Seiten fortzulassen; der folgende Absatz (mit dem es bei dtv weitergeht) beginnt: „Diese Umstände bewirken . . .“ — eine etwas unvermittelte Formulierung, muß es dem Leser erscheinen, der nicht weiß, daß Raabe hier soviel von den Umständen gestrichen hat. Der Ein-

druck, hier baue einer Dächer, ohne für das Fundament zu sorgen, wird geschickt auch noch an anderer Stelle erweckt. Am Schluß von Teil I sind zwei Seiten ausführlicher Analyse von Wilhelm Worringers „Abstraktion und Einfühlung“ fortgefallen: sämtliche Verweise auf Worringer im Teil III jedoch blieben stehen und wirken nun völlig beziehungslos und aufgesetzt.

Seines inneren Zusammenhanges und vieler kenntnisreicher Analysen geistesgeschichtlicher Zusammenhänge beraubt, wirkt der Aufsatz von Lukács tatsächlich wie eine Probe jener „dogmatischen Literaturtheorie“, als die Raabe die Versuche marxistischer Ästhetik denunzieren möchte. Im Rahmen dieser Absicht darf denn auch der unsäglich primitive Aufsatz Alfred Kurellas ungekürzt erscheinen: dessen Argumentation erledigt sich nun tatsächlich von selbst — nur sagt es kaum etwas gegen ein Skalpell, wenn es in der Hand eines Dilettanten Unheil anrichtet.

Ein Beispiel marxistischer Theorie allerdings bewertet auch Raabe positiv, es ist Ernst Blochs Aufsatz „Diskussionen über den Expressionismus“. Diese reine Apologie entstand 1938 als Antwort auf Kurella, ihre auf Lukács bezogenen Passagen wirken heute schwach, zumal Bloch das Beweisthema über die Literatur auf die bildende Kunst ausdehnt und z. B. Maler wie Chagall und Kandinsky für die umstrittene Richtung reklamiert, wobei man ihm heute kaum noch folgen kann. Immerhin rechnet schon Bloch den Titel der klassischen Anthologie des Expressionismus, die „Menschheitsdämmerung“, unter die „verblasenen Kategorien“. Die „Diskussionen über den Expressionismus“ waren durchaus nicht jene „souveräne, über den Parteidoktrinen stehende“ Aussage, als die Raabe sie hinstellt, sie waren im Gegenteil eine höchst situationsbedingte Apologetik, eine Geste der Fairneß angesichts der rüden Polemik Kurellas. Theoretisch fällt der Aufsatz weit hinter jenen von 1930 „Amusement Co., Grauen, Drittes Reich“ (wiederabgedruckt in „Erbschaft dieser Zeit“, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M., 1962, Seite 61–69) zurück, in dem die geistesgeschichtliche Problematik des Expressionismus wesentlich komplexer gesehen wird. Aber Raabe kommt es wohl kaum auf Erkenntnisse an, er beabsichtigt Glorifizierung.

Am Schluß der letzten Anmerkung bekennt er sich zu dem „verpflichtenden Vermächtnis“, das der Schlußsatz Blochs darstelle: „Das Erbe des Expressionismus ist noch nicht zu Ende, denn es wurde noch gar nicht damit angefangen.“ Dieser Satz ist mittlerweile 27 Jahre alt, und inzwischen haben sich Erben gemeldet, manche von ihnen mit gefälschten Erbscheinen. Gottfried Benn prophezeite 1933: „Was politisch geprägt werden wird, wird nicht die Kunst sein, sondern ein artneues, schon klar erkennbares Geschlecht. Es ist für mich kein Zweifel, daß es politisch in die Richtung jener ghibellinischen Synthese geht, von der Evola sagt, die Adler Odins fliegen den Adlern der römischen Legion entgegen. Diese Adler als Wappen, die Krone als Mythos und einige große Gehirne als Beseeler der Welt. Mythologisch heißt das: Heimkehr der Asen, weiße Erde von

Thule bis Avalun, imperiale Symbole darauf: Fackeln und Äxte, und die Züchtung der Überrasen, der solaren Eliten, für eine halb magische und halb dorische Welt. Unendliche Fernen, die sich füllen. Nicht Kunst, Ritual wird um die Fackeln, um die Feuer stehen.“ Den Aufsatz Benns, dem dieses Zitat entnommen ist, kommentiert Paul Raabe heute so: „Es war eine mutige Apologie der dichterischen Jugend des Expressionismus. Nach einer werbenden Einleitung konnte er um so leidenschaftlicher die Größe und die Grenzen des Expressionismus schildern, noch in dem Glauben, er könne die neuen Machthaber bekehren. Eine solche Apologie des Expressionismus im Dritten Reich war äußerst mutig, sie hat es ein zweites Mal nicht mehr gegeben.“

Da der dtv-Expressionismus bei Benn — im Gegensatz zu Lukács — die römische Bezifferung nicht unterschlagen hat, läßt sich die Stellung des oben Zitierten (und auch des zu Anfang zitierten Zucht-Programms) genau angeben: beide Zitate stehen in Teil V, dem Schlußteil. Zur „werbenden Einleitung“ dürften sie kaum gehören, eher zu der angeblichen leidenschaftlichen Verteidigung. Die Expressionisten dürften in ihrer Mehrzahl an dieser Sorte Verteidigung nicht interessiert gewesen sein; Benn allerdings hat einen derart beflissenen Advokaten seiner Sache wie Raabe wohl nötig, daß diese Verteidigung mit sauberen Mitteln kaum erfolgreich zu führen ist, beweisen nicht zuletzt die Manipulationen am Text von Lukács.

„Größe und Grenzen“ (Benn) oder „Größe und Verfall“ (Lukács) des Expressionismus — Paul Raabe hat seine Wahl getroffen. Daß er das Erbe des Expressionismus ausgerechnet bei Benn anzutreten wünscht, ist seine Sache. Für seine dabei verwandten Methoden jedoch gibt es im Deutschen ein genaues Wort: Erbschleicherei.

Friedrich Hitzer Aufzeichnungen aus dem „Untergrund“

Nicht jede Ablehnung eines Manuskriptes in sowjetischen Verlagen hat politische Ursachen. Es gibt sogar regimefeindliche Sowjetautoren, die schlecht schreiben. Seit es sich herausstellte, daß die Veränderungen in der sowjetischen Literatur mehr Elemente enthalten als die vorübergehenden Erscheinungen einer Wetterlage, ist das Westgeschäft mit der Literatur des „Tauwetters“ eingefroren. Indessen gibt es Leute, die die Tiefen dieser Wetterlage ausloten, die Literaten des

„Tauwetters“ wie Jewtuschenko, Wosnessenskij und Aksionow längst aufgegeben haben und zur sowjetischen „Fließbandliteratur“ rechnen (Elimar Schubbe). Die Neugierde treibt diese heute in den „Untergrund“, den sie nach dem „wahren Rußland“ abtasten. Der „Untergrund“ sind Parties in Moskauer und Leningrader Wohnungen und Zimmern, wo offizielle, halboffizielle und nicht-offizielle Literaten ihre Gedichte und Geschichten vortragen, Wodka trinken, viel rauchen und diskutieren.

Der „Untergrund“ hat eine große Tradition in der russischen Kultur und in seinen Stuben gedeiht nicht nur die Vernunft sondern auch die Schwarmgeisterei. Es wird viel geredet, geschrieben und gelesen in dem Rußland der Sowjets. Wer aber meint, daß nach 50 Jahren Herrschaft der Bolschewiki im Geiste der Russen alles klar sei, die Hirne der Menschen nur dem progressiven Denken der marxistischen Klassiker gehorchen — nach Stalin ein recht mutiges und kompliziertes Unternehmen —, der hat von den Möglichkeiten intellektueller Vielfalt offenbar nur in einem Lippenbekenntnis zum „Pluralismus“ gewisse Vorstellungen. Im übrigen recht einseitige Vorstellungen, die in das Rezept des zynischen Literaten in der sowjetischen Metropole passen: willst du berühmt werden, dann schmuggle ein wenig Totenhausstimmung nach dem Westen. Wer vermag denn aufgrund von zwei bis drei „illegalen“ Texten, die von vierter und fünfter Hand kopiert als Konterbande in den Westen gelangen, wer vermag denn hier die Maßstäbe zu erkennen? Wer vermag zwischen dem pubertären Graphomanen und dem ernstzunehmenden Schriftsteller zu unterscheiden? Will sich der Hanser Verlag wirklich darum bemühen, die klaffenden Lücken russischer Lyrik in deutscher Übersetzung dadurch zu füllen, indem er eine jener unter der Hand kursierenden Moskauer Anthologien herausgibt? Zugegeben, die Bedingungen, unter denen die Literatur Westdeutschlands entsteht, lassen sich mit denen der Sowjetunion nicht vergleichen, und die kulturpolitische Gängelung der Sowjetliteratur hat in der Tat eine Art „Untergrund“ zur Folge gehabt. Doch erinnert der bei Hanser erschienene Band „Phönix“, Junge Lyrik aus dem anderen Rußland, 1964, eher an den Versuch, etwa die „Junge Lyrik aus dem anderen Westdeutschland“ mit Hilfe eines der auf dem Schwabinger Boulevard der kleinstädtischen Sommernachtskünste feilgebotenen Hefte vorzustellen. Der angesehenen Münchner Verlag will doch dem deutschen Leser die „Stimme des anderen Rußlands“ nicht damit zu Gehör bringen, wenn er folgende Strophen veröffentlicht:

Laßt ab von den Fernrohren und Mikroskopen!
Seht euch um — die Welt ist so schlicht:
netzt nicht der Regen das Gras?
Kündet der Tod nicht den Tanz der Sterne?

Ein bekannter russischer Romancier schrieb vor Jahren einmal an einen deutschen Redakteur: „Jeder weiß, daß es in Europa einige Periodica gibt, die speziell dazu bestimmt sind, Rußland zu schaden. Auch die in manchen Ländern Europas erscheinenden Werke mit diesem oder jenem Ziel reißen nicht ab. Diese Bücher spekulieren größtenteils auf die Enthüllung von Geheimnissen... Rußlands... Und was tut das Publikum? Das Publikum glaubt mit der allernäivsten Gutmütigkeit, dies sei die Wahrheit, die heilige Wahrheit und nicht die Spekulation mit den edlen Gefühlen des Lesers, nicht der Verkauf für ein paar Pfunde oder Liter vornehmer Empörung, die auf hervorragende Weise zu zwei Zwecken fabriziert wurde, nämlich Rußland zu schaden und sich selbst zu bereichern.“ Der Verfasser dieser Zeilen war Fjodor Michajlowitsch Dostojewskij. Nicht der Nationalist Dostojewskij hatte das geschrieben, sondern der Kritiker eines über den Dichter Dostojewskij in Würzburg erschienenen Sensationsromans, der sich als biographischer Bericht gerierte. Dostojewskij hielt sich damals in Genf auf (1868) und konnte sich wehren. Die Literaten aus dem sowjetischen Rußland der 60er Jahre wissen oft nicht, wie mit ihnen manipuliert wird. Freilich gibt es auch Ausnahmen.

So erschien 1965 das Buch des sowjetischen Schriftstellers Valerij Tarsis „Die Blaue Fliege“ (bei Hanser). Der Possev-Verlag der exilrussischen Organisation NTS brachte inzwischen auch das zweite Buch des neuen Genius der russischen Literatur auf den Markt — russisch und deutschsprachig. (Der NTS hatte offensichtlich keinen deutschen Verlag für Tarsis „Botschaft aus dem Irrenhaus“ gefunden, ein Buch, das, wie der Klappentext des Possev-Verlags verrät, „Zeugnis gibt vom Kampf des Menschen gegen die Menschenähnlichen“ [!].) Tarsis' „Die Blaue Fliege“, zwei Satiren über das Rußland nach Stalin, war von den Rezensenten sehr gefeiert worden. So hatte C. L. Sulzberger in der „New York Times“ vom 28. 10. 1964 geschrieben, der Autor wisse hier „Dinge zu sagen, die das Sowjetsystem tödlich treffen müssen, und er sagt sie mit einer solchen Kunst und Feinheit, zuweilen mit einer so lässigen Eleganz, daß es einem den Atem verschlägt“. Die Legende wurde in die Welt gesetzt, hier hätte man endlich einen russischen Erzähler, der seiner Gesellschaft die Maske herabreißt, die großen Traditionen des 19. Jahrhunderts wiederaufnehme und die bittere Wahrheit über Rußland schreibe: die Lektüre der Tarsis-Geschichten entlarvt die Legende als ein fragwürdiges politisches Wunschenken.

In der „blauen Fliege“ lesen wir von einem Joann Sinemuchow (= Blaufliege), dem Paß nach Iwan Iwanowitsch Sinebrjuchow (= Blaubauch), der eine lästige Fliege tötet und, von ihrem Tod nachdenklich gestimmt, eine Umwertung aller Werte vornimmt. Sinemuchow reflektiert vor allem über den Sozialismus, was gut an ihm sein sollte und was inzwischen schlecht sei, unterhält sich mit Kollegen und Genossen und kommt in einem Streitgespräch mit Ilja Warsonofjewitsch Apostolow — eine neutestamentarische Assoziation und Karrikatur auf

Chruschtschow — zu dem Schluß, daß die Herrschaft des Kommunismus von einem schrankenlosen Individualismus gebrochen werde. In der zweiten Satire („Rot und Schwarz“ — die Erinnerung an Stendhals Roman ist nicht ohne Absicht!) scheitert ein älterer Philologe guten Willens an der Liebe zu seiner Frau, weil jene vom Regime korrumpiert ist. Was an diesen beiden Geschichten die Satire ausmacht, ist schwer zu erkennen: die Entlarvung des Kleinlichen, die Verspottung der Mieslinge und die didaktische Absicht kommen in diesen Geschichten nicht zum Ausdruck. Sie geben sich kleinlich, sind mies geschrieben (und übersetzt) und ihre Didaktik ist äußerst zweifelhaft.

Heissenbüttel hatte schon in seiner Rezension (Süddeutsche Zeitung vom 8. 9. 1965) die ästhetischen Mängel des Buches aufgedeckt. Dennoch fiel sein Urteil von allzu leichter Hand aus: Tarsis ist in einem Maße engagiert, daß die bloße ästhetische Disqualifizierung sich als hochmütig erweist, zumal er mit der Übergabe seines Manuskriptes an einen westlichen Korrespondenten die zwangsweise Überführung in eine Heilanstalt riskierte. Diese Maßnahme muß keineswegs gegen eine seelische Krankheit sprechen, nur berauben sich die sowjetischen Behörden jeder Glaubwürdigkeit, wenn sich die psychiatrische Klinik erst dann öffnet, nachdem der Autor ein kulturpolitischer „Fall“ wurde.

Tarsis ist ein politisches Phänomen, und was sein Name mit Literatur gemeinsam hat, ist ein vager Eindruck literarkundiger Intentionen, ein immenser Apparat an genauen und ungenauen Zitaten, großen und kleinen Namen (zumeist sind es die großen) der Kulturgeschichte, direkte und indirekte Assoziationen zu philosophischen und belletristischen Texten. Alles dient hier — das heißt den vorgestellten, stark autobiographischen Figuren — als Alibi für eine politische Haltung.

Die Analyse eines Kapitels aus der „Botschaft aus dem Irrenhaus“ soll zeigen, wie Tarsis Literatur macht und wofür er sich engagiert. Es handelt sich um das Kapitel „Golgatha“, das die typischen Merkmale der Tarsis-Texte aufweist.

„Golgatha“ umfaßt 32 Seiten und ca. 5000 Wörter. Die ersten sieben Seiten bringen eine kulturkritische Autobiographie des Helden Almasow-Tarsis mit 22 unmittelbaren Vergleichen aus der Geschichte der Literatur. Sodann häufen sich Namen und Titel aus dem Lexikon, die je nach Sympathie oder Antipathie des Autors klassifiziert werden. Auf seinen 32 Seiten bringt es der Autor zuwege, folgende Namen aus der Geschichte der Kultur unterzubringen (Namen, die er wiederholt nennt, sind mit x markiert): Dostojewskij (x), Turgenjew (x), Grišchin, Paustowskij, Heraklit, Platon, Zenon, Ovid, Claudius, Shakespeare, Bacon, Pascal, Fontane, Marc Aurel (x), ein unbekannter irdischer Weiser, Dorian Gray (x), Beethoven, Balzac, Leonardo da Vinci, Fanini, Nazim Hikmet, Manolis Glesos, Dante und Dantes Hölle, Anna Karenina, Besuchow, Iwan Karamasow, Hamlet, E.T.A. Hoffmann, Gogol, Edgar A. Poe, Hieronymus

Bosch, George Grosz, Salvador Dali, Stalin, Pasternak, Jessenin, Steinbeck, Rosanow, Sologub, Scholochow, Lebedew-Kumatsch, Serchowjenskij, Luzifer, Stolypin, Lenin, Chruschtschow, König Salomon, Madame Bovary, Flaubert, „Schuld und Sühne“ und die Bibel.

Man könnte diese Namen als die gesammelten Erinnerungen an die Lektüre eines sowjetrussischen Bildungsbürgers bezeichnen. Tarsis vermeidet jedoch jeden Hinweis auf seine Privatbibliothek (die er sich doch wohl erst aufgrund der wohlfeilen sowjetischen Buchprodukte leisten konnte). Er beschwört diese Namen als seine Stützen und Leuchten fürs Leben, die er mit einem riesigen Ballast unerträglicher Gemeinplätze verknüpft. Schon die Anspielung des Originals der „Botschaft“ — „Krankensaal Nr. 7“ — auf Tschekows „Krankensaal Nr. 6“ gibt sich als epochales Erbe aus. Kein Kapitel ohne Epithet und die Namen der Großen möchten Vergleiche für einen Helden sein, der wie jene denkt und schreibt, während er vom alltäglichen Leben angeekelt ist — nur, daß er von diesem Leben so gut wie gar nichts zu berichten hat, mit Ausnahme seiner Variationen zu einem politischen Ressentiment. Tarsis' Figuren sind durch nichts motiviert als durch ihre Vorurteile, die in eine scheinbare satirische Konstruktion eingebaut sind. Sie ekeln sich vor dem sowjetischen Alltag, vor der Massengesellschaft, vor dem „leblosen Kehrlicht“ und den „sogenannten Proletariern, die im Endeffekt auf Rußland, auf Europa und die ganze zivilisierte Welt spucken“. Dem gegenüber steht der „große Stolypin“ und sein „großes Rußland“ (weiß Tarsis nicht, daß dies das Rußland des großrussischen Chauvinismus und Imperialismus war, der Ritualmordprozesse, des Terrors der Schwarzen Hundertschaften und der organisierten Pogrome?). Den Namen der „erhabenen Elite der Kultur der Menschheit“ stellt er die Namen der „sogenannten Proletarier“ gegenüber: hier der „Aristokrat Nietzsche“, dort der „bärtige deutsche Philister Karl Marx“, hier die „Aristokraten im Geiste“, dort die „Armen im Geiste“.

Das Kapitel „Golgatha“ weist ein dreistufiges Verhältnis zur Realität auf. Auf der ersten Stufe spielt sich die unmittelbare sinnliche Erfahrung ab. Für diesen Bereich hat Tarsis vier Sätze übrig: „Ich stehe auf.“ „Er setzte sich auf die Bank.“ „Er trat auf den Wagen zu.“ „Er ging.“ Auf der zweiten Stufe spielt sich die durch Emotionen vermittelte Erfahrung ab: „Nirgends fand er Interesse für etwas Wesenhaftes.“ „Das Leben hatte alle ausgebrannt.“ „V. Almasows Seele war jung geblieben.“ „V. Almasow hatte jegliche Vorstellung davon verloren, was die Menschen um ihn her für Gut und Böse, für Moral, für Überzeugung oder Glauben hielten.“ „Almasow hatte Jahre unentwegten Suchens hinter sich. Ohne es zu merken, war er dabei von einem Extrem ins andere gefallen.“ „Er fühlte sich allein mit seinem bitteren Schicksal.“ „Durst marterte ihn“ (nicht nach Wasser, sondern nach Weisheit). Auf der dritten Stufe spielt sich die ideologisch vermittelte Erfahrung ab: „Er hatte gebetet und war Kommunist gewe-

sen, aber überall hatte er nur den gleichen Betrug, die gleiche Heuchelei gefunden und nirgends Interesse für etwas Wesenhaftes.“ „Als er begriffen hatte, daß die russische Literatur tot war, übergab er seine Manuskripte einem ausländischen Journalisten, mit dem er zufällig zusammentraf.“ „So lebte er schon lange, vor allem in den letzten Jahren, nachdem er erkannt hatte, daß der Kommunismus nur eine Abart des Faschismus war.“ Auf Stufe zwei und drei fühlt sich Tarsis-Almasow in seinem Element: sein Realitätsverhältnis ist Ausdruck einer extremen Form der Entfremdung. Aus dem Verlust an sinnlicher Erfahrung kommt eine Verzweiflung, die in Größenwahn umschlägt. Zudem sind die Texte des Autors Tarsis von einem irrationalen Schwanken zwischen Verfolgungswahn und ungezügelter Aggressivität gekennzeichnet. Dem Helden der „Botschaft aus dem Irrenhaus“ ist zuletzt die „Aufgabe zugefallen, der Menschheit den Weg zu weisen“, „Rußland und die Menschheit zu retten“. Denn der Ausgestoßene will „keine schwächliche Natur sein, die sich selbst bemitleidet und mit Genugtuung registriert, wie gemein ihre Gegner sind“. Er glaubt dagegen, daß diese „Hölle eines Tages vernichtet würde. Für dieses Ziel sollte jedes Mittel recht sein. Haß loderte in ihm auf.“

Das Bild vom Menschen und der Gesellschaft bei Tarsis enthält alle Elemente des Faschismus: es ist elitär, autoritär und rassistisch (in der „Blauen Fliege“ spricht er von dem „einen jährlich in den Vereinigten Staaten gelynchten Neger“ — „gewöhnlich ein höchst inferiores Wesen“.) Mancher würde hier wohl auf den subjektiven Antifaschismus von Tarsis verweisen, ein Anspruch, der jedoch nicht mehr als ein Ausspruch ist: Tarsis propagiert die Ideologie des neofaschistischen Antikommunismus, der sich mit der bloßen Gleichsetzung von Kommunismus und Faschismus aus der Affäre ziehen will. Für Gleichgesinnte mag dies eine willkommene Bestätigung sein. Etwa eine Bestätigung ästhetischer Wertmaßstäbe? Folgende Sätze dürften wohl kaum ästhetische Reize auslösen: „Die heutige Menschheit hat klar bewiesen, daß sie des Untergangs im vollen Ausmaß würdig ist. Ich bin ein Humanist — und deshalb glaube ich, daß man mit der Welt ein Ende machen muß.“ („Die blaue Fliege.“) Ist das die „lässige Eleganz“, die C. L. Sulzberger „den Atem verschlägt“?

Es wäre überheblich, wollte man Tarsis nur die dummen und apodiktischen Kalendersprüche der Halbbildung ankreiden, die seine Texte zuhauf enthalten, zumal ihr satirischer Charakter nur vorgespiegelt ist. Beispiele: „Das Gedächtnis ist ein gefährlicher Friedhof, auf dem sich die Gräber eigenwillig auftun.“ („Rot und Schwarz“). Man muß sie dort aufgreifen, wo der Verkauf des „wahren Rußlands“ die Verhöhnung der Humanität kaum mehr verhüllen kann und Tarsis wohl nur als Vorwand für ein fragwürdiges Unternehmen eingesetzt wird. „Leider wurden weiterhin in überreicher Menge schadhafte Exemplare des Menschengeschlechts geboren.“ („Rot und Schwarz“).

Ist Valerij Tarsis ein Symptom der nachstalinischen Ära? Sind seine von „Assoziationen und Gedanken prallen Sätze“ (Hansers Klappentext) ein Beispiel dafür, wie manche Sowjetbürger im „Untergrund“ Kritik führen? Die Diskussion über Tarsis ist notwendig — in der Sowjetunion, und zwar nicht als ein psychoanalytisches, sondern als ein gesellschaftspolitisches Phänomen. Die Klappentexte des Possev-Verlages können kaum verwundern. Wie dagegen Leonard Shapiro diesen sprachlichen Bastard mit Gogols „Toten Seelen“ vergleichen kann, ist schlechthin unbegreiflich: er hat wohl nur Klappentexte zu Tarsis gelesen.

Barbe Funk Mitscherlichs Anstiftung zum Unfrieden

Der Autor möchte dieses Buch der Gattung der Pamphlete zugerechnet wissen, von der er nicht zu Unrecht vermutet, sie sei in Vergessenheit geraten. Man merkt es dieser Streitschrift deutlich an: der Regeln des Streites unkundig, verfällt der Verfasser auf ein langgedehntes Klagelied, dessen zahlreiche Strophen so nachdrücklich darauf bestehen, denselben Text zu repetieren, daß sie in fatale Nähe zum Refrain geraten. Das macht die Lektüre etwas mühsam, vor allem aber betrügt es das Buch um seine Wirksamkeit, an der es als Pamphlet — zu messen wäre. Es ist daher nicht auszuschließen, daß der Autor recht behält mit der wehleidig hellsichtigen Voraussage, diese Seiten würden vergilben wie die anderer Pamphlete zuvor. Der Anlaß jedoch, dem sie sich verdanken, eben die Unwirtlichkeit unserer Städte, sollte sie vor so trübseligem Verenden bewahren. Als Komponenten dieser Unwirtlichkeit werden angegeben: Herzlosigkeit („alte Städte hatten ein Herz“), funktionelle Entmischung, Verprovinzialisierung, Unvereinbarkeit mit dem Begriff Heimat. Fehlerhafte Stadtplanung und mangelhafte Baugesinnung verwüsten das Stadttinnere — an der Peripherie zerstören Vorortsvillen ebenso wie Reihenhäuser und Siedlungsblocks des sozialen Wohnungsbaus das Land. Der Autor fragt: „Muß das so sein?“ Schon in der Vorbemerkung aber ist die Rede vom „Trübsinn der Zeit in einer Sache, die sich ändern ließe — mit etwas Mut zur Einsicht“. Eine in der Tat entmutigende Antwort. Abermals: die Dringlichkeit der Frage sollte ihr Gehör verschaffen. Dem Autor gilt die Stadt als der Herkunftsort aufständischen Denkens, als Schauplatz „der Selbstbefreiung des Menschen“. Stadt ist ihm als „Biotop“ der Ort, an dem vielfältiges Leben sich ins Gleichgewicht bringt; darüber hinaus ist sie „Psychotop“, das heißt Objekt konstanter affektiver Beziehungen ihrer Bewohner. Sie hat ebenso die Verpflichtung zur Gemeinschaft zu enthalten wie die

Garantie individueller Freiheit. Diesen Erfordernissen aber, hergeleitet aus ihrem Inbegriff, genügt die bloß agglomerierte Stadt unserer Tage keineswegs. Ihr mangelt es an Gestalt, an Identität; sie ist nicht gewachsen, sondern produziert, und als Produkt austauschbar gegen andere, gleichgeartete Produkte. Sie entläßt ihre Bürger aus dem „althergebrachten Gefühl der gemeinsamen Verantwortung“ und degradiert sie zu isolierten Einwohnern. Soweit der Befund.

Der Verfasser ist alarmiert und verlangt Aufklärung. Seine Besorgnis ist um so berechtigter, als sie der richtigen Einsicht entspringt, Städte seien „Selbstdarstellungen von Kollektiven“. Das Bemühen aber, dem Übel auf die Spur zu kommen, führt gleich darauf um diese Erkenntnis herum: der gesamtgesellschaftliche Mißstand wird zur Missetat einiger weniger verharmlost. Dringend verdächtigt werden: Architekten, Bauherren, Stadtbauämter, Planungsämter usw. Immerhin billigt man ihnen mildernde Umstände zu, da zwei Gegebenheiten ihr Tun erschwert hätten, als solche werden genannt „die Vermehrung und gleichzeitige Ballung von Menschen mit all den Verkehrsproblemen“ sowie „die Besitzverhältnisse an städtischem Grund und Boden“.

Ohne eine Revision bzw. Einschränkung des Eigentumsrechtes an innerhalb der Stadtgrenzen gelegenen Grundstücken, so meint der Autor, bleibe Stadtplanung mit Nowendigkeit hinter ihrer Zielsetzung zurück. Planung von vernünftiger Urbanität sei erst dann möglich, wenn die öffentliche Hand über ganze Areale kraft Eigentumsrecht verfügen könne. Dem widersetzte sich jedoch die verantwortungslose Selbstsucht derjenigen, deren Privilegien im Privateigentum geronnen seien. „An Unrecht, welches Privilegien zu begründen half, wünscht keiner erinnert zu werden.“ Daher dann das Tabu von der Heiligkeit des Besitzes und seine starke emotionelle Besetzung. Die notwendige Bodenreform aber, so wird versichert, habe überhaupt nichts mit Ideologie zu tun, schon gar nicht verdiene sie, als kommunistisch inspirierte Idee angeschwärzt zu werden. Der besitzende Bürger möge also nicht erschrecken, denn „wenn zwei das gleiche tun, muß es nicht dasselbe sein“ — eine Maxime, die sich bekanntlich dazu anbietet, mißbraucht zu werden.

Nachdem er sich so geflissentlich gegen die mögliche Anschuldigung, sich auf illegalem Boden zu befinden, verwahrt hat, nennt der Verfasser die gesetzliche Regelung, die er auf den vorliegenden Fall angewendet sehen möchte: er fordert die Wiedereinführung der Erbpacht. Dieses Rechtsinstitut entstammt dem Mittelalter und gewährleistet die getrennte rechtliche Behandlung von Grundstück und darauf befindlichem Gebäude. Das Eigentumsrecht am Boden steht dem Lehnsherrn, beziehungsweise der Stadt zu; die Nutzungsrechte jedoch können an private Interessenten verpachtet werden. Die Erteilung des erblichen Baurechts kann von Auflagen abhängig gemacht werden, womit die Stadt ihren Planungsvorhaben — soweit sie sie nicht selber durchführt — Nachdruck zu verleihen imstande ist. Mitscherlichs Vorschlag nun geht davon aus, daß der

öffentlichen Hand das Eigentumsrecht am zu bebauenden Boden bereits zustehe, bzw. sie berechtigt sei, Privateigentum prinzipiell dann zu enteignen, wenn ihre Planungsvorstellungen das erforderlich machen sollten. Der Autor bewegt sich damit weitab von der Realität und gibt sich auch durchaus keine Mühe, Möglichkeiten zur Überbrückung dieser Distanz zu zeigen: er begnügt sich mit dem moralischen Appell an die Grundbesitzer.

Ein weiterer Einwand gegen den Vorschlag ergibt sich aus der Tatsache, daß Städte und städtische Bauwerke nicht unbedingt dadurch gewinnen, daß man ihre Planung bzw. Ausführung mehr oder minder unbeschränkt öffentlichen Institutionen anvertraut. Die Erfahrung lehrt: einfallslose Reglementierung wurde bisher allzu offenkundig mit funktioneller Ordnung verwechselt. Soziale Reformen — so sie überhaupt angestrebt wurden — waren entweder reaktionärer Natur, so die utopischen Träumereien vom „einfachen Leben“, wie sie bis in die Gartenstadtplanungen hineinreichen; oder aber der sozialreformerische Impetus verlor sich an den architektonischen Kult — auch die Cité-Radieuse läßt sich zum Kultgegenstand erheben. Die Amerikanerin Jane Jacobs schlug daher vor, den öffentlichen Wohnungsbau darauf zu beschränken, private Bauinitiative durch Bauzuschüsse aus öffentlichen Mitteln und „garantierte Renten“ zu stimulieren.

Die Abwägung fällt schwer — die reklamierte Regelung nach dem Muster der Erbpacht könnte sich dennoch als Ausweg aus dem unwirtschaftlichen Dilemma anbieten. Zumindest impliziert sie das Ende der Bodenspekulationen — eine beachtenswerte Begleiterscheinung. Hinzuzufügen ist, daß der Weg bereits des öfteren beschritten wurde. Die „freeland“-Initiative, in England von Henry George inspiriert, erstrebte eine ganz ähnliche Lösung. Das Baurecht sollte hier allerdings kein erbliches sein, sondern nur für eine beschränkte Zeit verliehen werden, nach deren Ablauf der jeweilige Hauseigentümer von der Stadt zu entschädigen war. Die Stadt sollte auf diese Weise in regelmäßigen Zeitabständen neu über ihren Boden disponieren können. Als Exempel, an denen diese Regelung praktiziert wurde, ließen sich unter anderem die durch Eindeichung der Zuidersee gewonnenen Gebiete anführen, ferner Teile Wiens nach 1918, mehrere englische Gartenstädte, vor allem das Land Palästina und selbst Bezirke einiger Städte Deutschlands. Nicht zuletzt befindet sich die von der Labour-Regierung eingesetzte Land-Commission auf eben diesem Weg.

Die Eigentumsverhältnisse an Grund und Boden aber sind nur eine der beiden Gegebenheiten, auf die sich exculpierend zu berufen den Architekten und Planungsämtern zugestanden wird. Daneben wird ihnen der Rückgriff auf „die Vermehrung und gleichzeitige Ballung von Menschen“ gestattet. Diese nämlich habe sie, so wird argumentiert, vor Aufgaben gestellt, denen mit den überkommenen Methoden der Stadtplanung nicht länger beizukommen gewesen sei. Dennoch wäre die Unwissenheit von Architekten bzw. Stadtplanern unverzeih-

lich, da unnötig; sie sei erkennbare Folge von unkritischem Bewußtsein und nachlässigem Umfang mit zugänglichen Informationen. So richtig das sein mag, so wenig geht es an, „die psychologische Ahnungslosigkeit und die sozial verblendende Profitgier aller am Bauen Beteiligten“ summarisch der Urheberschaft des Elends zu bezichtigen. Es mag abenteuerlich klingen, doch werden sowohl der „Verfall der kommunalen Gesinnung“, als auch „die Tötung des humanen Antriebs“ zuzüglich der Armseligkeit intrasubjektiver Beziehungen und des asozialen bzw. kriminellen Verhaltens von Jugendlichen der „ungekonnten Planung“, mithin dem Versagen einiger Individuen zugeschrieben. Auf die flüchtige Erwähnung der Möglichkeit, es könne sich hier immerhin um die Manifestation „eines Zerfallszustandes der Gesellschaft“ handeln, folgt die beruhigende Versicherung, das Phänomen sei nur temporärer Natur. Zerstörtes Bewußtsein wird verlegt in „eine peinliche Nachphase der kollektiven Psychose Nationalsozialismus.“ Zu guter Letzt wird auf einige Werbefachleute verschiedener Provenienz noch ein schlechtes Licht geworfen, weil sie diese Phase zu verkürzen offenbar nicht mithelfen wollen.

Solche Argumentation bekundet das Leugnen von Gesellschaft ebenso wie das von Geschichte. Wohl finden sich Hinweise auf eine möglicherweise anders verlaufende Beweisführung, doch wird von dieser Möglichkeit nur inkonsequenter und sparsamer Gebrauch gemacht. Der Verfasser vertritt die Ansicht, das Kollektiv mache zwar Vorschläge bezüglich dieser oder jener Verhaltensweise; Auswahl und Entscheidung aber stünden dann dem Einzelnen frei. Gesellschaft wird hier zum bloßen Quell der Anregung, und das entscheidungsfreudige Individuum befindet über ihren jeweiligen Zustand. Der Autor zeigt sich erstaunt, trotz allem und immer noch auf Entschlußlosigkeit, Konformismus und erstarrte Verhaltensmuster zu stoßen. Er findet das um so unverständlicher, als es doch „ein leichtes wäre, sie durch einen Blick zur Seite zu korrigieren“; die „Auflockerung der Informationsmöglichkeiten“ gar mache solche Unaufgeschlossenheit vollends unbegreiflich. Bleibt zu vermuten, daß „sich hier ein sehr unbewußter Abwehrvorgang gegen die Realisierung der beängstigenden Bevölkerungszunahme vollzieht“. Derlei Ängste sind überflüssig, zumal man der Gefahr der Vermassung bzw. Vergesellschaftung zu begegnen weiß. Die Anweisung lautet auf „bessere Befriedigung der Affekte“.

Gesellschaft, die eben dieser Forderung sich verweigert, wird totgeschwiegen. Arbeit, die möglicherweise keinen befriedigenden Sinn ergibt, wird erträglich beim Gedanken an jene Freizeit, in der sich zu tummeln mannigfaltige Freuden verspricht. Hier findet sich die erforderliche affektive Befriedigung, nicht zuletzt ist hier die Fundstelle der eigenen Identität. Sie liegt ein wenig extraterritorial, aber daran nimmt niemand Anstoß. Nichts überhaupt kann beunruhigen, solange man in frühem Kindesalter genügend „Spielraum“ hatte. Befriedigende affektive Kommunikation und ein Territorium für die eigene Aktivität — das

heißt Spielplätze — sind für das kleine Kind unerläßlich. Geht es aber aus dieser kritischen Phase ohne traumatische Behinderungen hervor, so ist es gefeit selbst gegen „schwerste aus der Umwelt hereinbrechende Belastungen“. Gesellschaftliche Umwelt — auch schadhafte — wird auf diese Weise zur quantité négligeable. Das trifft sich mit der Auffassung, menschliche Bedürfnisse seien a priori fixiert, unveränderlich die gleichen.

Nachlässigkeit im Umgang mit diesen Bedürfnissen rächt sich bitter, verursacht Störungen des emotionalen Gleichgewichts. Gegen dieses „vermeidbare Leid“ stiftet der Verfasser zum Unfrieden an. Er fordert die Beteiligung des in der Menschenkunde bewanderten Psychoanalytikers an der Städteplanung. Dieser soll sich nicht etwa allen dort beschäftigten Spezialisten hinzugesellen, sondern als Instanz kritischen Bewußtseins auftreten. Wofern nur dieser Auftritt gelingt, verschwinden Leid und Beschädigung aus Stadt und Staat. Die Zuversicht ist grenzenlos, stützt sich zudem auf die Beobachtung, daß „es in unserer Gesellschaft einen Trend nach Mündigkeit gibt“. Wenn der nicht so ohne weiteres ersichtlich ist, so liegt es an den am Bauen Beteiligten, die ihn hinter ihren schlechten Hervorbringungen verdecken, während es doch gerade ihre Aufgabe wäre, diesen Trend vorausschauend zu akkomodieren.

Der an Architekten und Stadtplaner adressierte Vorwurf, nicht zuletzt sie hätten wegen ihres Unvermögens einzustehen für die Unwirtlichkeit der Realität, impliziert die Annahme, ihr Metier eigne sich zum Austragungsort von gesellschaftlicher Reform. Solche Vermutungen sind kaum belegbar, dagegen ist festzuhalten, daß soziale Programme, wo sie sich konkretisierten am Entwurf der Idealstadt, noch immer das Moment von Veränderung an diesen einbüßten. Verwiesen sei auf die Idealstadt-Entwürfe des 19. Jahrhunderts (z. B. Pläne von Buckingham, Ledoux und Violet le Duc), die beanspruchten, der sozialen Reform einen Ort inmitten von absolutistischer Geometrie anweisen zu können. Architektur, die — gemessen am ästhetischen Kanon — ins Gewicht fiel, sympathisierte seit je mit der jeweiligen historischen Tendenz, die sie reproduzierte bzw. in gerader Linie fortführte. Der Verdacht, dem sozialen Staat ließe sich eine spezifisch soziale Architektur mit künstlerischem Anspruch nicht finden, bekräftigt sich am Beispiel Amaurotums. In dem Bild, das Morus von dem Regierungssitz Utopias entwirft, korrespondieren Anlage und Architektur dem gesellschaftlichen Ideal, sind Stadtideal und Gebäude ausschließlich vom gesellschaftlichen Zweck gezeitigt; die Architektur Amaurotums aber zeichnet sich gerade dadurch aus, daß sie ästhetisch unerheblich ist.

Unter Umgehung solcher und ähnlicher Überlegungen mutet der Verfasser Architektur und Stadtplanung fraglose Tauglichkeit als Werkzeug der Gesellschaftskritik zu. Er beklagt den Verlust von „stadtbürgerlichen Obligationen“, bedauert die Maßstabslosigkeit der nur dem ungezügelten Eigensinn verpflichteten Bauweise. Daran schließt sich das Postulat, Stadtplanung müsse, um erfolg-

reich zu sein, eine „neue Verpflichtung der Stadt gegenüber“ herstellen. Kein Wort darüber, wie sie das bewerkstelligen soll. Das Vokabular bedient sich hier mit Vorliebe der modalen Hilfsverben „muß, soll“. Nichts als vage Andeutungen bezüglich der Beschaffenheit des vorgestellten neuen „Kanons vom Kollektiv zugelassener Selbstdarstellungen“. Als vorbildlich wird zum Beispiel die Rheinfront Basels erwähnt, an der sich die Verpflichtung der einzelnen Gruppenmitglieder ablesen lasse, das Interesse der ganzen Gruppe zu wahren. Die Zusammensetzung der Interessengruppe bleibt unberücksichtigt, ebenso unterbleibt die Definition der hier verfolgten Interessen. Über der Eigenschaft „verpflichtender Leitbilder“, Stimulans für die Phantasie des Einzelnen zu sein, wird vergessen zu erwähnen, daß von ihnen gewöhnlich Terror ausgeht. Gruppenorientierung derjenigen Gruppe autoritäre Befugnis einzuräumen pflegt, die sich berechtigt glaubt, die Orientierungspunkte zu markieren. Diese Befürchtungen lassen sich nicht durch die Beteuerung aus dem Wege räumen, die Berechtigten trügen kritische Intelligenz in einem avantgardistischen Verein zusammen, dessen Satzungen die Wahrung des Allgemeinwohls zur Pflicht machten, dessen Zielsetzung es sei, „wissenschaftlichen Einsichten Respekt zu verschaffen“. Der bedenkliche Umgang, den diese Gruppe mit dem Wort „Heimat“ pflegt, kann wenig ermuntern, ihr das Vertrauen auszusprechen und sich beruhigt ins Bett zu legen, in dem man, so meint der Autor, entweder zugrunde geht oder unsanft erwacht. Seiner Hoffnung, die Gesellschaft werde — unterschiedlich schnell, früher oder später — erwachen, kann man sich nur anschließen.

Anmerkungen

Heinrich Waltz wurde 1939 geboren, lernte Werbekaufmann und arbeitete längere Zeit als Werbetexter, augenblicklich studiert er Betriebswirtschaft in München.

Die *Kurzgeschichten* stellen eine erste Auswahl aus uns eingesandten Manuskripten dar.

Einen neuen Gedichtband des in Ostberlin lebenden Günter Kunert wird der Carl Hanser Verlag, München, demnächst unter dem Titel „Verkündigung des Wetters“ herausbringen.

Der schwedische Journalist und Kritiker Thomas von Vegesack stellte für uns eine Dokumentation über „Die Ermittlung“ zusammen. Äußerungen von Peter Weiss wurden dabei z. T. aus dem Englischen und Schwedischen (rück-)übersetzt, wodurch sich eventuelle Abweichungen von bestehenden autorisierten Fassungen erklären. Wir ergänzen diese Zusammenstellung durch Beispiele unterschiedlicher Stellungnahmen: die „Marginalie“, die Prof. Dr. Ludwig Marcuse am Abend der Uraufführung im Bayerischen Rundfunk sprach und für dieses Heft überarbeitet und erweitert hat, ferner die für dieses Heft geschriebenen Beiträge der in München lebenden Ingrid Drexel und des am Institut für Theaterwissenschaft der Humboldt-Universität arbeitenden Joachim Fiebach.

Der Intendant der Freien Volksbühne in (West-) Berlin, Erwin Piscator, steuerte zu diesen theoretischen Überlegungen noch das Fazit eines Praktikers bei.

Prof. Dr. Leo Kofler lebt als freier Wissenschaftler in Köln. Wir hoffen, daß seine prononcierten Thesen eine in der BRD überfällige Diskussion innerhalb der theoretischen Linken provozieren helfen.

Die in Halle lebende Lyrikerin Sarah Kirsch stellten wir bereits in „kürbiskern 1/66“ mit einigen Arbeiten vor.

Wolf-Dieter Bach übersetzte für uns den Artikel über den „american way of death“ in Vietnam, den wir dem „National Guardian“, The Progressive News-weekly, New York, vom 18. Dezember 1965 entnahmen.

H.-Günter Wallraff, Jahrgang 1942, wurde zunächst als Buchhändler ausgebildet, bevor er — nach einer Kriegsdienstverweigerer-Odyssee bei der Bundes-

Elmar Altvater ist Diplom-Volkswirt in München.

wehr und Trampfahrten durch Skandinavien — begann, in verschiedenen Industriebetrieben zu arbeiten und Reportagen darüber zu veröffentlichen. Er las bei der Herbsttagung der Gruppe 61 in Dortmund, die hier vollständig abgedruckte Reportage wurde in gekürzter Form bereits von der Gewerkschaftszeitung „Metall“ veröffentlicht, die bereits einige Veränderungen des Beschriebenen zur Folge hatte.

Wallraffs Reportagen erscheinen im Verlauf dieses Jahres im Verlag Rütten + Loenig, München

Den Brief des Generals Budjonny übersetzte Hedy Pross-Werth, der wir auch den Hinweis auf die Reaktion Isaak Babels verdanken. Beides wurde erstmalig in der 1962 bei der Europäischen Verlagsanstalt Frankfurt herausgegebenen Festschrift für V. O. Stomps „guten morgen vaou“ publiziert.

Günter Grass Die Plebejer proben den Aufstand

Ein deutsches Trauerspiel

108 Seiten, englische Broschur DM 6,50
Luchterhand



kürbiskern 1/65

1. September 1965

Pablo Neruda	Abschiede
Heinar Kipphardt	Szenen aus „Joel Brand“
Hermann Kant	Die Aula
Martin Walser	Erdkunde
Karl Mickel	Prosa und Lyrik
Christian Geissler	Kalte Zeiten
	Der „Fall“ Peter Weiss
Yaak Karsunke	Gespaltene deutsche Literatur
Friedrich Hitzer — Werner Bräunig	Briefwechsel, die neueste Literatur betreffend
Harun Faroghi	Prosaische Praxis
Hans Heinz Holz	Der marxistische Eschatologe Ernst Bloch
Erich Fried	Zwei Gedichte
Jakob Mader	Parabase auf einen traumatischen Zustand
Protokoll	Mutter Kuraasch und die Söhne der Deutschen
H. Faroghi	Helen Brown „Sex im Büro“
B. Funk	Ernest Dichter „Strategie im Reich der Wünsche“

kürbiskern 1/66

1. Dezember 1965

Pawel Wassiljew	Lied der deutschen Arbeiter
	Der „Fall“ Wolfgang Graetz
Wolfgang Graetz	Der vergebliche Aufstand
Günter Kunert	Die Waage
Herbert Asmodi	Stirb & werde
Peter Hacks	Margarete in Aix
Uve Schmidt	Hinter den Bergen
Georg Maurer	Was vermag Lyrik
	Junge Lyrik aus der DDR
Gerhard Wolf	Menetekel und Schattengefecht
André Müller	Was soll aus den Ruhrfestspielen werden?
Erich Fried	Allerlei Theater
Yaak Karsunke	Haifischflossen im Supermarkt
Klaus Völker	Tassow und Marski
Herbert Marcuse	Ist der „18. Brumaire“ veraltet?
Wolf Biermann	Die Legende vom Soldaten im dritten Weltkrieg
Jakob Mader	Peripheres Europa
Protokoll	Lebenslauf Peter A. Borchert

Kindlers Literatur Lexikon

7 Bände mit je 3000 Spalten und 18 000 Werkbeiträgen sowie 300 farbigen Bildtafeln, 60 Illustrationen und Autographen im Faksimile.

Ich zögere nicht, dieses Lexikon als eines der kühnsten und nützlichsten Unternehmen zu nennen, die auf dem Sektor der Geisteswissenschaften nach dem Krieg in unserem Land erschienen sind.

Prof. Dr. Walter Jens, Universität Tübingen

Eine Bibliotheken ersetzende Ergänzung aller nur denkbaren Literaturgeschichten, die sich bald als unentbehrlich erweisen wird.

Prof. Dr. Herbert G. Göpfert, Universität München

Ich gratuliere dem Verlag zu einer solchen Enzyklopädie, die noch von Generation benutzt werden wird.

Prof. Dr. Benno von Wiese, Universität Bonn

»KLL« — Mit den magischen drei Buchstaben unter vielen von der Redaktion verfaßten Artikeln steigt ein Stern in die Nacht deutscher Lexikographie:

Kindlers Literatur Lexikon.

Rolf Michaelis in »Frankfurter Allgemeine«

Kindlers Malerei Lexikon

6 Bände mit je 840 Seiten und 4200 Gemälde-Reproduktionen, davon 1200 in Farbe.

Man schaffe einen Nobelpreis für verlegerische Taten — der erste Preisträger stünde fest.

Heinz Ohff in »Der Tagesspiegel«

Wie oft man diesen ersten Band auch aufschlägt, man stößt auf Bilder, die in noch so umfassenden Kunstgeschichten fehlen.

Carl Linfert in »Die Welt der Literatur«

Die ausgelaugten Stilbegriffe werden durch Anschauung ersetzt.

Gottfried Sello in »Die Zeit«

Die großartigste Huldigung an den künstlerisch schöpferischen Menschen aller Völker und aller Zeiten, ein Hohelied der Buchtechnik auf die Malerei: die größte und glanzvollste Galerie — zwischen Buchdeckeln.

Hans Strelow in »Rheinische Post«

Subskriptionspreis pro Band
in Ganzleinen: DM 127,50
Späterer Ladenpreis pro Band
in Ganzleinen: DM 150,00
Sie sparen also bei sofortiger
Bestellung der 7 Bände DM 157,50
Den bereits erschienenen Band I legt
Ihnen jede gute Buchhandlung
gern unverbindlich vor. Band II
erscheint am 15. August dieses
Jahres. Das Gesamtwerk wird 1969
abgeschlossen sein.

Subskriptionspreis pro Band
in Ganzleinen: DM 148,00
Späterer Ladenpreis pro Band
in Ganzleinen: DM 174,00
Sie sparen also bei sofortiger
Bestellung der 6 Bände DM 156,00
Die bereits erschienenen Bände I
und II legt Ihnen jede gute Buch-
handlung gern unverbindlich vor.
Band III erscheint am 15. Mai dieses
Jahres. Das Gesamtwerk wird 1967
abgeschlossen sein.

INHALT

Johannes Bobrowski: Das Dorf Tolmingkehmen 3

Jakob Mader: Intelligenz und Kulturpolitik 4

Heinrich Waltz: Prosaische Lyrik 25

Ino Cesaro, Anna Dünnebier, D. Michalov, Anita Kaetzke:
Vier Arten eine Geschichte zu erzählen 31

Günter Kunert: Gedichte 44

KRITIK

Friedrich Hitzer: Gespräch mit Michail Romm 50

Thomas von Vegesack: Dokumentation zur „Ermittlung“ 74

Ludwig Marcuse: Was ermittelte Peter Weiss? 84

Ingrid Drexel: Propaganda als Gottesdienst? 90

Joachim Fiebach: Marginalien zu einem deutschen Oratorium 96

Erwin Piscator: Nach-Ermittlung 100

KLASSENKAMPF

Leo Kofler:

Die drei Hauptstufen der dialektischen Gesellschaftsphilosophie 103

Sarah Kirsch: Legende über Lilja 120

Der »american way of death« in Süd-Vietnam 122

Elmar Altvater: Ein Ende der Lohnpreisspirale? 125

Protokoll: H. Günter Wallraff auf der Werft 136

ÄXTE & EICHEN

Sünden-Babel 150

GLOSSEN UND REZENSIONEN

Torsten Carecz: Haut den Lukács! 154

Friedrich Hitzer: Aufzeichnungen aus dem Untergrund 159

Barbe Funk: Mitscherlichs Anstiftung zum Unfrieden 165

Anmerkungen